This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

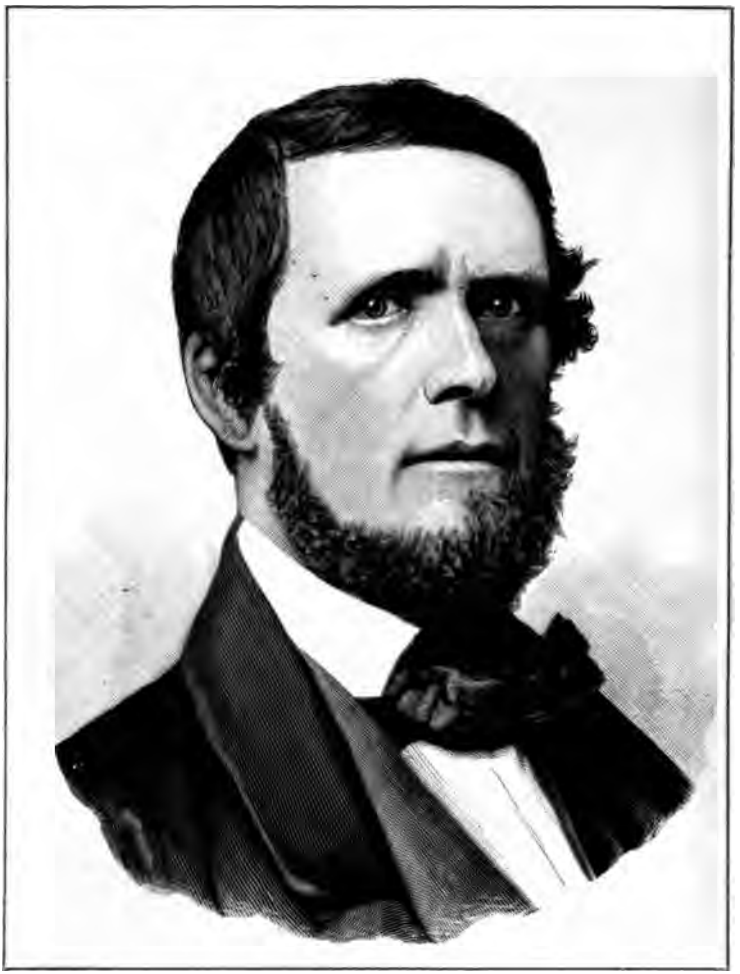
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY O
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Wilhelm Weitling

Garantien der Harmonie und Freiheit

Von Wilhelm Weitling

Jubiläums-Ausgabe

Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68

Garantien der Harmonie und Freiheit

Von Christian Wilhelm Weitling

Jubiläums-Ausgabe

Mit einer biographischen Einleitung
und Anmerkungen herausgegeben
∴ ∴ von Fr. Mehring ∴ ∴

Berlin 1908
Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68
(Hans Weber, Berlin)

Gen. Lib.
Hardman
5-21 49
539271

HX
708
.W43
1908

Sozialiſtiſche Neudrucke

II

MLC

Gen. Lib.
Hardman
5-21-49
539271

HA
708
.N43
1908

Sozialistische Neudrucke

II

Gen. Lib.
Hand...
5-21 49
539271

HX
708
.W43
1908

Sozialiſtiſche Neudrucke

II

MLC

Einleitung.

innen weniger Monate vollendet ſich ein Jahrhundert ſeit der Geburt Wilhelm Weitlings, der dem erſten Jahrzehnt der deutſchen Arbeiterbewegung das geiſtige Gepräge gegeben hat. Sein Name iſt heute noch unvergeſſen in den Reihen des kämpfenden Proletariats, aber ſeine Gedanken ſind ihm fremd geworden, mit Recht und mit Unrecht.

Mit Recht, denn dieſe Gedanken können dem proletariſchen Klaſſenkampfe nicht die richtigen Wege weiſen, wie ſie es ſelbſt bei Lebzeiten Wilhelm Weitlings ſchon nicht mehr konnten; Weitling hat in vollem Maße das herbe, das tragiſche Los erfahren, von den Wellen verſchlungen zu werden, denen nicht zuletzt ſein Spaten die hemmenden Dämme abgetragen hatte.

Mit Unrecht, denn jenes erſte Jahrzehnt der deutſchen Arbeiterbewegung, von deſſen Lippen vor anderen Weitling das Siegel gelöſt hat, gehört zu ihren rühmlichſten Erinnerungen. Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt, und die deutſchen Arbeiter der Gegenwart dürfen mit Genugtuung und Stolz ihrer Vorfahren gedenken, die vor zwei Menſchenaltern durch den Mund Wilhelm Weitlings ihre Klagen erhoben, ihre Hoffnungen verkündet, ihre Forderungen begründet haben.

Er ſelbſt ſagt in ſeiner bedeutendſten Schrift: „Der Fortſchritt iſt ein Geſetz der Natur, ſein Stillſtand iſt die allmähliche Auflöſung der Geſellſchaft. Dieſe zu verhindern, jenen zu befördern iſt unſer aller Sache und nicht die einer privilegierten Kaſte. Darum habe auch ich mich an dieſes Werk gemacht; meine zahlreichen Kameraden ſprachen mir dazu Mut ein. Du, ſagten ſie, teilſt unſere Meinungen, kennſt unſer Verlangen und unſere Wünſche, wir geben Dir die Gelegenheit, alſo auf, mache Dich rüſtig an die Arbeit, ſo lange Du noch dazu die

Kraft in Dir fühlſt. Das war der Aufmunterung genug! was brauchte es da mehr. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für ſie; hätte ich es nicht getan, hundert andere hätten ſich ſtatt meiner dafür gefunden; aber ich hatte die Gelegenheit, mithin war es meine Pflicht, ſie zu benutzen. Vorliegendes Werk iſt alſo nicht mein Werk, ſondern unſer Werk; denn ohne den Beiſtand der anderen hätte ich nichts zuſtande gebracht. Die geſammelten materiellen und geiſtigen Kräfte meiner Brüder habe ich in dieſem Werke vereinigt. Dieſe Zuſammenſtellung wird aber in der Folge noch bedeutend verbeſſert werden, denn vollkommen iſt nichts unter der Sonne." Nun, verbeſſert worden iſt das Werk ſeit ſeinem erſten Erſcheinen bedeutend, wenn auch nicht, wie er hoffte, durch den Verfaſſer ſelbſt, aber für ſeine Zeit war es ein großer Fortſchritt, der ihm von den Feinden noch draſtiſcher bezeugt wurde, als von den Freunden.

Es warf ſeinen drohenden Schatten ſelbſt über die Völker, die ſich damals rühmten, die freieſten des Erdballes zu ſein. Die Gelehrten und Staatsmänner der Schweiz, die mit ihrem ſagenhaften Tell und ihrem nicht minder ſagenhaften Winkelried prahlten, ehrten des Landvogts Angedenken durch ein Ausnahmegeſetz gegen Weitling und Weitlings Genoſſen; die Gelehrten und Staatsmänner des franzöſiſchen Julikönigtums machten ihre Sbirren mobil, um die löſchpapierenen Hefte des armen Schneidergeſellen zu verbrennen, und ſelbſt das Weltblatt der engliſchen Bourgeoiſie ſchlug ſich in langen Artikeln mit dieſem beredten Vorkämpfer des Proletariats.

Dafür wurde die Schrift Weitlings um ſo freudiger begrüßt von den freien Geiſtern ihrer Zeit, von keinem freudiger als von Karl Marx, der zwei Jahre nach ihrem Erſcheinen ſchrieb: „Wo hätte die Bourgeoiſie — ihre Philoſophen und Schriftgelehrten eingerechnet — ein ähnliches Werk wie Weitlings Garantien der Harmonie und Freiheit in bezug auf die Emanzipation der Bourgeoiſie — die politiſche Emanzipation — aufzuweiſen? Vergleicht man die nüchterne, kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutſchen politiſchen Literatur mit dieſem maßloſen und brillanten Debüt der deutſchen Arbeiter; vergleicht man dieſe rieſenhaften Kinderſchuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politiſchen Schuhe der deutſchen Bourgeoiſie, ſo muß man dem deutſchen Aſchenbrödel eine Athletengeſtalt prophezeien. Man muß geſtehen, daß das deutſche Proletariat der Theoretiker des europäiſchen Proletariats,

wie das englische Proletariat sein Nationalökonom und das französische Proletariat sein Politiker ist. Man muß gestehen, daß Deutschland einen ebenso klassischen Beruf zur sozialen Revolution besitzt, wie es zur politischen unfähig ist."

So glauben wir denn, den hundertsten Geburtstag Wilhelm Weitlings nicht würdiger feiern zu können, als indem wir seine Hauptschrift, die seit dem Jahre 1849, also seit nahezu sechzig Jahren, nicht mehr aufgelegt worden ist, den deutschen Arbeitern wieder zugänglich machen, mit einer Einleitung über das Leben und das Wirken ihres Verfassers, als dem historischen Hintergrunde, der zu ihrem erschöpfenden Verständnis notwendig ist.

* * *

Beginnen wir mit der ersten Urkunde von Weitlings Dasein, seinem Taufschein aus dem Kirchenbuche der St. Johanniskirche in Magdeburg. Er lautet: „Christiane Erdmuthe Friederike Weidlingen, aus Gera gebürtig, hat am 9. Oktober 1808 ihren unehelichen Sohn, welcher den 5. Oktober 1808, Nachmittags $^{3}/_{4}4$ geboren, taufen lassen, Namens Wilhelm Christian. Wohnte im neuen Weg in den Logenhäusern — durch Pastor Zieme. Taufzeugen: Schuhmachermeister Joachim Friedrich Kämpf, Maurergeselle Johann Heinrich Weidling." Vater des Kindes war der französische Offizier Terijon.

Da Weitling das Andenken seines Vaters immer in Ehren gehalten und noch einem seiner Söhne den Namen Terijon gegeben hat, so scheinen seine Eltern nicht bloß in einem vorübergehenden Verhältnis gestanden zu haben. Doch ist der Vater schon 1812 auf dem russischen Feldzuge Napoleons verschollen, und so hat Weitling mindestens von seinem vierten Lebensjahre an alles Elend eines unehelichen Proletarierkindes zu erdulden gehabt. Er selbst hat wohl gesagt, dies Elend sei so bitter gewesen, daß er ein Grauen davor empfinde, es zu beschreiben, aber seine Mutter, deren er in einem Gedichte aus seiner Züricher Gefängniszeit mit rührender Liebe gedenkt, scheint doch alle Kraft daran gesetzt zu haben, ihm den Lebensweg zu ebnen; er konnte die mittlere Bürgerschule in Magdeburg besuchen und die Damenschneiderei erlernen, die ihm nach harter Lehrzeit verhältnismäßig reichen Lohn versprach.

Mit zwanzig Jahren verließ Weitling seine Vaterstadt und auch sein preußisches „Vaterland", dem er den Kuhfuß zu schleppen sich nicht gedrängt fühlte; wie er selbst später er-

zählte, entzog er ſich der Militärpflicht durch einen falſchen Paß, mit dem er zehn Jahre lang durch Deutſchland wanderte. Im September 1830 erlebte er in Leipzig, wo er bei den Damenſchneidern Höpfner und Walſach arbeitete, das Septemberrevolutiönchen, über das er ſich in ſeiner Hauptſchrift luſtig macht; damals trat er zuerſt an die Öffentlichkeit mit einem kleinen ſatiriſchen Gedichte, das bei einem öffentlichen Umzug als Transparent verwandt und dann in ein paar Leipziger Blättern gedruckt wurde. Von Leipzig ging er 1832 nach Dresden und 1834 nach Wien, wo er ſehr lohnende Arbeit fand; in einem Artikel, den nach ſeiner Angabe nur er und noch jemand in ganz Wien machen konnte, erreichte er einen Verdienſt, der ſich für die Stunde Arbeit auf einen Gulden und in der Woche oft auf ſiebzig Gulden belief. Weitling war auch in ſeinem Handwerk ein anſchlägiger und erfindungsreicher Kopf, wie er noch in ſeinem Alter beſtätigen ſollte, und auch ſchon in ſeiner Jugend beſtätigt hat, falls ihn ſein Gedächtnis nicht getäuſcht haben ſollte über die Höhe des Lohnes, den er in Wien verdient haben will.

Nach einer bekannten Anekdote, die für bürgerliche Hiſtoriker das nahezu einzig wichtige und jedenfalls weitaus intereſſanteſte an Weitlings Leben iſt, hat ihn aus Wien die Rache eines Erzherzogs vertrieben, den der hübſche und geſcheite Schneidergeſelle in der Gunſt einer jungen Dame ausgeſtochen haben ſoll. Weitling ſelbſt gibt einen anderen Grund dafür an, weshalb er im Jahre 1835 von Wien nach Paris überſiedelte. „Die Sehnſucht nach gleichgeſinnten Männern trieb mich fort nach Paris, wo ich, um mich zu nähren, das Männerkleidermachen lernte und mit einem jährlichen Verdienſt von zirka 700 Franken kümmerlich leben mußte und mich doch nicht wieder nach den Fleiſchtöpfen Ägyptens ſehnte. Und ich habe es nie bereut.“ Allerdings kehrte Weitling im Jahre 1836 noch einmal nach Wien zurück, was einerſeits die Möglichkeit ausſchließt, daß die Geſchichte mit dem Erzherzog 1835 paſſiert ſein kann, aber andererſeits die Möglichkeit eröffnet, daß ſie im Jahre 1837 paſſiert iſt, als Weitling zu nunmehr dauerndem Aufenthalt nach Paris ging. Allein die Opferfähigkeit, die Weitling all ſein Lebtag für ſeine Ideale bewährt hat, geſtattet keinen Zweifel an den Beweggründen, die er ſelbſt für ſeinen Eintritt in die kommuniſtiſche Agitation angegeben hat.

Er war ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalt in Paris dem Bunde der Geächteten beigetreten, der ſich während ſeiner Abweſenheit zum Bunde der Gerechten gewandelt hatte.

* * *

Der Bund der Geächteten wurde im Jahre 1834 von deutſchen Flüchtlingen in Paris gegründet, den Opfern der deutſchen Demagogenhetze, die nach Kotzebues Ermordung durch Sand und dann wieder nach der Julirevolution von 1830 von den deutſchen Deſpoten, mit dem preußiſchen König an der Spitze, vertrieben worden waren. Der Bund verfolgte demokratiſch-republikaniſche Ziele, wie die franzöſiſche Geſellſchaft der Menſchenrechte, deren deutſche Filiale er gewiſſermaßen bildete, und wie dieſe war er als geheime, hierarchiſch abgeſtufte Verſchwörungsgeſellſchaft mit unbedingtem Gehorſam gegen die geheimen Oberen organiſiert. Die franzöſiſche Muttergeſellſchaft krachte jedoch im Jahre 1835 zuſammen nach geſcheiterten Aufſtandsverſuchen in Paris und Lyon, einem Rieſenprozeß, der ihr angehängt wurde und der nicht eben rühmlichen Flucht ihrer bekannten Führer aus der Unterſuchungshaft.

Aber an ihre Stelle trat ſofort die Geheime Geſellſchaft erſt der Familien, dann der Jahreszeiten unter der Führung begabterer und tatkräftigerer Männer, wie Barbes und Blanqui. In dieſer Geſellſchaft überwog das proletariſche Element ſchon ſo ſehr die kleinbürgerliche Richtung, wie in der Geſellſchaft der Menſchenrechte noch das umgekehrte Verhältnis beſtanden hatte. Die Geſellſchaft der Jahreszeiten knüpfte an Babeuf an, an ſeine Theorie und ſeine Praxis. Daraus ergab ſich freilich auch, daß ihr Programm nur erſt die unbehilflichſte Form des Kommunismus vertrat, die ſich auf die bürgerlich-ideologiſche Forderung der Gleichheit gründete, und daß ihre Taktik ſich in der Vorbereitung eines revolutionären Handſtreichs erſchöpfte, der, von einer kleinen, wohlorganiſierten Minderheit geführt, die Volksmaſſe mit ſich reißen und eine ſiegreiche Revolution herbeiführen ſollte. Barbes und Blanqui waren echte Revolutionäre, die ſich mit gutem Recht Männer der Tat nennen durften, aber ſie waren im Grunde doch nur erſt politiſche Revolutionäre, die zwar mit den Leiden der Arbeiterklaſſe ſympathiſierten, aber weder eine ſozialiſtiſche Theorie beſaßen, noch beſtimmte praktiſche Mittel einer ſozialen Umwälzung kannten.

Dieſelbe Entwickelung machte nun auch der Bund der Geächteten durch, wenn auch keineswegs in ſklaviſcher Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Vorbild. In ſeinem Denken und Empfinden hatte die ſoziale Note von Anbeginn ſtärker vibriert, als in der Geſellſchaft der Menſchenrechte. Der Kern ſeiner Mitglieder beſtand aus Handwerksburſchen, die ſich lebhaft für Lamennais begeiſterten, einen ſchwärmeriſchen Prieſter der katholiſchen Kirche, der das Elend der Maſſen in ſo beredten und glühenden Worten zu predigen wußte, daß die geängſtigte Bourgeoiſie in den Wutſchrei ausbrach: „Das iſt die rote Freiheitsmütze, auf das Kreuz geſetzt, das iſt die Apokalypſe des Satans, das iſt Babeuf, gepredigt von Ezechiel.“ In den Worten eines Gläubigen, die Lamennais verfaßt und Börne ins Deutſche überſetzt hatte, ſah der Bund der Geächteten ſeine Programmſchrift.

Freilich war Lamennais deshalb weder ein Revolutionär noch ein Sozialiſt; allen ſozialiſtiſchen Syſtemen ſagte er nach, daß ſie die Menſchen noch unter den Neger, ja unter das Tier erniedrigen wollten, und er hatte kaum den Bannfluch der römiſchen Kirche verdient, der ihn traf. So empfanden die deutſchen Handwerksburſchen, die nach ihrer ganzen Erziehung eine ſozialiſtiſche Verkleidung der Religion ſehr anziehen mußte, bald den Widerſpruch zwiſchen dieſem gleißenden Phantom und dem, was ihnen wirklich nottat. In der Monatsſchrift, die der Bund der Geächteten herausgab, läßt ſich Schritt für Schritt verfolgen, wie ihr proletariſches Klaſſenbewußtſein erſtarkte und ſich namentlich auch darüber klar wurde, daß die Propaganda eine mächtigere Waffe ſei, als die Verſchwörung. Dieſe Anſicht verfocht namentlich der Privatdozent Theodor Schuſter aus Göttingen gegen den Privatdozenten Jacob Venedey aus Heidelberg, und es kam darüber zu einer Spaltung des Bundes. Unter der Führung Schuſters ſchieden die vorgeſchrittenen Elemente aus und bildeten den Bund der Gerechten, der ſich eine demokratiſche Verfaſſung gab und dem Kommunismus zuwandte, wobei es jedoch keineswegs auf eine bloße Kopie des Babouvismus abgeſehen war. Der Bund der Geächteten ſchlief danach bald ein.

So hatten ſich die Dinge entwickelt, als Weitling im Jahre 1837 nach Paris zurückkehrte. Er hat ſpäter behauptet, die Spaltung ſei nur durch die Eiferſüchteleien der Führer hervorgerufen worden; eine ſozialiſtiſche Richtung habe im

Bunde der Gerechten noch gar nicht existiert, sondern sie sei erst durch seine Schriften hineingebracht worden. Diese Ansicht Weitlings ist vollkommen irrig und wird schon dadurch widerlegt, daß er fast in demselben Atemzuge erklärt, er habe seine erste Schrift im Auftrage der Bundeszentralbehörde verfaßt, die dazu veranlaßt worden sei, durch den Wunsch der Mitglieder, die Möglichkeit der Gütergemeinschaft nachgewiesen zu sehen. Indessen, wenn man auch davon absehen will, so liegen in der Monatsschrift, die der Bund der Geächteten herausgab, die urkundlichen Beweise dafür vor, daß sich in ihm eine proletarisch-revolutionäre Richtung entwickelte. Gerade ihr Wortführer Schuster scheint auch von dem „puren Ehrgeiz", den Weitling wittert, weit entfernt gewesen zu sein; er verschwindet von nun an so gut wie ganz aus der deutschen Arbeiterbewegung, obgleich er, wie seine Aufsätze zeigen, für seine Zeit ein auffallend freier und klarer Kopf gewesen ist.

Wenn also Weitling in diesem Punkt irrt und statt seines wirklichen Ruhms, der getreue Dolmetsch seiner Klasse in einer gegebenen Zeit gewesen zu sein, den imaginären Ruhm eines überlegenen Genius beansprucht, der seiner Klasse das Heil gebracht habe, so hat er dagegen recht, gegen eine Behauptung zu protestieren, die nach seinem Tode noch oft genug laut geworden ist wie schon bei seinen Lebzeiten, gegen die Behauptung nämlich, daß Cabet die kommunistische Entwickelung im Bunde der Gerechten veranlaßt und Weitling selbst nur ein Nachbeter Cabets gewesen sei. Was darüber zu sagen ist, hat Weitling selbst durch den einfachen Hinweis darauf erledigt, daß seine erste Schrift, die im Keime bereits alle Ideen enthält, die er in seinen späteren Schriften ausführlich entwickelt hat, Ende des Jahres 1838 veröffentlicht worden ist, während Cabets Utopie erst im Jahre 1840 erschien. Jedoch verknüpft sich mit diesem Prioritätsstreit eine Frage von ungleich tieferem und weiterem Zusammenhange, eine Frage, die entscheidend ist für die historische Stellung Weitlings, seines Lebens sowohl wie seiner Lehre.

Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts waren sozialistische Ideale und Systeme in Masse produziert worden, doch in all ihrer Mannigfaltigkeit, ob sie nun eine völlig neue Gesellschaft entwarfen oder eingreifende Reformen der kapitalistischen Gesellschaft befürworteten, waren sie auf die Einsicht und den guten Willen der besitzenden Klassen berechnet,

die durch eine friedliche Propaganda von der Notwendigkeit dieſer Reformen oder Umwälzungen überzeugt werden müßten. Die Arbeiterklaſſe war zwar das Objekt, aber keineswegs das Subjekt dieſes Sozialismus in all ſeinen Schattierungen, und ſie ſelbſt ſchien auch nicht danach zu verlangen; ſoweit ſie ſich überhaupt regte, geſchah es in den Gebieten ihrer friſcheſten und mächtigſten Ausbeuterin, der Bourgeoiſie, nicht um ſie zu bekämpfen, ſondern um ſie zu unterſtützen in ihrem Kampfe gegen den Feudalismus mit ſeinen überlebten Ausbeutungsmethoden. Erſt als die franzöſiſche Bourgeoiſie in der Julirevolution von 1830 und die engliſche Bourgeoiſie in der Reformbill von 1832 das Heft in die Hand bekommen hatten, begann in dieſen Ländern der Kampf der arbeitenden gegen die beſitzenden Klaſſen: in hoffnungsloſen, ſchnell niedergeworfenen Aufſtänden, die von vornherein ſo ausſichtslos waren, daß niemand ſie härter verurteilte und logiſcherweiſe auch verurteilen mußte als der Sozialismus, der dieſelben beſitzenden Klaſſen, von deren Einſicht und gutem Willen er allein das Heil der Arbeiterklaſſe erwartete, durch den proletariſchen Klaſſenkampf ohne jeden vernünftigen Zweck erbittert werden ſah.

Sonach handelte es ſich in den Jahren und Jahrzehnten nach der franzöſiſchen Julirevolution und der engliſchen Reformbill nicht darum, irgendein neues ſozialiſtiſches Syſtem zu erſinnen, deren es genug und übergenug gab, noch auch darum, irgendeinen neuen Arbeiteraufſtand anzuzetteln, der von vornherein verloren geweſen wäre. In der Tat ſetzte ſich die hiſtoriſche Logik auch durch, indem die ſozialiſtiſchen Schulen immer reaktionärere oder im günſtigſten Fall immer gleichgültigere Spielereien bürgerlicher Ideologie wurden, die Arbeiteraufſtände aber um das Jahr 1840 herum aufhörten, in Paris und Lyon, wie in Birmingham und Mancheſter. Um dieſelbe Zeit begannen aber die Verſuche — namentlich in Frankreich, dem Hauptlande dazumal ſowohl der Revolution als auch des Sozialismus — Arbeiterbewegung und Sozialismus zu verſöhnen, ihnen ein gemeinſames Bett zu graben, da die eine wie die andere im Sande zu verrinnen drohte; es ſei nur an Louis Blancs ſoziale Demokratie, an Proudhons proletariſches Manifeſt gegen das Eigentum, an Cabets Arbeiterkommunismus erinnert.

Ihnen allen aber ging Weitling voran. Der Bund der Gerechten erkannte mit ſcharfem Blick die Zeichen der Zeit, als er, eine proletariſche Kampfesorganiſation, ſich die Frage

vorlegte, wie die Gütergemeinſchaft durchzuführen ſei. Und indem Weitling dieſe Frage zu beantworten unternahm, ging er den Blanc, Cabet und Proudhon nicht nur zeitlich voran, ſondern kam ihrer Löſung auch näher als ſie alle. Louis Blanc dachte nicht daran, die Axt an die Wurzeln der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft zu legen; er wollte ihre Übelſtände durch eine Adminiſtrativmaßregel des Staats aufheben, die dieſen Staat bankerott gemacht haben würde, wäre ſie überhaupt ausführbar geweſen; in ſeiner ſozialen Demokratie legten ſich Kleinbürgertum und Proletariat gegenſeitig lahm. Proudhon kritiſierte freilich das Eigentum viel ſchärfer und treffender als Weitling, aber er rückte der Gütergemeinſchaft nicht minder heftig auf den Leib und ergoß ſeinen bitterſten Spott über die großen Utopiſten, deren rettende Gedanken es doch gerade galt, dem proletariſchen Klaſſenkampf zu vermitteln. Cabets Arbeiterkommunismus war immerhin noch dem Arbeiterkommunismus Weitlings am ähnlichſten; hiſtoriſch gelten beide nicht mit Unrecht als die Formen des urwüchſigen Arbeiterkommunismus. Aber von dem revolutionären Ungeſtüm des jungen Proletariers Weitling hoben ſich nicht zu ihrem Vorteil die friedlich-zahmen, moraliſierenden Tendenzen Cabets ab, der erſt in höherem Lebensalter auf dem Wege literariſcher Studien zum Kommunismus gekommen war und über ſeiner Utopie doch die Arbeiterbewegung vergaß, während Weitling immer davor warnte, über dem Plane der ſozialiſtiſchen Geſellſchaft den Sturz der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft zu vergeſſen.

Gewiß hat auch Weitling das Problem nicht gelöſt, Arbeiterbewegung und Sozialismus zu verſöhnen, aber ſchon in ſeiner erſten Schrift iſt er ihm näher gekommen, als irgendeiner der Mitlebenden und derer, die zunächſt nach ihm kamen. Dieſe Schrift iſt gewiſſermaßen der erſte Entwurf der Garantien, zu denen ſie ſich verhält wie eine Bleiſtiftſkizze zu einem farbenſatten Gemälde: ein kleines Heft von einigen Druckbogen, das Weitling ſchrieb, während er jeden Abend bis 10 und 11 Uhr und jeden Sonntag bis 12 Uhr mittags als Schneidergeſelle arbeiten mußte. Für ſeine Drucklegung und Verbreitung in 2000 Exemplaren legte ſich die immerhin ſehr geringe Zahl der Bundesmitglieder die größten Opfer auf. Einige liehen ihre Zimmer her, andere arbeiteten nachts als Setzer, Drucker oder Buchbinder; noch andere gaben Geld oder trugen ihre Uhren ins Pfandhaus, um Geld zu beſchaffen. Auch dieſe Opfer-

willigkeit bekundete, daß Weitling nur aussprach, was in Herz und Kopf seiner Genossen längst lebendig war.

In der Form ist die erste Schrift Weitlings mit dem Titel: Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte, noch stark von Lamennais beeinflußt. Sie beginnt mit einem Bibelwort und zitiert häufig Sprüche Jesu, wenn auch oft genug nur so, daß man an das Wort Lessings erinnert wird: „Belesen in der Schrift wie der Teufel". So, wenn es heißt: „Glaubet nicht, daß ihr durch Vermittelung mit euren Feinden etwas ausrichten werdet. Eure Hoffnung liegt nur in eurem Schwert. Jede Vermittelung zwischen euch und ihnen ist zu eurem Nachteil berechnet. Ihr habt schon so oft davon die Erfahrung gemacht, es ist hohe Zeit, Nutzen daraus zu ziehen. Es ist eine traurige Erfahrung, daß sich die Wahrheit einen Weg durch Blut bahnen muß; darum sagt Christus: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden auf Erden zu senden, ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Math. 10, 34." In durchaus revolutionärem Sinne legt Weitling die Bibel aus, und es ist in der Tat nur die Form, die er von Lamennais übernimmt; bei ihm handelt es sich nur noch um die religiöse Verkleidung des Sozialismus, nicht aber um die sozialistische Verkleidung der Religion, wie bei Lamennais, der später einen nicht minder kräftigen Bannfluch gegen den deutschen Schneidergesellen geschleudert hat, als der Papst gegen ihn selbst.

Schon in seiner ersten Schrift warnt Weitling vor der primitiven Anschauung des eben erst erwachenden proletarischen Klassenbewußtseins, als ob die Maschinen das Unglück der Arbeiterklasse seien. „Die ganz unschuldigen Maschinen werden ein Glück für die Menschheit sein, wenn sie einst wie eine große Familie in Gütergemeinschaft lebt." Die Gütergemeinschaft ist für Weitling das Ziel, und die revolutionäre Emanzipation der Arbeiterklasse das Mittel; lange ehe Louis Blanc mit seinen Vorschlägen ans Tageslicht kam, weist Weitling die Unmöglichkeit nach, dem Proletariat durch eine Finanzoperation des Staates zu helfen. Worauf es ihm bereits in dieser ersten Schrift ankommt, ist die Aufklärung der Massen, damit nach dem Umsturz der kapitalistischen Gesellschaft das Volk sich geschwind in der neuen Ordnung der Gesellschaft zurechtfinden könne und nicht in Anarchie versinke oder einigen andern Tyrannen in die Hände falle.

So entwirft Weitling den Plan einer Gesellschaft, die auf der Gütergemeinschaft beruht. Dieser Plan, sagt er, sei nur für diejenigen zu beachten, die, wie er, keine Gelegenheit gehabt hätten, einen Plan über die Gütergemeinschaft zu lesen, wie es deren „von Fourier und mehreren andern gebe". Damit ist nicht gesagt, daß „Fourier und mehrere andere" wie die allgemeinen Anschauungen Weitlings, so auch seinen neuen Gesellschaftsplan nicht stark beeinflußt hätten; das kann sehr wohl zur damaligen Zeit, wo die Pariser Luft gewissermaßen mit sozialistischen Keimen gesättigt war, mittelbar geschehen sein. Aber selbst wenn Weitling den Einfluß Fouriers und anderer Utopisten wissentlich verleugnet hätte, so keineswegs, um sich zu überheben, sondern gerade im Gegenteil, um den Wert solcher Utopien, und namentlich auch seiner eigenen, auf ein bescheidenes Maß einzuschränken. Er beansprucht nicht, das vollkommenste Ideal der gesellschaftlichen Reform aufgestellt zu haben; „sonst müßten wir annehmen, daß die Quelle des Wissens zu erschöpfen wäre". Er läßt allen sozialistischen Utopien ihr Recht, indem er sie alle als Beweismittel für die Möglichkeit und Notwendigkeit der kommunistischen Gesellschaft anerkennt. „Je mehr Werke darüber geschrieben werden, desto mehr Beweise sprechen dafür zum Volke, aber" — so fügt Weitling hinzu, und dies unterscheidet ihn von Fourier im Sinne eines historischen Fortschritts — „das beste Werk darüber werden wir wohl mit unserm Blute schreiben müssen." Dementsprechend wies er am Schluß der Schrift auf Thomas Münzer und Jan von Leyden hin, was nur noch bedeutsamer dadurch wurde, daß er beide Männer im schiefen Lichte der bürgerlichen Geschichtsklitterung sah.

Die Utopie, die Weitling in seiner ersten Schrift entwarf, ist in ihren entscheidenden Grundzügen dieselbe, die er später in den Garantien entwickelte. So wenig er sie überschätzte, so wenig ist er doch davon losgekommen, praktisch nicht und auch nicht theoretisch. Die Vereine, in denen sich der Klassenkampf des Proletariats organisierte, sollten zugleich die embryonischen Keime der neuen Gesellschaft werden; in dieser Absicht gründete Weitling schon in Paris kommunistische Speiseanstalten; einen letzten Rest utopistisch-sektiererischer Anschauung hat er nicht überwunden, und daran ist er gescheitert.

* * *

So ſehr ſich der Bund der Gerechten darüber klar geworden war, daß ihm die Propaganda über der Verſchwörung ſtehen müſſe, ſo zwang ihn doch die Unterdrückung der Preß- und Vereinsfreiheit durch das Julikönigtum, bis zu einem gewiſſen Grade eine Verſchwörungsgeſellſchaft zu bleiben und ſeine Stütze an der franzöſiſchen Geſellſchaft der Jahreszeiten zu ſuchen. Er leiſtete ihr treue Gefolgſchaft, als ſie am 12. Mai 1839 ihren revolutionären Handſtreich unternahm, und teilte ihre gänzliche Niederlage noch an demſelben Tage.

Indeſſen erholte er ſich ſchnell von dieſem Schlage. Einige ſeiner tätigſten Mitglieder, wie der Schuhmacher Heinrich Bauer aus Franken und Karl Schapper, der ehedem in Gießen Forſtwiſſenſchaft ſtudiert hatte und ſich in Paris als Setzer ſeinen Lebensunterhalt erwarb, wurden nach längerer Haft, da ihnen nichts nachzuweiſen war, aus Frankreich ausgewieſen. Allein ſie gingen nach London und ſtellten gemeinſam mit dem Uhrmacher Joſef Moll aus Köln den Bund wieder her, deſſen Schwerpunkt von nun an in der engliſchen Metropole lag. In Paris ſammelte Weitling die zerſprengten Elemente und ging dann im Auftrage der Zentralbehörde, mit einem Reiſepfennig von 30 Franken, in die Schweiz, um hier einen Herd kommuniſtiſcher Propaganda zu ſchaffen; geiſtiger Leiter der Pariſer Bundesmitglieder wurde Dr. Hermann Ewerbeck, ein geborener Danziger, der freilich weder ein Erſatz für Schapper noch für Weitling war, da er ſich — als Cabets Utopie im Jahre 1840 erſchien — ganz von ihr gefangen nehmen ließ und ſie auch für agitatoriſche Zwecke ins Deutſche überſetzte.

Um ſo friſcher und kräftiger entwickelte ſich Weitlings Agitation in der Schweiz. Er traf im Mai 1841 in Genf ein, wo es noch einige Reſte des Jungen Deutſchlands gab, einer Flüchtlingsorganiſation, die ſich gleichzeitig und gleichartig mit dem Bunde der Geächteten gebildet hatte, aber auf Betreiben der deutſchen Großmächte von der ſchweizeriſchen Tagſatzung geſprengt worden war. Es war begreiflich, daß ſich Weitling zunächſt mit dieſen Überbleibſeln einer revolutionären, wenn auch nur bürgerlichen Organiſation zu verſtändigen verſuchte, allein er fand beim Genfer Arbeiterbildungsverein, den ſie beherrſchten, gar keine Gegenliebe. Sie wollten vom Kommunismus nichts wiſſen. Weitling gewann nur einzelne von ihnen, aber er ließ ſichs nicht verdrießen, und es gelang

ihm bald, unter den deutſchen Handwerkern treffliche Kräfte zu finden, wie den Gerber Simon Schmidt aus Reutlingen und den Kürſchner Niels Peterſen aus Kopenhagen, mit denen gemeinſam er die kommuniſtiſche Agitation über die franzöſiſche Schweiz verbreitete und bald auch in die deutſche Schweiz trug.

Der Bund der Gerechten, den Weitling nun auch in der Schweiz gründete, ſollte geheim ſein, um ſeinen Zuſammenhang mit den Ländern zu wahren, in denen, wie in Deutſchland und in Frankreich, keine Vereinsfreiheit beſtand; ſonſt vertrat Weitling durchaus die öffentliche Propaganda durch Schrift und Wort; in dem geheimen Bunde wollte er nur die klarſten und tätigſten Kommuniſten ſammeln, wie in einem Mittelpunkte, von wo aus ſie die öffentlichen Bildungs-, Leſe-, Geſangvereine leiten könnten. Weitling kannte die Wirkſamkeit der unzerbrechlichen Waffe, womit dermaleinſt die deutſche Arbeiterklaſſe die Fallſtricke des Sozialiſtengeſetzes zerreißen ſollte; er meinte, alle Vergewaltigungen des proletariſchen Vereinslebens könnten die Propaganda des Guten und Wahren nicht aufhalten, da man den Leuten bei der Arbeit, bei Tiſche, in ihrem Schlafzimmer und auf ihren Spaziergängen das Wort nicht wehren könne.

Nicht minder großen Wert legte Weitling auf die Propaganda durch die Preſſe. Ein halbes Jahr nach ſeiner Ankunft in der Schweiz war er ſchon ſo weit, ein Monatsblatt zu gründen, den Hilferuf der deutſchen Jugend. Darin erklärte er: „Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Beratungen über das Wohl und Wehe der Menſchheit, denn wir, das Volk in Bluſen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir ſind die zahlreichſten, kräftigſten und dennoch am wenigſten beachteten Menſchen auf Gottes weiter Erde. Seit Menſchengedenken verfochten immer andere unſere oder vielmehr ihre Intereſſen, darum iſt es doch wahrlich bald Zeit, daß wir einmal mündig und dieſer gehäſſigen, langweiligen Vormundſchaft los werden. Wie kann jemand, der unſer Wohl und Wehe nicht teilt, ſich einen Begriff davon machen? Ohne dieſen Begriff, ohne dieſe praktiſche Erfahrung, wie iſt er imſtande, Verbeſſerungen unſerer moraliſchen und phyſiſchen Zuſtände vorzuſchlagen und einzuführen? Selbſt wenn er es wollte, könnte er es nicht, denn nur Erfahrung macht klug und weiſe. Wer die Lage des Arbeiters richtig beurteilen will, muß ſelbſt Arbeiter ſein, ſonſt kann er keinen Begriff haben von den

Mühen, die damit verbunden ſind ... Der Arzt kann erſt dann einen vollkommenen Begriff von einer Krankheit haben, wenn er ſelbſt daran litt." In dieſen wenigen Sätzen war einfach und klar ausgeſprochen, was der öffentlichen Wirkſamkeit Weitlings ihre hiſtoriſche Bedeutung gegeben hat.

Der Hilferuf der deutſchen Jugend begann ſogleich mit 1000 Abnehmern, 400 davon freilich in Paris und 100 in London. Die Einnahmen liefen pünktlich ein, ohne daß Weitling ſich je um den Verkauf des Blattes zu kümmern gehabt hätte. Er arbeitete nebenher in ſeinem Handwerk und verdiente faſt jede Woche 30 bis 40 Franken. Da die Einnahmen des Blattes erlaubten, daß Weitling ſich ihm ganz widmen konnte, ſo wurde er wiederholt von ſeinen Pariſer Genoſſen aufgefordert, die Schneiderarbeit niederzulegen, doch entſchloß er ſich erſt dazu, als er aus Genf ausgewieſen wurde. Er ging zunächſt nach Bern, doch auch hier wurde er nicht lange geduldet; erſt im Kanton Waadt, wo einige einflußreiche Politiker für den Kommunismus gewonnen waren, fand er einige Ruhe. Er gab nun ſein Blatt in Vevey heraus unter dem Titel der Jungen Generation.

Weit anfechtbarer als ſeine mündliche und ſchriftliche Propaganda für die kommuniſtiſchen Grundſätze und Ziele war Weitlings Agitation für die kommuniſtiſchen Speiſeanſtalten. Und es war nur ein erſchwerender Umſtand mehr, daß er auch für ſie ein reges Intereſſe unter ſeinen Anhängern zu erwecken verſtand. Er ſelbſt erzählt einmal von einem Schuhmacher, der als ein ſchmutziger Geizhals verſchrien geweſen ſei, aber 2000 Franken Erſparniſſe von der Bank geholt habe, um ſie ohne Anſpruch auf Zinſen zur Errichtung einer Speiſeanſtalt anzubieten. Um ſo trauriger, daß ſich die herrlichen Hoffnungen, die Weitling an dieſen Anfang der kommuniſtiſchen Geſellſchaft geknüpft hatte, ganz und gar nicht erfüllten; im Gegenteil rentierten die Speiſeanſtalten meiſtens ſehr ſchlecht und führten zu einer unerfreulichen Schuldenwirtſchaft.

Einſtweilen wurde dieſe Enttäuſchung überwunden durch den ſchnellen Fortſchritt der Bewegung. Die Monatsſchrift Weitlings führte eine glänzende Klinge; ſie war durchaus der Preſſe der bürgerlichen Oppoſition überlegen, deren ökonomiſche Sparbüchſenweisheit und zukunftsſtaatliche Kalauer, die damals immerhin noch nicht ſo abgetragen waren wie heute, ſie trefflich

in die Pfanne zu hauen verſtand. Doch das waren nur kleine Scharmützel; in der Vertretung des kommuniſtiſchen Prinzips ſchöpfte die Junge Generation aus dem Vollen; was ſie darüber ausführte, durfte Weitling in einer ſelbſtändigen Schrift zuſammenfaſſen, eben den Garantien der Harmonie und Freiheit, die im Dezember 1842 erſchienen.

Einen Verleger fand er noch nicht für ſie; auf eigene Koſten ließ er ſie bei Alexander Michod, dem Drucker der Jungen Generation, in zweitauſend Exemplaren abziehen. Wieder bewährte ſich glänzend die Opferfreudigkeit ſeiner Genoſſen, wie er ſelbſt rühmt: „Der Koſtenbetrag dieſes Buches wurde durch Unterſchriften und Vorausbezahlungen gedeckt, mit der Bedingung, Bücher in Rückzahlung anzunehmen. Dann unterſchrieb faſt jeder der dortigen Arbeiter unſerer Vereine für zwei Exemplare, mancher für zehn und Simon Schmidt gar für zweihundert. Die Pariſer ſchickten dazu vierhundert Franken.“ Die Schrift wurde der Höhepunkt der Bewegung; ſie war auch der Höhepunkt im Leben ihres Verfaſſers.

* * *

Will man ſich heute das gewaltige Aufſehen erklären, das ſie bei ihrem Erſcheinen machte, ſo darf man die Urſache dieſes Aufſehens nicht in ihrem ſozialen Gedankengehalt ſuchen. Man müßte ſchon das ganze weite Gebiet der ſozialiſtiſchen Literatur durchwandern, wie ſie ſich bis zu den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatte, um genau feſtzuſtellen, wo Weitling ſich an ſozialiſtiſche Vorläufer anlehnt und wo er ſelbſtändige Gedanken produziert. Das wäre eine ſehr ſchwierige, eine ſehr weitläufige, vielleicht ſelbſt eine unmögliche, aber jedenfalls gänzlich unfruchtbare Arbeit. Weitling darf nicht an Anſprüchen gemeſſen werden, die er nie erhoben hat; er gewinnt nichts, wenn er dieſen oder jenen neuen Gedanken gehabt haben ſollte, aber er verliert auch nichts, wenn er alle ſeine Gedanken von andern entlehnt hätte.

Schon auf den erſten Blick iſt klar, wieviel Weitling den großen Utopiſten verdankt. Er wiederholte nur Gedanken St. Simons, wenn er ſagte: „Eine vollkommene Geſellſchaft hat keine Regierung, ſondern eine Verwaltung; keine Geſetze, ſondern Pflichten; keine Strafen, ſondern Heilmittel.“ Er hat in Owen den bahnbrechenden Vorgänger, wenn er das Geld

durch Arbeitsbeſcheinigungen erſetzen will. Das Kapitel über die Geld- und Warenkrämerei beruht ganz auf Fourier, worauf Weitling ſelbſt ſchon mittelbar hindeutet durch die lange Anmerkung aus Victor Conſiderant, dem bedeutendſten Schüler Fouriers. Auch ſonſt iſt der Einfluß Fouriers auf den verſchiedenſten Seiten des Buches zu ſpüren, ſogar ſchon im Titel, denn die Harmonie war das Lieblingswort Fouriers für den idealen Zuſtand ſeiner utopiſchen Geſellſchaft, nur hat Weitling der Harmonie hinzugefügt die Freiheit.

Hier berühren wir den eigentlichen Grund des mächtigen Eindrucks, den Weitlings Schrift hervorrief. Zum erſten Male machte ein Arbeiter mit dem revolutionären Temperament ſeiner Klaſſe, mit dem inſtinktiven Scharfſinn ihres erwachenden Klaſſenbewußtſeins, mit packender und ſtürmiſcher Beredſamkeit den Gedankenſchatz des Sozialismus mobil für den Emanzipationskampf des Proletariats. Mit gelehrten Haarſpaltereien, mit doktrinärer Syſtemſucht hat Weitling nichts zu ſchaffen; er ſtürmt vorwärts wie im Banne des Dichterworts: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Was die Hände blindlings raffen!“; nur müſſen es Waffen ſein, die den Feind niederſtrecken können. Weitling ſchreibt auf ſeine Fahne die Harmonie Fouriers, aber wenn Fourier aus dieſer Harmonie ein Syſtem macht, das ſich nicht nur auf die Arbeit, ſondern auch auf das Kapital und Talent gründet und dieſe noch vorteilhafter bedenkt, als die Arbeit, ſo ruft er: „Unſinn verfluchter! von welchem ſich unſere Fourieriſten mit Teufelsgewalt nicht trennen können. Wo ihr Lehrer im Jahre 1808 ſtand, da bleiben ſie, wie es ſcheint, ſteif und feſt ſtehen. Vorwärts, vorwärts, ihr Männer der ſozialen Schule!“ Weitling läßt ſich an geiſtiger Bedeutung nicht mit den großen Utopiſten vergleichen, aber er warf die Schranken nieder, die ſie von der Arbeiterklaſſe trennten, und was die herrſchenden Klaſſen in gnädig-herablaſſender Laune als müßiges Gedankenſpiel an den Wänden ihrer Paläſte geduldet hatten, das rann ihnen nun zuſammen in ein drohendes Menetekel.

Ihrem Entſetzen aber entſprach der Jubel der erwachenden Arbeiter, deren „Katechismus“, nach dem Worte Heines, dieſe Schrift Weitlings für lange Jahre wurde. Ihre Leiden hatten ſchon manches Echo gefunden, und manche Heilmittel waren erſonnen worden, um ihnen zu helfen, aber auch der wohlwollendſten Fürſorge waren ſie niemals Menſchen mit

eigenen Gedanken und eigenem Willen, ſondern nur unmündige Kinder, die man gewöhnlich nicht einmal frei und nicht einmal glücklich, ſondern nur zufrieden machen wollte, zufrieden mit dem Loſe der Unterdrückten. Wie hätte ihnen nicht die neue Lehre von der Zufriedenheit einleuchten ſollen, womit Weitling ſeine Schrift begann, wie hätte ſeine einſchneidende Kritik der bürgerlichen Geſellſchaft nicht die Opfer ergreifen ſollen, die täglich unter der Hungerpeitſche dieſer Geſellſchaft ächzten, wie hätten ſie gerade aus der praktiſchen Kenntnis ihres mühſeligen Scharwerks nicht die Vorzüge der vergeſellſchafteten Arbeit einſehen ſollen, die er ihnen ſchilderte! Jeder Heiligenſchein wurde zerſtört, der ſie narren und täuſchen ſollte; Ehe und Eigentum, Religion und Vaterland erſchienen alles täuſchenden Flitters entkleidet; der Moloch des Militarismus wurde entlarvt — und ach! wie geringfügig beinahe erſcheinen ſeine Mißhandlungen, wie Weitling ſie ſchildert, gegen die Foltern, die er heute exerziert! — Ja, bis zur albernen Titelkrämerei wurde alles, was die Arbeiterklaſſe hudelte, vor ihren Richterſtuhl berufen und zu leicht befunden. Und wie ſie allein zum Amt des Richters berufen iſt, ſo beſitzt ſie allein den Arm des Retters; wie ſie die alte Geſellſchaft zerſtören muß, ſo kann und wird ſie allein die neue Geſellſchaft aufbauen.

Es geht wie ein erſter, tiefer Atemzug des proletariſchen Klaſſenkampfes durch Weitlings Schrift, und jeder Arbeiter, der ſie heute lieſt, wird, wie wir meinen, dieſes Geiſtes einen Hauch ſpüren, und von ihm ergriffen werden, wie von einem fernen und doch vertrauten Laut aus Kindertagen, mag er auch manches Mal lächeln über ihre naiven Vorausſetzungen und nicht minder naiven Schlußfolgerungen. Man kann in Umkehrung eines bekannten Wortes ſagen, daß die Schrift viel ſchlechter ſein würde, wenn ſie viel beſſer wäre, wenn ſie nicht bloß mit Moral und Pſychologie, ſondern auch mit Ökonomie und Philoſophie gearbeitet hätte. Von „rieſenhaften Kinderſchuhen“ ſprach Marx, die ungleich merkwürdiger ſind als ein ſchlecht und recht über den Leiſten geſchlagener Stiefel, und Ludwig Feuerbach, indem er „der Geſinnung und dem Geiſte, dem Ernſt, der Haltung, dem Bildungstrieb dieſes Schneidergeſellen“ die höchſte Anerkennung zollte und ſpöttiſch fragte, was der Troß unſerer akademiſchen Burſchen gegen dieſen Handwerksburſchen ſei, meinte vielleicht noch treffender, Weitling ſei der Prophet ſeiner Klaſſe. In der Tat iſt

Weitling ein Prophet geweſen, und ſo hat er auch das Schickſal des Propheten gehabt.

Wie bei jedem ganzen Manne wuchs ſeine Stärke und ſeine Schwäche aus derſelben Wurzel. Seine Stärke lag darin, daß er alles, was die Arbeiterklaſſe ſeiner Zeit bewegte, wie in einem Brennſpiegel zuſammenzufaſſen verſtand; damit war aber auch ſchon ſeine Schwäche gegeben, die Beſchränkung auf das, was dieſe Klaſſe bewegte. Eins konnte nicht ohne das andere ſein; hätte Weitling über ihre hiſtoriſchen Schranken hinauszublicken vermocht, ſo wäre er nicht ihr klaſſiſcher Dolmetſch geweſen. Dieſe Klaſſe war damals aber in den Ländern, die Weitling kannte, in Deutſchland, Öſterreich, Frankreich, Schweiz, proletariſiertes Handwerk; ein modernes Proletariat, ein Proletariat der großen Induſtrie, gab es erſt in England, wohin Weitling noch nicht gekommen war. In den Garantien wird dies Proletariat denn auch nur ganz gelegentlich und nebenbei erwähnt; von ſeiner hiſtoriſchen Bedeutung hat Weitling nicht die leiſeſte Ahnung; er weiß nichts von einem hiſtoriſchen Leben der Arbeiterklaſſe, und ſo fehlt ihm alle hiſtoriſche Fernſicht, ja, ſelbſt jede hiſtoriſche Einſicht. Trefflich weiß er die Übel der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft zu ſchildern, aber ſchwach iſt auch ſchon für die hiſtoriſche Erkenntnis ſeiner Zeit, was er über die Entſtehung dieſer Übel zu ſagen weiß: er beſcheidet ſich ſchließlich bei der wohlfeilen Weisheit der bürgerlichen Aufklärung, die Weltgeſchichte ſei eine große Räubergeſchichte, in der die ehrlichen Leute allemal geprellt worden ſeien.

Da er in der Vergangenheit keine hiſtoriſche Entwickelung kennt, ſo kennt er auch keine hiſtoriſche Entwickelung für die Zukunft. Die neue Geſellſchaft, die auf der Gemeinſchaft der Güter beruht, vermag er ſich nur in der Form einer Utopie vorzuſtellen. Freilich tritt er auch in dieſem Punkte nicht unbeſehen die Erbſchaft der großen Utopiſten an; gerade in dieſem Punkte will er Fourier und Owen überwinden, und es iſt nicht zu beſtreiten, daß er die ſterbliche Seite des großbürgerlichen Utopismus richtig erkannt und namentlich auch vom proletariſchen Standpunkt aus richtig kritiſiert hat. Mit ſeinem Syſtem der Fähigkeitswahlen und ſeinem Syſtem der Kommerzſtunden, den beiden Punkten, auf die er den größten Wert legte und an die er den meiſten Scharfſinn verſchwendete, wollte er die neue Geſellſchaft um ſo feſter begründen, indem

er der Herrſchſucht ihrer Mitglieder ſtärkere Riegel vorſchob, aber ihrer Freiheit größeren Spielraum ließ, als bei ſeinen bürgerlichen Vorläufern geſchehen war.

Weitling war auch hierin das Sprachrohr ſeiner Klaſſe. Heute leſen wir ſeine ätzende Kritik der alten Geſellſchaft mit ungleich größerem Intereſſe, als ſeinen Organiſationsplan der neuen Geſellſchaft, jedoch damals war es umgekehrt, und nicht nur bei den Handwerkern. Sehr bezeichnend dafür iſt der Brief eines Apothekers, der ſich bei Weitlings ſpäterer Verhaftung unter ſeinen Papieren fand. Es heißt darin: „Ich war anfänglich ſehr überraſcht, als ich im erſten Abſchnitt die Artikel: Erbſchaft, Erfindung des Geldes, Vaterland, Grenzen und Sprachen, Geld- und Warenkrämerei weit übertrieben kritiſiert und verdammt fand — auch ſchien mir der Stil des ganzen ein Handwerksburſchenſtil, wegen der Phraſen und der Schreibart, die dieſer Klaſſe von Menſchen gewöhnlich eigen iſt. Aber um ſo größer war mein Erſtaunen, als ich den zweiten Abſchnitt mit kräftiger Feder und wahrhaft philoſophiſchen Grundſätzen durchgeführt ſah; ich konnte nicht aufhören zu leſen, bis ich den Inhalt los hatte. Schon manche ſchlafloſe Nacht hat mich der Gedanke an eine freiere Zukunft gequält; nie konnte ich ein Syſtem finden, das allen Gleichheit gewährte, als das der Gütergemeinſchaft, aber ich konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß durch das kommuniſtiſche Syſtem die Menſchheit in die frühere Dummheit zurückgeführt wird ... Das vorliegende Syſtem hat jedoch keinen Mangel, iſt höchſt vollkommen und gewährt unendliche Vorteile mehr als die jetzige Regierung ... Es war längſt mein Wunſch, ein vollkommenes Freiheitsſyſtem kennen zu lernen, und ich war entzückt, hier eins mit ſolcher Genauigkeit zu treffen, daß kaum etwas zu wünſchen übrig bleibt.“ Das war eine Stimme unter vielen, aber auch Karl Marx hat der Idee, in die Verwaltung nicht Perſonen, ſondern Fähigkeiten zu wählen, Genialität und Originalität nicht abſprechen wollen, und den Anſpruch des Talents auf eine bevorrechtete Stellung in der Geſellſchaft hat Engels einige Jahre ſpäter gegen Carlyle ebenſo entſchieden beſtritten, wie Weitling gegen Fourier.

Mag nun aber auch richtig ſein, daß Weitlings Utopie einen Fortſchritt in der Geſchichte der utopiſtiſchen Syſteme darſtellt, daß ſie reformatoriſche Gedanken von bleibendem Wert enthält, und daß auch ihr äußeres Gerüſt mit großem Scharf-

ſinn gezimmert iſt, ſo bleibt ſie doch eben eine Utopie, die als ſolche nicht das Ziel des proletariſchen Emanzipationskampfes ſein konnte. Weitling empfand das wohl; er wiederholte mehr als einmal, man brauche ſich nicht im geringſten um den Aufbau kümmern, man dürfe nicht zuviel Wert auf die Lieblingspläne zum neuen Bau legen, aber da er keine hiſtoriſche Entwickelung der Arbeiterklaſſe kannte, ſo konnte er der Utopie nicht entbehren, wenn er anders dem Klaſſenkampfe des Proletariats ein Ziel ſetzen wollte. Er geriet hier in einen Widerſpruch, den der bürgerliche Utopismus als ſolcher nicht gekannt hatte.

Die Rechnung, die dieſer Utopismus für den Bau einer neuen Geſellſchaft auf den guten Willen oder die rechtzeitige Einſicht der herrſchenden Klaſſen ſetzte, mochte ſo irrig wie möglich ſein, aber in dieſem Irrtum lag wenigſtens eine gewiſſe Methode. Sollte eine neue Geſellſchaft friedlich aufgebaut werden nach den Plänen, die dieſe oder jene genialen Köpfe entworfen hatten, ſo war es nur möglich durch die Zuſtimmung der herrſchenden Klaſſen. War dieſe Zuſtimmung niemals zu erwarten, wie Weitling mit Recht annahm, ſondern war nach ſeiner Anſicht für die Herſtellung der kommuniſtiſchen Geſellſchaft die revolutionäre Erhebung der Arbeiterklaſſe notwendig, ſo ließ ſich dieſe Erhebung nicht bewerkſtelligen durch papierene, noch ſo wunderbar ausgeführte Pläne einer neuen Geſellſchaft. In dieſer richtigen Empfindung kam Weitling immer darauf zurück, auf ſolche Pläne käme ja nicht ſoviel an, und wenn man mit der Aufklärung und Belehrung darüber den Anfang machen müſſe, ſo ſei dieſe Aufklärung und Belehrung keineswegs das letzte und ſicherſte Mittel.

Da er aber eine hiſtoriſche Entwickelung des Proletariats nicht kannte, und ſomit auch nicht die revolutionären Kräfte, die ſie heranzüchtet, ſo bleibt ihm als das letzte und ſicherſte Mittel nur übrig, die ſchon beſtehende Unordnung ſchnell auf den höchſten Gipfel zu treiben, ſich ihr nicht mehr zu widerſetzen, ſondern ſie zu ſteigern, ſo daß das arme Volk ein Vergnügen an der wachſenden Unordnung finde, wie der Soldat am Kriege, im ſchlimmſten Fall einen fürchterlichen Brander loszulaſſen, eine Moral zu predigen, die noch niemand zu predigen gewagt habe, eine Moral, „welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabſcheuen“. Mit andern Worten, Weitling ſah in der wachſenden Verelendung der Maſſen den wirkſamſten Hebel der Revolution,

und je höher und reiner ſeine Utopie gedacht iſt, je beredter in ihr die Wiſſenſchaft als die allein würdige Lenkerin der menſchlichen Geſchicke verkündet wird, um ſo klaffender tritt der Widerſpruch hervor, daß dies Ziel erreicht werden ſoll, durch eine Maſſe, deren phyſiſche Verkommenheit, wie Weitling ſehr wohl wußte und auch gar nicht verhehlte, eine gleich große intellektuelle und moraliſche Verkommenheit mit ſich führen muß.

In dieſen Widerſpruch mußte Weitling geraten, und aus ihm konnte er nicht herauskommen, weil er der Sprecher einer Klaſſe war, eben des proletariſierten Handwerks, einer Klaſſe, die die Geißelſchläge der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft nicht minder ſchmerzlich und vielleicht noch ſchmerzlicher empfand als das moderne Proletariat, aber nicht, wie dieſes, die Mittel und Möglichkeiten der ſozialen Revolution zu erkennen vermochte, die erſt die große Induſtrie ſchafft. So ſchwankt denn auch Weitling ungewiß auf den Wegen des Übergangs aus der kapitaliſtiſchen in die ſozialiſtiſche Geſellſchaft; er will die Preß- und die Wahlfreiheit, aber er kann ihren Wert für die Arbeiter nicht niedrig genug einſchätzen; er befürwortet die Aſſoziationsfreiheit, aber ebenſo im Sinne kommuniſtiſcher Sektiererei, wie im Sinne des proletariſchen Emanzipationskampfes; er malt die „roh-phyſiſche" Revolution mit allen ihren Schrecken, aber er hält auch der „reinen geiſtigen Gewalt allein" die Tore offen, ja ſelbſt die Herſtellung der Gütergemeinſchaft durch die Könige und die Mächtigen iſt nach ſeiner Meinung zwar zweifelhaft, aber keineswegs unmöglich, und wenn er ſich nicht darauf verlaſſen will, ſo will er doch darauf hoffen. Und als den allerbeſten Übergang prophezeite er ſchließlich die Ankunft eines zweiten Meſſias, der größer ſein werde, als der erſte.

Mit einer Viſion ſchließt Weitling das Kapitel der möglichen Übergangsperioden, und er hat nicht leicht etwas Erhabeneres geſchrieben, aber auch in dieſem Falle war nur ein Schritt vom Erhabenen zum Trivialen; in ſeiner nächſten Schrift, die den Garantien auf dem Fuße folgte, verkündete Weitling ſich ſelbſt ſchon als dieſen neuen Meſſias.

* * *

Es lag von vornherein auf der Hand, daß der Widerſpruch in der Propaganda Weitlings ſich über kurz oder lang auch in ſeinen praktiſchen Konſequenzen offenbaren würde. Wenn es jedoch ſchon ſehr früh geſchah, kaum daß die Drucker-

ſchwärze der Garantien trocken geworden war, ſo wirkten dabei verſchiedene Umſtände zuſammen, die Weitling in eine ſehr bedrängte Lage brachten.

Verhältnismäßig groß wie ſeine Erfolge waren, ſo waren die Verhältniſſe in der Schweiz doch recht klein. Mit einigen hundert deutſcher Handwerksburſchen ließ ſich noch keine Maſſenbewegung einleiten. So über alles Lob erhaben die Opferwilligkeit von Weitlings Anhängern war, ſo vermochten ſie doch nur beſcheidene Mittel aufzubringen, und dieſe beſcheidenen Mittel wurden dann noch durch die überflüſſige Spielerei mit den kommuniſtiſchen Speiſeanſtalten zwecklos verzettelt.

Dazu kam, daß Weitling doch nicht mit der jungdeutſchen Richtung unter den deutſchen Handwerksburſchen fertig wurde. Sie ſtreifte zwar den bürgerlich-nationalen Charakter ab und nahm auch proletariſch-revolutionäre Tendenzen an, aber ſie lehnte ſich dabei nicht an den franzöſiſchen Sozialismus, ſondern an die deutſche Philoſophie an. Von dieſer verſtand Weitling nichts und mochte auch nichts davon verſtehen. Er verachtete den religiöſen „Sektenkram“ und wollte ihn namentlich aus der Schule verbannt wiſſen; „ich kann das Beiſpiel davon an mir abnehmen, das koſtet jahrelange Mühe, bis man die Dummheiten und den eingetrichterten Unſinn wieder aus dem Kopf los wird“. Aber einen gewiſſen religiöſen Zug wurde er doch nicht los; er teilte ihn mit den meiſten franzöſiſchen Sozialiſten, und man wäre faſt verſucht, ihn auf ſeine halb franzöſiſche Abſtammung zurückzuführen, wenn nur nicht gerade die Proletarier unter den franzöſiſchen Sozialiſten, Leroux und Proudhon, in der deutſchen Philoſophie den Schlüſſel zur Pforte der neuen Geſellſchaft geſucht hätten.

Auf der andern Seite beſaß Weitling eine natürliche Anlage von Dialektik, die ſich auch in ſeinen Garantien manches Mal verrät, ſo wenn er nachweiſt, wie die Begierde des Wiſſens, die in der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft durch die Begierden des Beſitzes und des Genuſſes geknechtet wird, dennoch zu ihrem Rechte zu gelangen weiß; auch rechnet Weitling in ſeiner Hauptſchrift die Philoſophie keineswegs zu den „ſchädlichen“ oder „unnützen Wiſſenſchaften“, erklärt ſie im Gegenteil für die Summe aller Wiſſenſchaften, die in der neuen Geſellſchaft regieren ſoll. Als ihm nun aber ſeine jungdeutſchen Gegner, die ihm in keiner Weiſe das Waſſer reichten, mit dem

ganzen Kauderwelſch der Hegelei auf den Leib rückten, das in ihrem Munde in der Tat nur das reine Kauderwelſch war, da wurde ihm die Sache zu bunt und er ſagte, ſo habe ers nicht gemeint; die deutſche Philoſophie ſei ja nichts als Unſinn, vorgetragen in gelehrten Redensarten, künſtlich aus metaphyſiſchem Hokuspokus zuſammengeſetzt. Dieſe Anſicht war gar nicht ſo übel gegenüber den jungdeutſchen Agitatoren, mit denen Weitling zu ſchaffen hatte, aber für ihn hatte ſie doch peinliche Folgen: einmal machte ſie ihn mißtrauiſch gegen alle Philoſophie, und dann drängte ſie ihn ſtärker auf die Religion zurück, als ihm und ſeiner Sache heilſam war.

Endlich aber riefen die wachſenden Erfolge Weitlings auch den wachſenden Widerſtand der bürgerlichen Welt hervor. Die franzöſiſche Regierung ließ die Junge Generation nicht mehr über die Grenze, womit das Blatt die Hälfte ſeiner Einnahmen, alle franzöſiſchen und engliſchen Abnehmer verlor. Weitling geriet in bitterſte Not, obgleich er ein Mann von der äußerſten Bedürfnisloſigkeit war. „Ein ſchmales Nachtlager, oft zu dreien im engen Zimmer, ein Stück Brett als Schreibtiſch und mitunter eine Taſſe ſchwarzen Kaffees war alles, worauf ſich ſeine Lebensbedürfniſſe beſchränkten .... Seine Ökonomie ging ſo weit, daß er ſich, bei aller Lebensluſt, einer Menge entbehrlicher Nahrungs- und Bekleidungsgegenſtände, z. B. Strümpfe, Handſchuhe, Unterkleider, Wein, Zucker, Seife und dergl. enthielt und aus Stolz, Gegenverbindlichkeiten einzugehen, oft die herzlichſten Einladungen zu Luſtbarkeiten ſeiner Freunde ausſchlug.“ So Sebaſtian Seiler, als nach Weitlings Verhaftung die üblichen Verleumdungen auf ihn herniederpraſſelten.

In der Schweiz ſelbſt wurde die „Aufklärung und Belehrung“, die der kommuniſtiſche Agitator verbreitete, den Regierungen der Kantone um ſo unheimlicher, als ſie ſchon in einzelne ſchweizeriſche Blätter einzudringen begann, und ſelbſt in dem verhältnismäßig noch ſicheren Waadtlande wankte der Boden unter Weitlings Füßen; er plante eine Überſiedelung nach Zürich, obgleich ihn Julius Fröbel, der damals das Organ der Züricher Radikalen leitete, davor warnte, ſich in die Höhle des Löwen zu begeben. Wurde aber ſeine friedliche Agitation gewaltſam unterdrückt, ſo mußte ſich Weitling die Frage vorliegen, was dann zu tun ſei, und es erklärt ſich wohl aus ſeiner mannigfach bedrängten Lage, daß er nun

gleich auf die ſtärkſte ſeiner revolutionären Künſte verfiel und eine Diebesbande zum Sturz der alten Geſellſchaft organiſieren, daneben auch noch die „weibliche Gemeinſchaft“ einführen wollte.

Unmittelbare Äußerungen Weitlings über dieſe Pläne haben ſich nicht erhalten, und ſo bleiben wir auf Vermutungen darüber angewieſen, wie er darauf verfallen iſt. Daß er ſie aber tatſächlich erwogen hat, geht aus den brieflichen Antworten derjenigen ſeiner Anhänger und Freunde hervor, denen er ſie mitgeteilt hatte. Sie waren alle darüber entſetzt, ſchlugen aber nicht alle den richtigen Weg ein, ſie ihm auszureden. Namentlich die Briefe Ewerbecks ſind nicht frei von einem herablaſſenden Schulmeiſterton, der für Weitling um ſo verletzender ſein mußte, als er ſich mit Recht ſagen durfte, daß er ein ganz anderer Mann ſei als dieſer Akademiker, der ſich eben erſt der kommuniſtiſchen Bewegung angeſchloſſen hatte und nie über Cabet hinausgekommen iſt. Freilich mag auch der überraſchende Erfolg der Garantien ihren Verfaſſer anſpruchsvoller und empfindlicher gemacht haben als gut war; Weitling wird ſchwerlich ohne Schuld daran geweſen ſein, daß er um dieſe Zeit ſogar mit ſeinem fähigſten und zuverläſſigſten Anhänger, mit Simon Schmidt, zerfiel, dem „Propagandavater“, hinter deſſen „erhabenem Vorbilde“ er ſpäter bekannt hat, weit zurückgeblieben zu ſein. In jedem Falle aber mußten dieſe inneren Reibungen und Zwiſtigkeiten dem ſeeliſchen Gleichgewichte Weitlings, das ſchon durch ſo viele äußere Bedrängniſſe erſchüttert war, den letzten Stoß geben.

Unter ſolchen Umſtänden entſtand ſein Evangelium des armen Sünders, eine Schrift, worin er an mehr als hundert Bibelſtellen nachweiſen wollte, daß die kühnſten Folgerungen der freiſinnigen Ideen ganz im Einklange mit dem Geiſte Jeſu ſtänden, worin er die Religion benutzen wollte, um die Menſchheit zu befreien, worin er ſich auf Lamennais berief und daneben zwar auch noch auf Thomas Münzer, aber auf dieſen nicht mehr als auf den Führer rebelliſcher Bauernhaufen, ſondern als auf den chriſtlichen Schwärmer. So iſt die Schrift ein großer Rückſchritt gegen die Garantien, obgleich ſie von Weitlings Perſon das treffendſte Bild und von ſeinem literariſchen Talent wohl die glänzendſte Probe gibt. Sie iſt ein Verſuch der Selbſtverſtändigung, eine Art Beichte, die Weitling ſich ſelbſt ablegt, gegenüber den Zweifeln der Freunde noch mehr als gegenüber den Angriffen der Feinde. Er vergißt noch nicht

ganz, daß er nur der Sprecher ſeiner Klaſſe iſt; er ſagt, der eſſäiſche Bund habe die kommuniſtiſche Lehre verbreitet, und Jeſus möge in ſeinen eigenen Ideen die Ideen ſeiner Bundesmitglieder nicht bedeutend überragt haben, aber ſeine Prophetennatur tritt doch ſchon unverhüllt hervor, indem er den erſten Meſſias für den zweiten und den größeren Meſſias in die Schranken ruft. Es iſt deutlich genug, wenn Weitling ſagt, es ſei zu vermuten, daß Jeſus einen Organiſationsplan einer neuen Geſellſchaft entweder ſehr unvollkommen oder auch gar nicht angefertigt habe; es ſei ja auch nicht zu verlangen, daß er zu ſeiner Zeit ſchon alle Tiefen der heutigen kommuniſtiſchen Lehre vollſtändig aufgefaßt haben ſollte.

Ferner muß man anerkennen, daß Weitlings Bibelkritik von großem Scharfſinn zeugte, ja in gewiſſem Sinne die bürgerliche Bibelkritik übertraf, die damals im Zenit ihres Ruhmes ſtand. Hatte David Strauß die Widerſprüche der Evangelien aufgedeckt, um die hiſtoriſche Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte zu vernichten, ſo richtete Weitling ſeinen Blick auf den entſcheidenden Punkt aller Bibelkritik, nämlich auf die Frage, wie das Chriſtentum trotz aller Widerſprüche der evangeliſchen Geſchichte eine weltgeſchichtliche Wirklichkeit geworden ſei; er wollte das Weſentliche, Beſtimmte und Mögliche im Prinzip des Chriſtentums nachweiſen, und mit kongenialem Inſtinkt ſpürte er die Niederſchläge auf, die der urchriſtliche Kommunismus in der evangeliſchen Geſchichte gefunden hat. Jedoch bei alledem war das Evangelium des armen Sünders ein großer Rückſchritt gegen die Garantien der Harmonie und Freiheit; hatte die ältere Schrift begonnen, den Kommunismus zu einer Maſſenbewegung zu machen, ſo drängte die neuere Schrift ihn wieder in eine Sektenbewegung zurück.

Weitling wollte ſeine neue Schrift in Zürich drucken laſſen, wohin er im Frühling 1843 überſiedelte. Er ſelbſt hat ſpäter von dieſer Zeit geſchrieben: „Ich wurde nun auch aus dem Kanton Waadt verwieſen nnd verlegte darauf die Redaktion nach Langental und, als ich auch hier nicht ſicher war, nach Zürich. In Zürich ſchrieb ich das Evangelium des armen Sünders. Den Druck desſelben hatten einige wohlhabende Freunde garantiert.“ In den Einzelheiten mag dieſe Darſtellung anfechtbar ſein; es iſt ſonſt nichts davon bekannt, daß Weitling aus dem Kanton Waadt ausgewieſen worden iſt, auch kann er das Evangelium nicht wohl erſt in Zürich geſchrieben haben.

Indeſſen kommt darauf zu wenig an, als daß ſich eine ausführliche Unterſuchung lohnte; bedrängt war Weitlings Lage im Waadtlande längſt geworden, und dann ſprachen viele Gründe dafür, daß er nach Zürich ging. In der deutſchen Stadt konnte er noch am eheſten einen Drucker und Verleger, ſowie literariſchen Beirat finden; auch mußte ihm, nachdem das Miniſterium Guizot ſeinen Schriften die franzöſiſche Grenze und den Durchzug nach London geſperrt hatte, viel an einem geregelten Schriftenvertrieb nach Deutſchland liegen, der von Zürich aus leichter zu organiſieren war als von den Ufern des Genfer Sees.

Indeſſen Fröbel wußte, weshalb er vor der Höhle des Löwen gewarnt hatte. In Zürich war im Jahre 1839 die konſervative Partei ans Ruder gekommen, durch den tragikomiſchen „Züriputſch“, den von Pfaffen geſchürten Bauernaufruhr gegen die Berufung von David Strauß an die Züricher Univerſität. Sie hielt ihre radikalen Gegner nur mühſam nieder und die Gelegenheit, ihre Herrſchaft durch einen neuen „gotteslästerlichen“ Unfug zu befeſtigen, mußte ihr ſehr willkommen ſein. Es kam ihr dabei viel weniger auf den Kommunismus an, den ſie noch nicht fürchtete, als auf den Radikalismus, den ſie wirklich fürchtete. An ſich waren ihr die ſehr loſen und ganz harmloſen Beziehungen, die einzelne Radikale, wie Fröbel ſelbſt, mit einzelnen Kommuniſten unterhielten, ſehr gleichgültig, aber ſie wußte ebenſo gut, wie Bismarck einige Jahrzehnte ſpäter, daß man den radikalen Philiſter nicht wirkſamer ins Mauſeloch jagen könne, als indem man den „roten Lappen“ gegen ihn ſchwenkte.

So kam es denn nun auch. Züricher Pfaffen denunzierten ſchon den Proſpekt von Weitlings neuer Schrift wegen angeblicher Gotteslästerung; daraufhin wurde Weitling in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 1843 verhaftet. Zugleich wurden alle ſeine Papiere durch den Staatsanwalt mit Beſchlag belegt und der Regierung ausgeliefert, die eine Kommiſſion niederſetzte, um ſie zu prüfen, und deren von Bluntſchli verfaßten Bericht veröffentlichte. In dieſem Berichte wurden in der frivolſten Weiſe private Briefe, zu deren Veröffentlichung die Regierung nicht einmal ein formales Recht beſaß, an die große Glocke gehängt, ſoweit ſie geeignet waren, auf die Züricher Radikalen den Schein einer Verbindung mit den Kommuniſten fallen zu laſſen.

Paarte das Verfahren des Berichts gegen die Radikalen die Perfidie immerhin mit einer gewiſſen Pfiffigkeit, ſo paarte ſein Verfahren gegen die Kommuniſten die Perfidie mit einer unglaublichen Torheit. Bluntſchli entpuppte ſich als ein Muſter von Dummheit und Frechheit, weshalb er auch noch ein Menſchenalter als ſtrahlender Stern am Himmel des deutſchen Liberalismus geſtanden hat. Er log über Weitlings Tendenzen das Blaue vom Himmel herunter, aber er gab ſo breite Auszüge aus Weitlings Briefen und Schriften, daß ſeine Verlogenheit mit Händen zu greifen war. So ſchrieb ein bürgerliches Blatt der franzöſiſchen Schweiz: „Bluntſchli hat die Unverſchämtheit, zu ſagen, Weitling hebe die intellektuellen oder idealen Güter der Menſchheit auf, während gerade das Gegenteil der Fall iſt.“ Aber Bluntſchli werde wohl wiſſen, weshalb er die in vielfacher Beziehung merkwürdige Schrift fälſche, durch die Weitling unter den modernen ſozialen Schriftſtellern einen ausgezeichneten Rang einnehme. Die andere Seite der Sache beleuchtete die Kölniſche Zeitung, indem ſie ſchrieb: „Die Kommuniſten, die Bluntſchli reden läßt, behandeln ihre Sache mit einer Beredſamkeit und einem Enthuſiasmus, dem er nichts entgegenzuſetzen hat, als einige oft wiederholte, abgenutzte Prinzipien . . . Herr Bluntſchli veröffentlicht eine Schrift, in welcher das Talent und die Organiſation der Kommuniſten ſich im ſchönſten Lichte zeigen, und er will dadurch bezwecken, daß man ſich nicht für, ſondern gegen dieſe Männer und ihre Ideen ausſpreche?“ In der Tat meldete der preußiſche Geſandte aus Paris, der Bericht Bluntſchlis habe dem Bunde der Gerechten dreihundert Handwerksburſchen geworben.

Ebenſo anfeuernd wirkte er in der Schweiz ſelbſt, doch iſt hier nicht der Ort, die weiteren Schickſale der ſchweizeriſchen Bewegung zu verfolgen. Genug, daß ſie erſt im Jahre 1846 durch ein Ausnahmegeſetz des Kantons Zürich gegen die kommuniſtiſche Agitation unterdrückt werden konnte, und zwar durch die radikale Partei, die inzwiſchen ans Ruder gelangt war. Sonſt hätte der Tragikomödie auch der Punkt überm i gefehlt.

* * *

Hand in Hand mit der Verbreitung des demagogiſchen „Kommiſſionalberichts“ durch die Züricher Regierung nahm die Juſtizpoſſe gegen Weitling ihren Gang. Weitling wurde

angeklagt, ſich in ſeinen beiden Schriften, von denen das Evangelium noch gar nicht veröffentlicht worden war und die Garantien wenigſtens nicht im Kanton Zürich erſchienen waren, der Gotteslästerung und des Angriffs auf das Eigentum ſchuldig gemacht, ſowie einen geheimen Bund zur Verbreitung des Kommunismus geſtiftet zu haben. Die juriſtiſche Sinnloſigkeit der Anklage legte der Advokat Rüttimann treffend dar, aber gleichwohl wurde Weitling am 16. September 1843 in erſter Inſtanz zu ſechs Monaten Gefängnis, mit Abrechnung von zwei Monaten unverſchuldeter Unterſuchungshaft und zu lebenslänglicher Verweiſung aus der Schweiz, in zweiter Inſtanz am 23. Dezember desſelben Jahres gar zu zehn Monaten Gefängnis, mit Abrechnung von vier Monaten unverſchuldeter Unterſuchungshaft und Verweiſung aus der Eidgenoſſenſchaft auf fünf Jahre, verurteilte. Er verleugnete ſeine Sache vor den gerichtlichen Schranken nicht, verteidigte ſich halb ernſt, halb ironiſch, verriet jedoch manche Spuren nervöſer Überreizung.

Nach allen ſeeliſchen-Erſchütterungen, die vorangegangen waren, hat das nahezu volle Jahr, das Weitling durch eine infame Klaſſenjuſtiz erſt in Unterſuchungs- und dann in Strafhaft feſtgehalten wurde, verhängnisvoll auf ihn gewirkt. Er war hermetiſch von der Außenwelt abgeſchloſſen; Verſuche, ſich mit ſeinen Freunden brieflich zu verſtändigen, trugen ihm ſchwere Disziplinarſtrafen ein; einmal hat er 18, ein andermal gar 48 Stunden Dunkelarreſt zu erdulden gehabt. Was ihn in allen Fugen des Geiſtes erſchütterte, war ein dreifaches: ſeine falſche Beurteilung durch einige ſeiner Freunde, dann ſeine Wehrloſigkeit gegenüber den Intrigen, Lügen, Verleumdungen ſeiner Feinde, endlich die Ausſicht auf völligen geiſtigen und körperlichen Ruin, wenn er nach Ablauf ſeiner Strafhaft an Preußen ausgeliefert würde. Und je ohnmächtiger er ſich fühlte, je bitterer das Gefühl dieſer Ohnmacht an ſeinem Herzen nagte, um ſo mehr wuchs ſein Bewußtſein von der Bedeutung deſſen, was er der Menſchheit noch leiſten könnte; ſein Selbſtgefühl hob ſich in dem Maße, wie es ſein einziger Halt hinter den Kerkermauern war.

Das läßt ſich namentlich auch in den Gedichten verfolgen, die er im Gefängnis entworfen hat; äſthetiſch wertlos, ſpiegeln ſie doch mit erſchütternder Wahrheit ſeine wechſelnden Stimmungen wider. Am Weihnachtsabend, wo er „das holde Jeſukindlein, den goldenen Szepter in der rechten Hand und

eine goldene Kugel in der Linken", in den Zweigen des Weihnachtsbaumes ſieht, winkt ihm die Hoffnung:

Du wirſt ſobald nicht untergehen,
Wirſt mit Geduld, Verſtand und Mut
In Deines Geiſtes Abendglut
Noch Deiner Freiheit Morgenröte ſehen.

Aber ſchon wenige Tage darauf, als er krank vor Froſt und Hunger in ſeiner Zelle lag und eine ſchwere Diſziplinarſtrafe erwartete, erſcheint ihm die Mutter als Tote und ruft ihn zu ſich ins Grab:

Ruf' mich noch nicht! O Mutter, laß mich hier,
Dies Feuer darf im Kerker nicht verlodern,
Der Spiegel nicht an meiner Leiche modern,
Der heilge Geiſt der Wahrheit ſagt es mir.
Wie? Oder ſoll der Bau zugrunde gehen?
Ich glaub' es nicht! Ein Wunder kann geſchehen.
Die Hoffnung ſoll und darf mir niemand rauben;
Ich halt' ſie feſt und — ſterb in dieſem Glauben.

Am neuen Meſſias aber wird ſich dies Wunder begeben:

So hilf mir nun, o Gott, den Kampf beſtehen!
Der Wahrheit Schätze ſoll ich dir bewahren,
Die läßt du nicht verſinken in Gefahren,
In Kerkernacht und Tod nicht untergehen! —
Ringt in Gethſemane ein Herz ſich wund,
So ſtärkt dein Engel es, macht es geſund,
Und will ans Kreuz man einen Märtyrer ſchlagen,
So kommt ein Simon, es zum Berg zu tragen.

Während Weitling ſo hinter den eiſernen Gittern mit ſich kämpfte und rang, waren ſeine Freunde nicht müßig; vor allem bemühten ſie ſich, Weitling vor der Auslieferung nach Preußen zu bewahren. Der Bürſtenbinder Andreas Dietſch, der mit einigen Geſinnungsgenoſſen am 1. Juni 1844 nach Amerika auswandern wollte, um dort eine kommuniſtiſche Kolonie zu gründen, erbot ſich der Regierung, Weitling auf eigene Koſten mitzunehmen, erhielt aber nur die brutale Antwort, Weitling werde nach ſeiner Freilaſſung auf dem nächſten Wege über die deutſche Grenze gebracht werden. Einige Freunde Weitlings, die den größten Teil des Manuſkripts zum Evangelium des armen Sünders gerettet und bei dem Verleger Jenni in Bern untergebracht hatten, entſchloſſen ſich nun, das Honorar zu einem Zuge nach Zürich zu verwenden, um Weitling zu befreien, wenn er wirklich nach Ab-

büßung ſeiner Haft ausgeliefert werden ſollte. Aber die Regierung mochte von dieſem Plan Wind bekommen und wenn auch ſchwerlich ſein Gelingen, ſo doch das unliebſame Aufſehen gefürchtet haben, das ſchon der Verſuch ſeiner Ausführung hervorrufen mußte: ſie entließ Weitling zwei Tage früher, ehe ſeine Haft abgelaufen war, am 21. Mai 1844.

Er ſelbſt ſcheint auch von der Abſicht ſeiner Freunde gewußt zu haben; als er in aller Frühe auf die Straße geführt wurde, weigerte er ſich zu gehen und ſchrie: „Helft mir, ich bin Weitling! Man will mich an die deutſche Polizei ausliefern.“ Er ließ ſich weder durch die Fußtritte noch durch die Kolbenſtöße der Gendarmen von der Stelle bringen, und was nun folgt, ſchildert ein Bericht im Pariſer Vorwärts: „Weitling wurde ins Gefängnis zurückgebracht. Sein Hilferuf verſtummte bald. Man hörte nur noch ein klägliches Wimmern und das Klatſchen eines Züchtigungsinſtruments. Man hatte dem Opfer der Gerechtigkeit den Mund mit einem Taſchentuch verſtopft! Unterdeſſen war eine Kutſche vor dem Arreſthauſe angelangt; den Mund verſtopft und an Händen und Füßen geknebelt, wurde Weitling in einen geſchloſſenen Wagen geſchleppt. Er drückte die Wagenfenſter ein — alles, alles war vergebens, der Wagen rollte ſamt dem Gefangenen fort.“ So endete Weitlings Agitation in der Schweiz, den angeblichen Enkeln der angeblichen Tell und Winkelried zur dauernden Schmach.

Selbſt das vormärzliche Preußen ſchien ſich humaner zu gebärden. Weitling ſtand längſt im ſchwarzen Buch der preußiſchen Polizei, und es wäre für die preußiſche Regierung ein leichtes geweſen, ihn nach dem biedern Landrecht und mit vormärzlichen Richtern lebenslänglich ins Zuchthaus zu bringen; eben dies hatte Weitling nicht ohne Grund gefürchtet. Mindeſtens aber hätte ſie ihn als Militärflüchtling einige Jahre unter Molochs väterlicher Fuchtel halten können. Allein weder das eine noch das andere geſchah. Der Verdacht freilich konnte nicht wohl aufkommen, daß ſich die Regierung bei dieſer Zurückhaltung, die Weitlings und aller Welt Verwunderung erregte, von humanen Rückſichten leiten laſſe. Sie ließ Weitling vielmehr, ſobald er per Schub in ſeiner Heimatſtadt Magdeburg angelangt war, täglich durch die Polizei ſchikanieren, verbot ihm den Beſuch aller Herbergen und Wirtshäuſer, ſogar den Beſuch ſeiner Mutter, beſchlagnahmte ſeine Briefe, verlangte Exiſtenzausweiſe und

machte ihn in jeder der angenehmen Formen, über die ſie verfügte, ihren Wunſch begreiflich, daß er möglichſt bald den preußiſchen Staub von ſeinen Pantoffeln ſchüttele.

Es ſcheint, daß ſie den Agitator Weitling für gefährlich genug gehalten hat, um ihn auch noch in der Kaſerne oder im Zuchthauſe zu fürchten. Nach einem kürzlich erſchienenen Geſetz ging das preußiſche Indigenat allerdings nach zehn Jahren Aufenthalts im Auslande verloren, aber dies Geſetz hatte keine rückwirkende Kraft, da die Polizei ſonſt Weitling nicht wochenlang aus dem Lande komplimentiert, ſondern einfach per Schub, wie er hineingekommen war, ſo auch wieder hinausgebracht hätte. Weitling ſträubte ſich einige Wochen, mehr im Kampf um ſein Recht, als um ſich den Aufenthalt im preußiſchen Staat zu ſichern; ſchon in Zürich war ſein Wunſch geweſen, nach England zu gehen. So ließ er ſich endlich nach Hamburg abſchieben, wo er ſeine „Kerkerpoeſien“ für zehn Louisdor an Campe verkaufte. In Campes Buchladen traf er mit Heinrich Heine zuſammen, der dieſe Begegnung mit wenig Behagen, aber auch mit wenig Witz geſchildert hat.

Von Hamburg ging Weitling nach London, wo er vom Auguſt 1844 ab nun 17 Monate lebte. Er wurde bei ſeiner Ankunft von einem großen Meeting deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Kommuniſten feierlich begrüßt, aber er ſcheint nicht die Gelegenheit benutzt zu haben, die ſich ihm nunmehr bot, ſeinen Geſichtskreis durch das Studium der großen Induſtrie und des modernen Proletariats zu erweitern. Vielmehr zeigte ſich nun immer deutlicher, daß er ſo wenig eine hiſtoriſche Entwickelung beſaß, wie er eine hiſtoriſche Entwickelung kannte. Statt ſich in die engliſche Arbeiterbewegung zu ſtürzen, zu einer Zeit, wo die chartiſtiſche Agitation hohe Wellen ſchlug, arbeitete er an einer Denk- und Sprachlehre, um eine Weltſprache zu ſchaffen, die flüchtig ſchon in den Garantien auftaucht und von nun an mehr und mehr eine Lieblingsmarotte Weitlings wurde. Er wagte ſich jetzt unbedenklich an Aufgaben, denen ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe in keiner Weiſe gewachſen waren, wurde in dem Maße unduldſamer, wie er anſpruchsvoller wurde, geriet in eine geiſtige Iſolierung, die ihn immer weiter von der echten Quelle ſeiner Kraft trennte, von dem Leben ſeiner Klaſſe. Mit Schapper und den anderen Genoſſen vom Bunde der Gerechten, die im Leben der engliſchen Weltſtadt geiſtig friſch geblieben waren, konnte er ſich nicht mehr verſtändigen; dagegen

muß er ſich in dieſer Londoner Zeit mit Hermann Kriege angefreundet haben, einem jungen Schüler Ludwig Feuerbachs, der im Jahre 1845 über London nach New York ging, um die kommuniſtiſche Propaganda über den großen Teich zu tragen.

* * *

In London fand Weitling keinen Verleger für ſeine Denk- und Sprachlehre und das teure Pflaſter brannte ihm unter den Sohlen; ſo ſiedelte er im Anfang des Jahres 1846 nach Brüſſel über, wo ſich derweil um Marx und Engels eine Art kommuniſtiſchen Hauptquartiers geſammelt hatte. Es war das klügſte, was Weitling tun konnte, denn wenn irgendwo, ſo hatte er hier noch einige Ausſicht, ſich zurechtzufinden. An Marx hatte er zuerſt im Oktober 1844 geſchrieben und ihm ſeine Freundſchaft angetragen, die von Marx aufrichtig angenommen wurde; hatte er doch eben im Pariſer Vorwärts die Hauptſchrift Weitlings lebhaft begrüßt. Auch jetzt fand Weitling in Brüſſel eine gaſtliche Aufnahme, allein es zeigte ſich alsbald, daß er ſchon zu verrannt war, um die wiſſenſchaftliche Grundlage zu verſtehen, auf die Marx und Engels den Kommunismus ſtellten; handelte es ſich dabei doch auch gerade um die Wiſſenſchaften, die ihm vor andern unverſtändlich oder gar verhaßt waren: Hiſtorie und Philoſophie.

Engels ſagt darüber: „Später kam Weitling nach Brüſſel. Aber er war nicht mehr der naive junge Schneidergeſelle, der, über ſeine eigene Begabung erſtaunt, ſich klar darüber zu werden ſucht, wie denn eine kommuniſtiſche Geſellſchaft wohl ausſehen möge. Er war der wegen ſeiner Überlegenheit von Neidern verfolgte große Mann, der überall Rivalen, heimliche Feinde, Fallſtricke witterte; der von Land zu Land gehetzte Prophet, der ein Rezept zur Verwirklichung des Himmels auf Erden in der Taſche trug und ſich einbildete, jeder gehe darauf aus, es ihm zu ſtehlen. Er hatte ſich in London ſchon mit den Leuten des Bundes überworfen, und auch in Brüſſel, wo beſonders Marx und ſeine Frau ihm mit übermenſchlicher Geduld entgegenkamen, konnte er mit niemand auskommen.“ Man möchte faſt wünſchen, Engels hätte in vierzigjähriger Erinnerung die Dinge zu ſchwarz geſehen, aber Weitlings eigenes Zeugnis ſpricht dagegen.

In einer gemeinſamen Sitzung, die am 30. März 1847 ſtattfand, um die Frage zu beraten, wie die kommuniſtiſche

Propaganda zu betreiben sei, platzten die Geister heftig aufeinander. Der russische Schriftsteller Anienkow hat darüber berichtet, als Zuhörer der Debatte, und er hat die Dinge offenbar richtig aufgefaßt, wenn er sagt, Weitling habe nur unklar und verworren gesprochen, vermutlich so unklar und verworren, wie in den Schlußkapiteln seiner Hauptschrift über die möglichen Perioden des Überganges aus der kapitalistischen in die kommunistische Gesellschaft. Von Marx in die Enge getrieben, habe er sich auf die Hunderte von Briefen und Erklärungen berufen, die ihm dankbare Anhänger gesandt hätten und habe gemeint, seine bescheidene Vorbereitungsarbeit für die gemeinsame Sache sei von größerer Wichtigkeit, als die Kritik und die wissenschaftliche Analyse, die fern der leidenden Welt und den Drangsalen des Volkes entworfen werden, und es ist wohl glaublich, was Anienkow erzählt, daß nämlich Marx bei diesen Worten zornig aufgesprungen sei und gerufen habe: „Niemals noch hat die Unwissenheit jemand genützt."

Jedenfalls kommt Weitling noch viel schlechter, als in dieser Schilderung eines unbefangenen Zeugen, in seiner eigenen Darstellung der Szene fort, die er am Tage darauf in einem Brief an Moses Heß gab. Danach soll Marx auf die Frage, wie die kommunistische Propaganda in Deutschland am besten zu betreiben sei, sich dahin ausgesprochen haben, das wichtigste sei, eine Sichtung in der kommunistischen Partei vorzunehmen, die Untauglichen zu kritisieren und von den Geldquellen zu trennen; der Gefühlssozialismus müsse verhöhnt werden; die Bourgeoisie müsse erst ans Ruder kommen, ehe der Kommunismus verwirklicht werden könne. Weitling fährt dann in seinem Brief an Heß fort: „Ich wurde heftig, Marx überbot mich, besonders zuletzt war alles in Aufruhr und sprang hin und her im Bureau. Da besonders auf mein Resümee fuhr Marx auf. Ich sagte nämlich: Sonach geht aus unserer Diskussion weiter nichts hervor, als daß derjenige, welcher Geldmittel findet, auch schreiben kann, was er will . . . Ich sehe in Marxens Kopf weiter nichts als eine gute Enzyklopädie, aber kein Genie. Reiche Leute machten ihn zum Redakteur, voilà tout . . . Ich legte meine Systemarbeiten zurück, als ich von allen Seiten sich dagegen Stimmen erheben sah. Aber als ich in Brüssel vernahm, daß die Systemgegner gerade die großartigste Systemarbeit in wohlbezahlten Übersetzungen vornehmen, da vollendete ich meine auch und machte den

Versuch, sie an den Mann zu bringen. Wenn diese nun nicht unterstützt wird, so ist das ganz in der Ordnung, wo man durchaus das beabsichtigt, was man Sichtung nennt." Hier ist das Auffahren von Marx noch viel begreiflicher, denn Weitling erlaubte sich gegen ihn eine persönliche Verdächtigung.

In jenem Frühjahr hatte sich nämlich durch Weydemeyers Bemühen eine gewisse Aussicht aufgetan, daß einige reiche Kommunisten die Möglichkeit schaffen würden, einen Verlag kommunistischer Schriften zu eröffnen, womit dann auch eine schon seit Jahren von Marx und Engels geplante Bibliothek ausländischer sozialistischer Schriftsteller in deutscher Übersetzung erscheinen sollte. Da nun Marx und Engels für „Systeme", wie Weitlings Denk- und Sprachlehre, nichts übrig hatten, so ist klar, zu wie häßlichen Unterstellungen Weitling sich hinreißen ließ. Im übrigen ist aus dem ganzen Verlagsplan nichts geworden.

Trotz alledem ließ sich Marx nicht abhalten, nach Kräften für Weitling zu sorgen. Am 6. Mai schrieb Heß, der sich damals in Verviers aufhielt, an Marx: „Weitling schrieb mir vor kurzem, er klagt sehr über seine ökonomischen Verhältnisse und teilt mir mit, daß er durch Dich einen Mittagstisch habe; es war von Dir zu erwarten, daß sich Deine Feindseligkeiten gegen ihn nicht bis zum hermetischen Verschluß Deines Geldbeutels erstrecken werden, solange Du noch etwas darin hast." Wenige Tage darauf kam es dann aber zum völligen Bruch, an dem Weitling in fast unverzeihlicher Weise die alleinige Schuld trug.

Die amerikanische Propaganda Krieges erfüllte nicht die Hoffnungen, die auch von Brüssel her auf sie gesetzt worden waren. Der Volkstribun, eine Wochenschrift, die Kriege in New York herausgab, trieb in kindisch-pomphafter Weise eine phantastische Gefühlsschwärmerei, die mit kommunistischen Prinzipien nichts zu tun hatte und die Arbeiter in höchstem Grade demoralisieren mußte. Noch schlimmer war, daß Kriege in grotesken Bettelbriefen von amerikanischen Millionären einige Dollar für sein Blatt zu schnappen suchte. Dabei gebärdete er sich als literarischer Vertreter des deutschen Kommunismus in Amerika, so daß für dessen wirkliche Vertreter aller Anlaß gegeben war, gegen diese kompromittierende Gemeinschaft zu protestieren.

Einen solchen Protest an Krieges eigenes Blatt einzusenden, beschlossen am 16. Mai 1846 die Brüsseler Kommunisten Engels,

Marx, Wilhelm Wolff, Sebaſtian Seiler und einige andere. Einzig und allein Weitling ſchloß ſich aus, unter ganz nichtsſagenden Vorwänden: der Volkstribun ſei nach ſeiner Anſicht ein kommuniſtiſches Organ, das den amerikaniſchen Verhältniſſen vollkommen entſpreche; die kommuniſtiſche Partei habe in Europa ſo mächtige und zahlreiche Feinde, daß ſie ihre Waffen nicht nach Amerika zu richten brauche und am wenigſten gegen ſich ſelbſt. Daran ließ ſich Weitling aber nicht genügen, ſondern richtete ein Schreiben an Kriege, worin es hieß: „Was Du auch ſchreiben magſt, ich warne Dich, wohl alles zu überlegen, ich habe die Leute als ausgefeimte Intriganten kennen gelernt. Ich kann nicht anders denken, als der Angriff gegen Dich war im voraus ſchon gegen mich gerichtet. Sie wiſſen, daß wir intim ſind . . . Das Faktum iſt, daß ſich der ganze Knäuel der mit ihnen korreſpondierenden kommuniſtiſchen Bourgeoiſie gegen mich gewandt hat. Warum? Die Geſchichte iſt uralt in unſerer Propaganda. Sie datiert ſchon vom Anfang. Außer Marx hat mich ja auch niemand unterſtützt. Sie nennen den Gegenſatz Religioſität und Syſtemſucht. Mich ſoll das angehen meines Evangeliums wegen und des Syſtems wegen, das nun doch einmal da iſt. Im Kopf der ungeheueren geldbeſchwerten Ligue von vielleicht zwölf oder zwanzig Mann ſpukt nichts als Kampf gegen mich Reaktionär. Ich kriege zuerſt den Kopf heruntergeſchlagen, dann die anderen und zuletzt ihre Freunde und ganz zuletzt ſchneiden ſie ſich ſelbſt den Hals ab. Die Kritik zerfrißt alles beſtehende und wenn nichts mehr zu zerfreſſen iſt, frißt ſie ſich ſelber auf. Dabei macht ſie den Anfang an der eigenen Partei, beſonders ſeitdem die anderen ſich nicht darum ſcheren. Jeder will Kommuniſt ſein und einer den anderen als Nichtkommuniſten hinſtellen, ſobald er ſeine Konkurrenz fürchtet. Und dieſem Treiben öffnen ſich jetzt ungeheure Summen, für mich aber kein Verleger. Ich ſtehe von dieſer Seite ganz allein mit Heß, aber Heß iſt wie ich in die Acht erklärt.“ Dieſer Brief iſt wieder ein ſchlagender Beweis dafür, wie leicht in ſolcher Prophetennatur das Erhabene ins Triviale umſchlagen kann.

Es erſcheint auf den erſten Blick völlig unbegreiflich, wie Weitling das Treiben Krieges beſchönigen konnte, ein Treiben, deſſen Weitling ſelbſt nie fähig geweſen wäre, geſchweige denn fähig geweſen iſt. Die Löſung des Rätſels liegt wohl in dem Satze, worin Weitling ſich nicht anders denken kann,

als daß der Angriff gegen Kriege im voraus gegen ihn gerichtet sei. Seine krankhafte Einbildung und Selbstüberhebung ließ ihn überall Feinde und Neider wittern und selbst Heß, der ihm bis dahin noch die Stange zu halten gesucht hatte, gab ihn jetzt auf. Heß schrieb am 5. Juni an Marx: „Weitlings Persönlichkeit widert mich immer mehr an und nur die Parteiangelegenheit hält mich noch mit ihm verbunden"; unter den europäischen Kommunisten stand Weitling nun ganz isoliert.

Dagegen beeilte sich Kriege, die ärgsten Stellen aus dem an ihn gerichteten Briefe Weitlings als Gegengewicht gegen den Protest der Brüsseler Kommunisten zu veröffentlichen, und er veranlaßte auch die Sozialreformassoziation, eine deutsche Arbeiterorganisation, die seine Wochenschrift zu ihrem Organ erkoren hatte, Weitling als Redakteur zu berufen und ihm das nötige Reisegeld zu senden. Es scheint, daß Krieges Redaktionssessel für ihn doch zu heiß geworden war, oder vielleicht hatten auch die Leser seine Narreteien satt, zumal da er sich inzwischen noch mit der Tammany-Hall, der berüchtigsten Politikerklique New Yorks, eingelassen hatte.

* * *

Weitling folgte dem Rufe und traf gegen Ende des Jahres 1846 in New-York ein, um zu vernehmen, daß der Volkstribun eben eingegangen sei und 100 Dollar Schulden hinterlassen habe.

Uneigennützig, wie Weitling in seiner Agitation immer gewesen ist, verzichtete er auf die 5 Dollar Wochengehalt, die ihm die Sozialreformassoziation anbot, bis er Beschäftigung gefunden habe; lieber fristete er sein Leben mit einigen Flugschriften und einer neuen Auflage des Evangeliums, die er selbst vertrieb, so „fürchterlich" ihm diese „Notwendigkeit" war. Auch eine englische Übersetzung dieser Schrift gab er heraus und freundete sich mit Albert Brisbane und anderen amerikanischen Fourieristen an.

Seine Agitation hatte einen nicht unbeträchtlichen Erfolg. Es gelang ihm, einen Befreiungsbund zu stiften, der nach dem Vorbilde des amerikanischen Logenwesens in verschiedene Grade eingeteilt war und sich schnell über die großen Städte der Union verbreitete. Weitling hatte hier wieder seinen alten erprobten Simon Schmidt zur Seite. Er kehrte eben, im Frühjahr 1848, von einer Agitationsreise für den Bund, die

ihn bis New Orleans geführt hatte, nach New York zurück, als er die Nachricht vom Ausbruch der deutschen Märzrevolution erhielt. Die New Yorker Loge des Befreiungsbundes beschloß, Weitling als Vertreter des Bundes nach Deutschland zu senden, um dort für die Ausbreitung seiner Organisation zu wirken. Der Gedanke, durch einen eben erst in Amerika gestifteten Arbeiterbund die deutsche Revolution zu beeinflussen, war zwar um vieles harmloser, aber auch um vieles abenteuerlicher als Herweghs Freischarenzug aus Paris nach Süddeutschland; immerhin ging Weitling doch nach Europa, als es in revolutionären Flammen stand, während Cabet aus dem revolutionären Europa in eine hinterwäldlerische Kolonie flüchtete.

Am vorletzten Schlachttage des Juniaufstandes traf Weitling in Paris ein und ging dann nach Deutschland, um Flugblätter drucken zu lassen und zu verbreiten. Doch ist die Wirkung seiner Wirksamkeit gleich null gewesen; die Revolution hatte ihn gänzlich überholt. So unreif damals noch die Arbeiterklasse in den meisten Teilen Deutschlands war, so hatte sie doch die Blut- und Feuertaufe empfangen, und bedurfte des Propheten nicht mehr, am wenigsten eines übellaunigen und verstimmten Propheten.

Den ersten deutschen Arbeiterkongreß, der Ende August 1848 in Berlin tagte, verließ Weitling gekränkt, als sein sogleich nach Eröffnung der Verhandlungen gestellter und übrigens ganz zweckloser Antrag, eine Petition um Einberufung eines besonderen Arbeiterparlaments an die Frankfurter Nationalversammlung zu richten, nicht einmal abgelehnt, sondern auf die Tagesordnung der zweiten Sitzung zurückgeschoben wurde. Auch eine Wochenschrift, die er unter dem Titel: Der Urwähler und mit dem Motto begründete: „Keine Güterverteilung! Keine Zwangsarbeit! Aber lohnende Arbeit und ehrlichen Handel für alle!“ ging schon nach wenigen Nummern ein, da sie es kaum auf 150 Abnehmer brachte. An dem zweiten Demokratenkongreß, der Ende Oktober in Berlin tagte und durch seine zerfahrene Haltung die längst auf der Lauer liegende Gegenrevolution nicht wenig ermutigte, hat Weitling dann noch teilgenommen, zusammen mit Ewerbeck und Kriege, der auch hier als Berichterstatter das tollste Zeug schwatzte, namentlich die Hilfe des Proletariats zurückwies, das zu roh und ungebildet sei. Gleich darauf schlug die Gegenrevolution

los; die biedere Vereinbarerverſammlung verſchmähte in der Tat die Hilfe der Berliner Arbeiter, die bereit waren, mit ihrem Blut und ihren Knochen dem Hochverrat der Krone zu widerſtehen; ſie ließ ſich mit Waffengewalt ſprengen, und Weitling wurde ein Opfer des Belagerungszuſtandes; am 21. November wies ihn Wrangel aus Berlin aus.

Er ging nun nach Hamburg, wo es ihm ein wenig mehr glückte als in Berlin. Mit dem Berliner Staatsſtreich war die Revolution in Norddeutſchland überhaupt niedergeſchlagen worden, und die geheimen Organiſationen der vormärzlichen Zeit bekamen wieder Oberwaſſer. Weitling konnte in Hamburg eine Loge des Befreiungsbundes oder, wie er ſelbſt ſagt, einen Kommuniſtenbund ſtiften, der ſeine Erwartungen um das zehnfache übertraf. Auch erzählt er, daß er als Leitartikler eines neuen Tageblattes mit einem Wochenhonorar von zehn Mark angeſtellt worden ſei. Er meint vermutlich die damalige Hamburger Mark, die nach heutigem Gelde eineinhalb Mark betrug. Auch gab er in Hamburg die dritte Auflage ſeiner Garantien heraus; eine zweite hatten inzwiſchen ohne ſein Zutun einige ſeiner Freunde veranſtaltet.

Dieſe dritte Auflage war mannigfach verändert und auch erweitert, ſtellte aber einen traurigen Rückſchritt gegen die erſte dar. Glich die erſte einem kecken und ſtarken Schiff, das mit der roten Flagge am Maſt auf bewegter See kreuzte, ſo glich die dritte einem Wrack, das im Dock mühſam kalfatert wird, ohne doch wieder ſeetüchtig zu werden. Weitling ſucht ſich mit den Reſultaten der Revolution abzufinden, aber er offenbart nur ſeinen gänzlichen Mangel an hiſtoriſchem Sinn; er verſteht ſchlechterdings nicht, weshalb das Proletariat die Bourgeoiſie in ihrem Kampfe gegen Abſolutismus und Feudalismus unterſtützen mußte. Er ſieht darin nur eine Täuſchung des Volkes über ſeine wahren Intereſſen; „es wurde an Führer gewöhnt, deren größtes Verdienſt darin beſtand, dem Volke bei jeder Gelegenheit ihre nichts Sozialprinzipielles enthaltende Maulfertigkeit aufzudrängen“. Weitling ſtichelt damit zunächſt auf Stephan Born, den Führer der Berliner Arbeiter im Sommer von 1848, aber Born war ein Mitglied des Kommuniſtenbundes, ein Schüler von Marx und Engels, was Weitling natürlich wußte.

Über der erſten Auflage ſeiner Hauptſchrift lag eine prachtvolle Spannung, wie vorm Sturme, in der noch die Torheit

mit rauſchendem Gewande einherſchritt, wie in ſeiner Ankündigung einer neuen Moral, die noch nie erhört worden ſei; in der dritten herrſcht eine kahle und nüchterne Stimmung vor, die ſich vergebens zu berauſchen ſucht, indem ſie mit dürren Worten den Diebſtahl als letzte Waffe des Proletariats empfiehlt, den „edlen gerechten Räuber“ feiert, den Verfolger ſolcher Räuber der Volksrache denunziert und jeden, der in ſolchem Kampfe den Tod findet, als Märtyrer einer heiligen Sache proklamiert. Derweil die revolutionäre Entwickelung vorwärts ging, ſchritt Weitling rückwärts.

Das ſollte ſich noch klarer zeigen, als Weitling von der ſiegreichen Gegenrevolution im Herbſt 1849 auch aus Hamburg vertrieben wurde und nun nach New York zurückkehrte.

* * *

Zunächſt geſtalteten ſich die Umſtände für ihn wieder recht günſtig. Am 15. Januar 1850 begann er die Republik der Arbeiter herauszugeben, zunächſt als Monatsſchrift, doch gewann ſie bis zum Ende des Jahres ſchon 4000 Abnehmer und konnte von April 1851 ab als Wochenſchrift erſcheinen. Was ihr dieſe raſche Verbreitung ſicherte, war freilich nicht, wie Weitling ſelbſt annahm, ihre Beredſamkeit, ſondern eine tiefgreifende wirtſchaftliche Bewegung, die im Frühjahr und Sommer 1850 die Arbeiter und namentlich die deutſchen Arbeiter New Yorks ergriff.

Die Bewegung begann mit einem ſiegreichen Streik der deutſchen Tiſchler, denen die Zimmerleute, die Schneider, die Schuhmacher, die Bäcker, die Dreher, die Uhrmacher und andere Gewerbe mit meiſtens auch erfolgreichen Arbeitseinſtellungen folgten. In dieſen Gewerben ſuchten ſich dann die Arbeiter dauernd zu organiſieren; in der Mitte des Jahres 1850 gab es in New York 2500 organiſierte Arbeiter mit einem Kaſſenbeſtande von 4500 Dollar, die ſich mit der Gewerbetauſchbank einverſtanden erklärten, die Weitling nunmehr als ſoziales Hauptheilmittel verkündete, und dafür einzutreten verſprachen. Um die Bank zu ſichern, gedachte Weitling einen allgemeinen Arbeiterbund zu gründen und berief einen allgemeinen Arbeiterkongreß, der im Oktober 1850 in Philadelphia tagte, 4400 Arbeiter mit einem Vereinskaſſenbeſtande von 19 071 Dollar vertrat und ſich ebenfalls für Weitlings Plan erklärte.

Soweit war die Sache ganz aussichtsreich, aber wenn Weitling sich mit Unrecht rühmte, die Bewegung ins Leben gerufen zu haben, so hätte er sich mit Recht zum Vorwurfe machen dürfen, daß sie sich als flackerndes Strohfeuer erwies. Er verrannte sich völlig in seine Utopistereien, erst in die Gewerbetauschbank und dann in die Gründung von Kolonien. Es ist nicht nötig und auch nicht möglich, auf diese Dinge näher einzugehen: nicht nötig, da sie nichts mehr für Weitling eigentümliches enthielten, sondern sich ganz in den ausgefahrenen Geleisen der hoffnungslosen Versuche bewegten, die englische und französische Sozialisten mit der Gründung von Gewerbetauschbanken und Kolonien gemacht hatten; nicht möglich, weil Weitling in seinen Organisationsplänen und Statutenentwürfen immer weitschweifiger wurde; die Konstitution des Arbeiterbundes, dem im Laufe von vier Jahren noch nicht tausend Arbeiter beitraten, enthielt nicht weniger als 270 Paragraphen.

War für Weitling im Anfange seiner Agitation die Utopie sozusagen nur ein Notbehelf gewesen, weil er die historischen Aussichten des proletarischen Emanzipationskampfes nicht zu erkennen vermochte, ein Notbehelf, auf den allzu großen Wert zu legen er selbst eindringlich gewarnt hatte, so war ihm jetzt die Utopie das allein, das alles entscheidende Ziel und er tat, was irgend in seinen Kräften stand, um die Arbeiter von den historischen Wegen abzuschrecken, die zu ihrem Siege führen konnten und sich nunmehr immer klarer abzuzeichnen begannen. Weitling bekämpfte die gewerkschaftliche und die politische Organisation der Arbeiterklasse; er nannte die aufkeimende Gewerkschaftsbewegung einen „Kampf um ein paar Cent Lohn", der sich nicht der Mühe lohne; er schalt auf die „Klassenkampfschwindler", auf das „alte Steckenpferd, den politischen Wahldusel"; nicht die Demokratie, nicht die Vielheit, nicht die republikanische Staatsform, nicht die Freiheit des Mehrheitsdusels könne den Arbeitern nützen, sondern nur die Organisation der Arbeiter unter einer diktatorischen Leitung, und Weitling ließ keinen Zweifel darüber, wo dieser Diktator zu suchen sei. Solange er selbst noch nicht als der Heiland erkannt war, ließ er sich sogar an solchen Ersatzmännern genügen, wie dem falschen Bonaparte, der im Dezember 1851 seinen Staatsstreich machte. „Der Mann hat noch nicht viel getan, was mich berechtigen könnte, ihn den Arbeitern als einen Mann ihrer Hoffnungen hinzustellen. Aber er hat doch den Willen

gehabt, mehr zu tun und hat auch schon mehr getan, als die Monarchen seinerzeit getan haben. Er hat auch mehr im Interesse der Arbeiter getan, als in allen bekannten Republiken; so lange die Geschichte bisher Zeugnis gibt, dafür bisher getan wurde." Was Wunder, daß Weitling durch solche Tiraden die Arbeiter vor den Kopf stieß, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten. Bis zu einem gewissen, wenn auch geringeren Grade mag dazu auch beigetragen haben, daß Weitling an seinen religiösen Mucken festhielt und „unseren Meister Jesus Christ" in kleinen Gesangbuchsverschen für die Kinder seiner Anhänger pries.

Am weitesten verirrte er sich, wenn er sich am nächsten mit Marx und dessen Genossen berührte, worin denn ja auch eine gewisse Logik lag. Nach dem Kölner Kommunistenprozesse führte Weitling ganz richtig aus, daß die Regierung die Gefährlichkeit des Kommunistenbundes übertrieben habe, um die Bourgeoisie einzuschüchtern und dann zu übertölpeln, fuhr aber fort: „Dieser Plan ist vollkommen gelungen, und die Erdolchungs- und Abschlachtungsprojekte einiger Prahlhänse des Bundes, welchen nicht einmal Courage zuzutrauen ist, sie auszuführen, waren vollkommene Beweismittel für die Gefährlichkeit des Bundes. Aber Karl Marx influierte schon seit acht Jahren diesen Teil des Bundes mit seinen Ansichten, und man hat während dieser Zeit von keinem einzigen Versuch derart gehört, während von den französischen geheimen Gesellschaften binnen neun Jahren neun Anfälle auf das Leben Louis Philipps gemacht wurden." Und so geht es noch eine Weile fort. Man hat daran gezweifelt, ob Weitling bei diesen Schmähungen auf Marx noch den guten Glauben für sich beanspruchen durfte; er mußte wissen, daß solche „Erdolchungs- und Abschlachtungsprojekte" in Marx ihren schärfsten Gegner hatten und deshalb nirgends vorkamen, wo, wie im Kommunistenbunde, die Ansichten von Marx vorherrschten. Aber da Weitling auch in dieser Agitation immer derselbe opferbereite und uneigennützige Mann blieb, der er von jeher gewesen war, so darf man ihm eine Art moralischer Blindheit zugute halten, gerade gegenüber Marx, an dessen wissenschaftlicher Einsicht, wie Weitling wohl instinktiv empfand, sein Prophetenruhm zerschellt war.

Mit seiner Gewerbetauschbank kam es begreiflicherweise nicht einmal zu einem praktischen Versuch, dagegen schloß sich die Kolonie Kommunia, die sich aus Trümmern der einst von

Andreas Dietsch begründeten Kolonie Helvetia gebildet hatte, an den Arbeiterbund Weitlings an, dem sie schweres Geld kostete, ohne doch auf einen grünen Zweig zu kommen. Weitling gab sich die größte Mühe um sie, und in dem Streit, worin er sehr bald mit den Kolonisten geriet, hatte er augenscheinlich das Recht auf seiner Seite, wenn er auch hier wohl zu starrköpfig auf seinem Schein bestehen mochte. Auf keinen Fall verdiente er den Vorwurf des Betruges und der Unterschlagung, den ihm schließlich die Kolonisten machten; was ihm wirklich zum Vorwurfe gereichte, war die Veröffentlichung von Briefen der Kolonisten mit allen grammatikalischen und orthographischen Fehlern, um sie lächerlich zu machen, was ihm am wenigsten anstand. Es kam zum gerichtlichen Austrage des Haders, worüber die Kolonie unterging und mit ihr der ganze Arbeiterbund Weitlings. In der Mitte des Jahres 1855 hörte auch die Republik der Arbeiter auf zu erscheinen, nachdem sie seit Ende des Vorjahres wieder nur als Monatsschrift ausgegeben worden war.

* * *

In diesen Strudel wurde anscheinend auch Weitlings Denk- und Sprachlehre gerissen, von der im Frühjahr 1855 bereits acht Bogen gedruckt waren, etwa zwei Drittel des gesamten Werkes. Er wandte sich nunmehr einem nicht minder großen Plane zu, als die Erfindung einer Weltsprache war, einer „Mechanik des Himmels", einer Umwälzung der Astronomie, die die Erde wieder zum Mittelpunkt des Weltsystems machen sollte. Bereits am 26. Februar 1856 meldete er seinem alten Freund Petersen, er habe Auszüge aus diesem Werk an eine Reihe wissenschaftlicher Institute und Personen in Europa gesandt, aber er werde wohl totgeschwiegen werden: „Als Newton das entdeckte, was man das Fallgesetz nennen könnte, was aber eben nur eine künstlich zurecht gemachte Ausrechnung der Zeit, welche den Mond zum „Auf die Erde fallen" gebrauchen werde, war — da wurde er vor Freude krank und konnte nicht mehr weiter rechnen. Es ist gut, daß der meine Ideen nicht gehabt hat, den Mann hätte vor Freude der Schlag gerührt. Doch der war Mathematiker, war wahrscheinlich reich, hatte hohe Gönner — und keinen, den Interessen der Reichen als feindlich bekannten Namen. Aber ich — ich erwarte von allen diesen Absendungen gar nichts Bestimmtes. Nur das freut mich, daß

ich eben noch die Mittel in meiner Gewalt habe, dieſe Idee unter das Publikum zu bringen und der Vergeſſenheit zu entreißen, trotz Neid und Mißgunſt, trotz den tauſend Hinderniſſen, mittels welcher die von den regierenden Intereſſen der Reichen und Mächtigen zu Rittern geſchlagenen, ſogenannten Vertreter der Wiſſenſchaft jede nicht in ihrer Pflanzſchule gezogene Frucht der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu entziehen wiſſen." Es iſt ihm nicht gelungen, dies Werk an die Öffentlichkeit zu bringen, ſo großen Wert er bis an ſein Ende darauf gelegt hat, doch iſt ihm dadurch nur eine neue Enttäuſchung erſpart geblieben.

Sein Leben blieb hart gebettet, auch nachdem ſeine öffentliche Agitation unmöglich geworden war. Er hatte im Jahre 1854 eine Deutſche geheiratet und wurde der Vater einer ſchnell wachſenden Kinderſchar. In ſeinem Handwerk herrſchte 1855 große Arbeitsloſigkeit; er hatte für ſeine agitatoriſche Tätigkeit einen Wochenlohn von 7 Dollar bezogen und bemerkt dazu: „Das iſt leider ein guter Schneiderlohn für New York und ein knapper Arbeitslohn für Amerika, wenn ich Rückblicke auf meine beſten Schneiderverdienſte in Europa mache, meine Glückszeit in Wien gar nicht zu rechnen, wo ich im Jahre 1834 eine Zeitlang wöchentlich an 70 Gulden in Verfertigung von Modeartikeln für Damenputz verdiente. Wenn ich bedenke, wie wir 1830 bis 1832 in Leipzig bei Höpfner und Walſach unter täglichem Jubel und Geſang und bei honetter, höflicher Behandlung wöchentlich 6 bis 10 Taler verdienen konnten, und in Genf 40 Franken, gleich 8 Dollar pro Woche, bei meinem letzten Meiſter, wobei mir noch die Zeit blieb, meine Monatsſchrift und deren Expedition zu beſorgen . . . Welch ein Leben damals in Genf für weniges Geld! Und hier in der Republik! Wahrhaftig, es wundert mich, daß ſich nicht mehr Schneider hier das Leben nehmen, nachdem ſie irgend einen vorher totgeſchlagen haben. Ich kenne doch das Leben des Arbeiters. Ich habe es ohne Mittel mit alleiniger Hülfe meiner Handarbeit viele Jahre durchgemacht, habe auch ſchlechten Lohn zuweilen gehabt. Aber ſolch ein trauriges Leben habe ich nirgends in Deutſchland zu führen brauchen, als hier tauſende von Schneidern geduldig führen müſſen." Ein Glück für Weitling, daß er ein kleines Ämtchen erhielt, als Regiſtrator der deutſchen Einwanderer in Caſtle Garden, dem Einwanderungsdepot des Hafens von New York.

Er verdankte diesen Posten der demokratischen Partei, der er sich, wie die meisten deutschen Einwanderer, angeschlossen hatte, wohl weil die amerikanische Gegenpartei, die damaligen Whigs, die sich dann in Republikaner umtauften, stark von arbeiter- und fremdenfeindlichen Elementen durchsetzt war. Nun begann aber gegen Ende der fünfziger Jahre die Sklavenfrage brennend zu werden, in der die demokratische Partei die Interessen der südstaatlichen Sklavenbarone vertrat. Weitling hat sich der Sklavenfrage gegenüber völlig neutral verhalten; er hat ihre Bedeutung für die Lösung der Arbeiterfrage nicht verstanden, die Marx in dem Sinne darlegte, daß vor Beseitigung der Sklaverei an eine gesunde Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten nicht zu denken sei, aber er hat sich auch nie für die Sklaverei ins Zeug gelegt, wie es vor ihm Kriege getan hatte und leider viele deutsche Arbeiter auch noch taten, als die Frage zur Entscheidung reifte. Hiervor wurde Weitling durch sein proletarisches Empfinden bewahrt, doch darf man annehmen, daß die echt demagogische, aber mit blendender Sophistik vorgetragene Rede der Sklavenbarone, wonach die schwarzen Sklaven der Südstaaten viel besser daran seien, als die weißen Sklaven der Nordstaaten, einen gewissen Anklang bei ihm gefunden hat. In seiner Hauptschrift spottet er schon über die „Komödie", die die Engländer mit der Abschaffung der Sklaverei trieben; in entfernten Ländern verbiete man die Sklaverei, und im eigenen Lande wimmele es von Sklaven, die zu tausenden vor Hunger stürben.

Mit dem Anwachsen der Antisklavereibewegung wurde nun aber Weitling persönlich bedrängt insofern, als die republikanische Partei, die übrigens auch nur sehr allmählich zu der Forderung vorschritt, die Sklaverei abzuschaffen, die von der demokratischen Partei besetzten Ämter zu ihren Gunsten zu räumen unternahm. So wurde auch Weitling vielfach schikaniert und gab endlich den Posten aus einem für ihn sehr ehrenwerten Beweggrunde auf. Er wollte sich nicht dazu hergeben, die jungen Einwanderer aus Deutschland zum Eintritt in das Heer zu überreden; ehe er sich dieser Zumutung fügte, wurde er lieber der alte Vogel auf dem Dache.

In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens scheint er sich hauptsächlich mit neuen Erfindungen in seinem Handwerk beschäftigt und dabei seinen anschlägigen Kopf wiederum bewiesen zu haben. Namentlich wußte er eine Knopflochmaschine

zu erfinden, die zugleich Stickmaſchine war. Er nahm nicht weniger als ſieben Patente auf ſeine Erfindungen, doch bewährte ſich in ſeinem Alter an ihm, was er in ſeiner Jugend ſchon als eine nichtswürdige Eigentümlichkeit der bürgerlichen Geſellſchaft gebrandmarkt hatte: geniale Erfindungen armer Teufel fallen dem Kapital zum Raube. Die großen Nähmaſchinenfabrikanten Howe, Singer und andere ſuchten ihn auf, um ſich ſeine Maſchine zeigen zu laſſen, ſie auf dieſe Weiſe kennen zu lernen und nachzuahmen; Weitling ſelbſt konnte ſie nicht auf den Markt bringen, eben weil er ein armer Teufel war. Als er mit gerichtlicher Klage drohte, erklärte ſich Singer bereit, ihm 500 Dollar zu zahlen, aber da Weitling zu ſtolz war, dieſen Bettelpfennig anzunehmen und mindeſtens 5000 Dollar beanſpruchte, ſo bekam er gar nichts. Er ſelbſt ſtarb, während die Verhandlungen noch ſchwebten, nahm aber ſeiner Frau vorher das Verſprechen ab, niemals weniger als 5000 Dollar von Singer anzunehmen. Nun aber ließ ſich Singer erſt recht auf nichts ein, da er ſehr wohl wußte, daß die blutarme Witwe gegen einen ſteinreichen Fabrikanten keinen Prozeß führen könne.

So iſt Weitling von Armut und Not und immer neuer Enttäuſchung bis ans Sterbebett geleitet geweſen. Aber unterlegen iſt er nicht. Nicht lange vor ſeinem Tode ſchrieb er an Schilling, einen alten Kameraden noch aus ſeiner Leipziger Jugendzeit: „Mit meinen Patenten bin ich noch immer der Betrogene. Wer hier kein Geld hat, kann anderen gegenüber, welche ſehr viel haben, ohne ebenſoviel Geld nicht zu ſeinem Rechte kommen. Bewahre die Menſchheit der Himmel vor ſolchen Republiken des Geldſacks. Hier regiert nur die Heuchelei, welche ſich nicht ſchämt, auf all und jede erlaubte Weiſe Geld zu machen. Dazu hätte ich oft genug die Mittel gehabt, den Charakter aber nicht, und ich wünſche nicht, daß dieſer demoraliſierende Zuſtand um ſich greift. — Hoffentlich eilt man in Europa nicht ſolch verfluchtem Zuſtand entgegen, obgleich auch dort die Gelehrten das große Wort über Bildung und Aufklärung führen und die Blätter danach redigieren. Wer nichts Nützliches zu arbeiten verſteht, wer ſich nicht an Entſagung und Arbeit zugunſten ſeiner Nebenmenſchen gewöhnt hat, der hat kein Recht und keinen zuverläſſigen Willen, ſie aufklären zu wollen. In der Arbeit und der noblen Aufopferung für ſeine Mitmenſchen liegt die Propaganda der Zukunft, nicht in dem künſtlichen Geſchrei und Geſchmier derer, die nur an

ſich denken und einen Zuſtand wollen, in welchem nur die Wort- und Schreibkünſtler gewählt werden können, andere zu beherrſchen. — Ich brauche ſehr notwendig einen Verleger für meine Aſtronomie, das wertvollſte Buch, das je in der Welt erſchienen iſt oder erſcheinen wird. Aber die Verleger ſolcher wertvollen Arbeit könnte man nur finden, wenn vom Werte wirklich überzeugt .... Mir würde es gelingen, hätte ich nicht eine ſtarke Familie und nur allein für mich zu ſorgen. Ich habe ſchon ſchwereres durchgeſetzt. Da ich übrigens gegen Erwartung wieder geneſen bin, ſo glaube ich, es liegt in der uns noch unbekannten Weltordnung, daß meine Arbeit in die Öffentlichkeit dringt. Die geſamte Geſchichte der Menſchheit weiß nichts Wichtigeres aufzuweiſen. Der Menſch erkennt darin die Weltgeſetze, welche ſeinen Wohnort bewegen, obwohl noch immer ohne zu wiſſen, warum." In dieſen Zeilen haben wir noch einmal den ganzen Mann mit ſeiner Arbeit und — wie er ſo überaus treffend ſagt — noblen Aufopferung für die Menſchheit, der ſich durch allen Widerſtand der ſtumpfen Welt nicht niederwerfen läßt, mag er ſich auch nur noch retten können in die Gefilde eines leeren Wahns.

In die Öffentlichkeit iſt Weitling ſeit der Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr getreten; als ſich im Jahre 1868 die kommuniſtiſchen Elemente New Yorks zu einer Sozialen Partei zuſammenſchloſſen und ihn ohne ſein Zutun in das Exekutivkomitee dieſer Partei wählten, lehnte er die Wahl ab; ſeine dreißigjährige Erfahrung ſpreche dafür, daß mit dem Einzwängen von Mitteln und Zwecken einer erhabenen Sache in parlamentariſchen Formelkram nicht allein nichts erreicht, ſondern der Sache auch geſchadet werde. Doch hat er noch einem Verbrüderungsfeſte beigewohnt, das die deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sektionen der Internationalen Arbeiteraſſoziation in New York zur Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges veranſtalteten. Drei Tage darauf, am 25. Januar 1871, iſt er geſtorben.

* * *

Einen ſo traurigen Ausgang nahm ein Leben, das ſo glänzend begonnen hatte. Doch wenn dies Leben keinen erhebenden Eindruck hinterläßt, ſo noch weit weniger einen niederziehenden Eindruck; es iſt vielmehr eine tragiſche Erſchütterung, die ein Rückblick auf Weitlings Schaffen und Wirken hervorruft. Der Tote zeugt noch gegen die Geſellſchaft,

die der Lebende ſo bitter gehaßt und ſo beredt bekämpft hat; er zeugt gegen jene Lüge, die die Demagogie der herrſchenden Klaſſen erfunden hat und die die armſelige Weisheit der Philiſter gläubig hinnimmt, gegen die Lüge, daß die „freie Arbeit“ der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft jedem Genie, jedem Talent freie Bahn eröffnet.

Weitling war eine geniale Natur von den reichſten Anlagen; durch eiſerne Selbſtzucht hatte er ſich ein großes Wiſſen erworben, auf das er ſich, wenn anders jedermann ſich ſeines Fleißes rühmen darf, wohl etwas einbilden durfte; dabei ein aufrechter, ehrlicher Mann, an deſſen Händen niemals auch nur der leiſeſte Staub haftete, von einer ſeltenen Uneigennützigkeit, die ihn, den heitern, lebensfreudigen Charakter von geſunder Sinnlichkeit, lieber allen Genüſſen des Lebens entſagen ließ, um der edlen Aufopferung für die Menſchheit willen. Und dennoch iſt er zuletzt dem dumpfen geiſtigen Druck erlegen, womit die kapitaliſtiſche Geſellſchaft die ausgebeuteten Klaſſen niederhält; auf der Höhe ſeines Lebens durfte ihm ſchon jeder Narr nachſchwatzen, daß er geſtörten Geiſtes ſei, und er ſelbſt kehrte ſeine Waffen gegen die, die in ſeinem Geiſte zu vollenden wußten, was er begonnen hatte.

Aber dieſem erſchütternden Loſe fehlte der verſöhnende Zug nicht. Der Same, den Weitling in ſeinen beſten Tagen ausgeſtreut hat, iſt auf fruchtbare Erde gefallen und hat weiter gewuchert; Weitlings Geiſt war lebendig in den Arbeitern, die ſich an Laſſalle wandten um ein Programm für die neuerwachende Bewegung der deutſchen Arbeiterklaſſe. Damals wußte die Schmähſucht der Bourgeoiſie keinen in ihren Augen tödlicheren Schimpf für Laſſalle zu erſinnen, als daß er in den „umgewandten Hoſen des Schneiders Weitling“ auftrete. Sie hatte recht, mehr recht, als ſie ſelbſt wußte oder auch nur ahnte. Laſſalle ſchrieb auf die Fahne der Arbeiter, was Weitling in ſeinen letzten Jahren geſchmäht hatte, den „Wahlduſel“, den „Klaſſenkampfſchwindel“, aber er kehrte den alten Weitling nur um, um auf den jungen Weitling zurückzugehen, um die revolutionäre Emanzipation der Arbeiterklaſſe als den einzigen Hebel ihrer Rettung zu verkünden. Was Weitling gefehlt hat, iſt längſt bis auf die letzte Spur verſchwunden aus der deutſchen Arbeiterbewegung, aber ein Hauch ſeines Geiſtes iſt immer in ihr lebendig geblieben und wird lebendig bleiben, bis der Tag ihres Sieges gekommen iſt.

Hundert Jahre nach ſeiner Geburt iſt er zu ſeinem hiſtoriſchen Rechte gekommen. Er ſelbſt war beſcheiden genug, um nicht von der Nachwelt zu beanſpruchen, was ihm die Mitwelt verſagte; er war Prophet ſeiner Perſon nur, weil er nicht anders glaubte, Prophet ſeiner Sache ſein zu können. Aber auch nicht um ſeiner Perſon, ſondern um der hiſtoriſchen Gerechtigkeit willen gibt ihm die Nachwelt, was ihm gebührt: den Ehrenpoſten an der Schwelle der deutſchen Arbeiterbewegung, den ihm keiner verſagen darf und auch keiner verſagt von denen, die an den Mauern und Türmen des mächtigen Gebäudes ſchaffen, deſſen erſten Grundſtein ſeine Hand gelegt hat.

Steglitz-Berlin, im Juli 1908.

F. Mehring.

Garantien

der

Harmonie und Freiheit.

Von

Wilhelm Weitling.

Frei wollen wir werden! wie die Vögel des Himmels; ſorgenlos in heitern Zügen und ſüßer Harmonie durchs Leben ziehn wie ſie!

Vivis,
im Verlage des Verfaſſers;
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dezember, 1842.

Inhaltsverzeichnis.

Erſter Abſchnitt.

Die Entſtehung der geſellſchaftlichen Übel.

Vorwort 5
1. Urzuſtand der Geſellſchaft 11
2. Die Entſtehung des beweglichen Eigentums 16
3. Die Entſtehung des unbeweglichen Eigentums 20
4. Die Erfindung der Erbſchaft 32
5. Die Entſtehung der Kriege 36
6. Die Entſtehung der Sklaverei 40
7. Die Entſtehung des Handels 44
8. Die Erfindung des Geldes 48
9. Die Entſtehung der Titelkrämerei 65
10. Das Soldatenweſen 71
11. Vaterland, Grenzen und Sprachen 78
12. Geld- und Warenkrämerei 94
13. Religion und Sitten 108

Zweiter Abſchnitt.

Ideen einer Reorganiſation der Geſellſchaft.

Einleitung 117
1. Das Element der geſellſchaftlichen Ordnung 119
2. Von der Verwaltung 128
3. Von den Wiſſenſchaften 131
4. Von den Wahlen 134
5. Von den Arbeiten 147
6. Die Meiſterkompagnien 149
7. Von der Zentralmeiſterkompagnie 150

8. Von den Werksvorständen 151
9. Vom Trio 153
10. Die Kommerzstunden 155
11. Die Geschäftssperre 176
12. Die Akademie der schönen Künste und Wissenschaften . 179
13. Die Stellung des Weibes 183
14. Von der Schularmee 187
15. Die philosophische Heilkunde 190
16. Vorteile der Gemeinschaft 202
17. Übersicht des ganzen Systems 207
18. Mögliche Übergangsperioden 210
19. Vorbereitungen zur Übergangsperiode 255
Schlußwort 257

Vorwort.

Werft einen forſchenden Blick um euch rund herum in die Wohnungen der Menſchen, tretet in die Hütte des Armen, in die eleganten Häuſer der Reichen, ſteigt auf die Schiffe der Kaufleute und in die Minen des Bergmanns, examiniert das Weſen eurer eigenen Haushaltungen, und verfolgt darin den Lauf der Mühen und Plagen, ſowie den der Erholungen und Vergnügungen bis in ſeine kleinſten Einzelheiten, ſo werdet ihr all überall in jeder der verſchiedenen Wohn- und Werkſtätten dieſelbe Klage über eine ſchlechte Ordnung der Dinge, über eine ſchlecht geführte Wirtſchaft des einen oder des anderen Zweiges der geſellſchaftlichen Arbeiten vernehmen.

Nun zieht euch vor jeder dieſer Klagen, die in der Nähe alle anderen zu übertönen ſcheinen, zurück mit euren Betrachtungen in den entfernteſten Winkel eures geiſtigen Ichs, ſo werdet ihr ſtatt aller dieſer beſonderen Klagen in der Ferne nur noch etwas wie ein allgemeines lautes Gemurmel vernehmen.

Konzentriert auf dasſelbe alle eure Gedanken, vergleicht die verſchiedenen Klagen, ſowie die Urſachen derſelben, paßt im Geiſte die entgegengeſetzten Extreme aneinander und vermiſcht ſie miteinander, ſo wird das Gemurmel der Unzufriedenheit ſich in eine Stimme der Harmonie verwandeln.

Bis auf dieſen Punkt wenigſtens ſollten ſich die Ideen aller Geſetzgeber verſteigen, ſtatt daß dieſelben ſich nur zwiſchen alten Aktenſchränken und den vier Wänden ihrer Geldkaſten kreuzen.

Habt ihr euch auf dieſe Weiſe ein treues Bild von den in der Geſellſchaft niſtenden Lokalübeln gemacht, ſo wendet das Blatt herum und denkt euch im Geiſte unſere Erdkugel in der Geſtalt eines Globen vor euren Blicken ſchwebend.

Das Verhältnis der Größe des phyſiſchen Ichs des Menſchen iſt im Vergleich zu den höchſten Bergen dieſer Erde

kaum von der Wichtigkeit eines Sandkorns zu einer Kegelkugel, und dieſe höchſten Berge ſtehen zur Erdkugel ganz wieder in demſelben Verhältniſſe.

Wie winzig klein doch der Menſch iſt! und wieviel Raum für ihn auf dieſer Erde!

Stellen wir uns nun die Globenſeite mit dem alten Europa vor die Augen. Wie es da wimmelt von in die Kreuz und in die Quer gezogenen bunten Grenzen, und dazwiſchen ſingen ſie Freiheitslieder, wie der Dompfaff im Käfig ſein: „ein freies Leben führen wir“. Das Tier weiß freilich nicht, was es ſingt: ob die da zwiſchen den Grenzen es wohl wiſſen? —

Nun wollen wir einmal unſerem Globen mit der Hand des Schickſals einen derben Stoß geben (verſteht ſich immer im Geiſte). Seht ihrs? ganze Armeen ſtürzen davon über die bezeichneten Grenzen, aber nicht um ſie aufzuheben, ſondern um ſich wegen der Form und Farbe derſelben einander gegenſeitig abzuwürgen; denn — ſie verſtehen einander nicht!

Und doch haben ſie alle von der Natur ein und dieſelben Sprachorgane.

Iſt das nicht ein ſpaßhaftes Geſchlecht! Wie es ſich da auf einigen Punkten zuſammendrängt und mit ſeiner Phantaſie zwiſchen den dichtbeſäeten Wohnplätzen Linien zieht, um ſich den gegenſeitig notwendigen Verkehr und die gegenſeitig nötige Hülfe zu erſchweren. —

Und ihr verſchiedenes Kauderwälſch, das ſie Sprachen nennen, und das die Haupturſache der Verewigung ihrer Trennung und ihrer Leiden iſt, halten ſie für heilig und legen noch einen großen Wert darauf!

Genug mit der Globenbetrachtung! Hier habt ihr die Anleitung dazu; fahre nun jeder darin nach ſeiner Weiſe fort. Wer noch ernſtere Betrachtungen daran knüpfen will, der ſtelle ſich nur recht lebhaft die Unbedeutſamkeit dieſer ganzen Erdkugel vor, indem er dieſelbe mit den zahlloſen, meiſt viel größeren Himmelskörpern vergleicht, deren ungeheure Menge in den ungeheuren Räumen unſeres Geſichtskreiſes eine lichte Straße bilden (die Milchſtraße), und die, weil unſere viel kleinere Erde bewohnt iſt, doch ſehr wahrſcheinlich auch von noch vollkommeneren Weſen als wir, bewohnt ſein werden.

Bis in dieſe Region der Gedanken verſteigt ſich das Wiſſen, höher hinauf fängt das Reich des Glaubens an.

So hoch wollen wir uns aber nicht verſteigen, damit wir den rechten Faden im Knoten der geſellſchaftlichen Unordnung nicht verlieren; denn noch ſind nicht einmal alle von der wirklichen Ausdehnung derſelben überzeugt. Die Größe der Übel aber muß vor allem jedem Begriffe leicht faßlich dargeſtellt werden; dann wächſt auch der Mut, die Hand der Zerſtörung an das Werk tauſendjähriger Unordnung zu legen.

Zeigen wir der Geſellſchaft, was ſie iſt in einer ſchlechten Organiſation und was ſie in einer beſſeren ſein könnte, und hat ſie das begriffen, dann kümmern wir uns nicht im geringſten um den Aufbau, und legen wir nicht zu viel Wert auf unſere Lieblingspläne zum neuen Bau, ſondern reißen wir nieder, immer nieder mit dem alten Trödel und nieder mit jedem neuen Gerüſte, weg mit jeder neuen Baſis, die noch einen Reſt der alten Übel bergen.

Nichts iſt vollkommen unter der Sonne! Nie wird eine Organiſation der Geſellſchaft gefunden werden, welche für alle Zeiten unabänderlich die beſte ſein wird, weil dieſes einen Stillſtand der geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, einen Stillſtand des Fortſchrittes vorausſetzte, welcher nicht denkbar iſt.

Daraus aber, daß nichts vollkommen iſt, geht ja ſchon die Notwendigkeit fortlaufender Reformen und die Schädlichkeit der Heiligung alter Geſetze und Gewohnheiten hervor.

Der Fortſchritt iſt ein Geſetz der Natur, ſein Stillſtand iſt die allmähliche Auflöſung der Geſellſchaft. Dieſe zu verhindern, jenen zu befördern, iſt unſer aller Sache und nicht die einer privilegierten Kaſte.

Darum habe auch ich mich an dieſes Werk gemacht; meine zahlreichen Kameraden ſprachen mir dazu Mut ein. Du, ſagten ſie, teilſt unſere Meinungen, kennſt unſer Verlangen und unſere Wünſche, wir geben dir die Gelegenheit, alſo auf, mache dich rüſtig an die Arbeit, ſolange du noch dazu die Kraft in dir fühlſt.

Das war der Aufmunterung genug! was brauchte es da mehr. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für ſie; hätte ich es nicht getan, hundert andere hätten ſich ſtatt meiner dafür gefunden; aber ich hatte die Gelegenheit, mithin war es meine Pflicht, ſie zu benutzen.

Vorliegendes Werk iſt alſo nicht mein Werk, ſondern unſer Werk; denn ohne den Beiſtand der andern hätte ich nichts zuſtande gebracht.

Die gesammelten materiellen und geistigen Kräfte meiner Brüder habe ich in diesem Werke vereinigt. Diese Zusammenstellung wird aber in der Folge noch bedeutend verbessert werden; denn vollkommen ist nichts unter der Sonne.

Und nun, Leser, wenn du in diesem Buche Wahrheiten findest, so mache dich ans Werk, sie zu verbreiten; denn es ist keine Zeit zu verlieren. Millionen unglücklicher Geschöpfe schreien zu Gott um Hülfe. Mit Steuern und Almosengeben, mit Gesetzen und Strafen, mit Petitionen und religiösen Trostsprüchen ist da nicht geholfen. Das alte Übel hat sich schon zu weit eingefressen. Eine Katastrophe muß den Bruch des Guten mit dem Bösen herbeiführen. Sie wird nicht ausbleiben, wenn jeder nach Kräften dahinstrebt, sie vorzubereiten.

Der Allmächtige ist unser Hort, die Freiheit unser Wort und die Veredlung und Vervollkommnung unserer Lehre das Zeichen, daß wir siegen.

Der Verfasser.

Erſter Abſchnitt.

Die Entſtehung der geſellſchaftlichen Übel.

Erſtes Kapitel.

Der Urzuſtand der Geſellſchaft.

Die erſten Spuren der Entwickelung des Menſchengeſchlechts finden wir in den fruchtbarſten und ſchönſten Gegenden der Erde. Hier verlebte es ſeine Kindheit, hier ſpielte, lachte, ſcherzte und genoß es, ohne andere Geſetze und Hinderniſſe, als die, welche die Natur ihm in den Weg legte, ohne andere Mühen, als die Überwältigung dieſer Hinderniſſe.

Damals bot die reiche Natur dem Menſchen ſeine Bedürfniſſe in tauſendfachem Überfluß dar. Die Erde war für ihn groß und weit. Er hatte kaum Kenntnis von dem hunderttauſendſten Teil der Oberfläche derſelben; denn er war noch nicht gezwungen, dieſelbe ſeiner Bedürfniſſe wegen nach allen Richtungen zu durchkreuzen und alle Winkel derſelben auszuſtöbern.

Auf die Jagd gehen, eſſen und trinken, lieben und ſpielen waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müßiggang, Sklaverei und Herrſchſucht, Eigentum und Diebſtahl waren ihm noch unbekannt.

Die Jagd, das Einſammeln der Früchte, die Einrichtung ſeiner Höhle oder Hütte waren für ihn keine Arbeiten nach den heutigen Begriffen des Wortes, darum dachte auch niemand daran, dieſe Beſchäftigungen einem andern zu übertragen, um ſie dann Arbeit und ſeine Ruhe Müßiggang zu nennen.

Was der Menſch brauchte, das nahm er, wo er es fand. Hatte jemand ein reichliches Mahl bereitet, ſo ſetzte ſich der Nachbar uneingeladen dazu; denn das Mein und das Dein waren dem Menſchen noch unbekannt.

Es muß doch ein ſeliges Glück geweſen ſein, was der Menſch, dieſes Kind der Liebe Gottes und der Natur, in der Urzeit der Schöpfung im Paradieſe dieſer ſchönen Erde genoß.

Welche Kluft zwiſchen damals und heute! Welch veränderter Zuſtand der Geſellſchaft in unſeren heutigen ziviliſierten Ländern!

Wahrlich, die heutigen Wilden Amerikas leben in ihren Wäldern glücklicher, als wir zwiſchen unſern vermauerten Städten, abgezirkelten Feldern und Hecken; denn ſie leben frei.

Aber worin beſtand denn nun eigentlich hauptſächlich der glückliche Zuſtand der erſten Menſchen, die doch alle Bequemlichkeiten des Lebens, welche die Ziviliſation gewährt, nicht kannten?

In der Freiheit und Unabhängigkeit, in der ſie alle lebten.

Sie kannten nur wenige Bedürfniſſe, und die damals noch wenig bevölkerte Erde verſchaffte ihnen dieſe Bedürfniſſe ohne vorherige Arbeit in großem Überfluß. Dieſer Zuſtand aber war es, der es jedem einzelnen möglich machte, dem andern gegenüber eine unabhängige freie Stellung zu behaupten, ohne nötig zu haben, ſeine Unabhängigkeit und Freiheit gegen die Angriffe anderer beſtändig bewahren und verteidigen zu müſſen.

Glücklich iſt nur der Zufriedene, und zufriedeu kann nur der ſein, der alles haben kann, was jeder andere hat. Je mehr man nun dies letztere jedem einzelnen in der Geſellſchaft möglich macht, um ſo zufriedener und folglich alſo um ſo glücklicher auch wird die Geſellſchaft ſein; ſolange aber jedes Individuum um und neben ſich in der Geſellſchaft andere bemerkt, die ſich einer bevorzugteren Lebenslage erfreuen, mit ihnen in Berührung kommt, oder, was noch ärger iſt, von ihnen abhängig wird, ſolange wird es weder zufrieden noch glücklich ſein, ſelbſt wenn es ſeiner geſellſchaftlichen Stellung nach für reich und mächtig gilt.

Und das ſoll es auch nicht ſein; denn die Zufriedenheit iſt keine Tugend, wie man uns ſeit Jahrtauſenden, ſeit Beginn des Reiches der Ungleichheit und der Bedrückung vorſchwatzt, ſondern ſie iſt ein aus natürlichen Urſachen entſprungenes natürliches Gefühl der Harmonie der Begierden und Fähigkeiten. Dieſe Zufriedenheit, die man uns als eine Tugend empfiehlt, iſt eine Feigheit. Wenn der Menſch zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe nicht hat, was andere haben

können, kann, ſoll und darf er nicht zufrieden ſein; denn das wäre die Zufriedenheit eines Sklaven, die Zufriedenheit eines geprügelten Hundes.

Die Zufriedenheit iſt das Gleichgewicht der menſchlichen Begierden und Fähigkeiten; wo dieſe bei den einen zum Nachteil der andern das Übergewicht haben können, herrſcht Unzufriedenheit.

Statt daß nun die heutige Geſellſchaft ſich die Mühe geben ſollte, überall für jedes Individuum durch alle möglichen Mittel dieſes Gleichgewicht zu erhalten, begünſtigt ſie vielmehr das abſcheulichſte Mißverhältnis.

Meint ihr nicht, daß es bald Zeit ſei, die Geldſäcke, welche die Begierden und Fähigkeiten der einen zum Vorteil der anderen niederdrücken, aus eurer Wagſchale der Gerechtigkeit hinauszuwerfen, damit das urſprüngliche Gleichgewicht ſich wiederherſtelle?

Ja, wohl iſt es Zeit! Drum hinaus mit dem falſchen Gewicht, dem blinkenden Mammon, mit welchem ihr die Sehenden blind und die Sprechenden ſtumm macht, damit das natürliche Gleichgewicht und mit ihm Zufriedenheit, Frieden und Freiheit ſich unter uns wieder herſtelle.

Die Menſchheit in ihrer Kindheit lebte frei und unabhängig, weil jeder ſeine Begierden nach Belieben befriedigen, nach Gefallen entwickeln konnte; wollt ihr den Menſchen heute wieder frei und unabhängig machen, ſo gebt der Geſellſchaft eine Organiſation, welche allen im gleichen Verhältniſſe die Befriedigung ihrer Begierden, die Entwickelung ihrer Fähigkeiten erleichtert.

Die Gelüſte und Begierden des Individuums entſtehen durch den Eindruck, den die Produkte der Fähigkeiten der Geſellſchaft auf die Sinne machen. Dem Menſchen gelüſtet alſo doch nur vorzüglich nach dem, was wirklich da iſt, von deſſen Daſein und Nutzen er Kenntniſſe hat; folglich ſind doch die Begierden des Menſchen ſeinen Fähigkeiten untergeordnet.

Darum aber ſteht die Geſamtſumme der Fähigkeiten jeder Generation auch immer mit der Geſamtſumme ihrer Bedürfniſſe im Einklang. Dieſen Einklang mit den ungleichen Graden der Fähigkeiten und Begierden der einzelnen in Harmonie zu bringen, dies muß die Aufgabe der Geſellſchaft ſein. Die Natur hat ihr dazu die Mittel gegeben, überläßt ihr aber die Anwendung derſelben.

Eben dieſer Harmonie der Fähigkeiten und Begierden wegen war der Zuſtand der Menſchheit in ihrem Jugendalter ein glücklicher, weil jeder damals alles hatte, was er brauchte, und alles haben konnte, was ein anderer auch hatte.

Darum waren ſie zufrieden und glücklich; denn wenn ſie alle die ausgeſuchten Speiſen auch nicht kannten, die heute den Gaumen der Bemittelten kitzeln, ſo kannten ſie auch den Hunger, die Entbehrung und alle Übel in ihrem Gefolge nicht.

Wenn ſie die Genüſſe des Kaffees und des Zuckers nicht kannten, ſo kannten ſie auch den Sklavenhandel und die Sklavenpeitſche ſamt allen ihren Greueln nicht.

Wenn ſie die Menge unſerer Arzneimittel nicht kannten, ſo kannten ſie auch die Menge unſerer Krankheiten und Gebrechen nicht.

Wenn ſie unſere geiſtigen Getränke nicht kannten, ſo kannten ſie auch das Laſter der Trunkenheit ſamt ſeinen ſchrecklichen Folgen nicht.

Wenn ſie unſere prachtvollen Wohnungen und Paläſte nicht kannten, ſo kannten ſie auch unſere Gefängniſſe, Kaſernen und Feſtungen, unſere Zucht-, Zoll-, Arbeits- und Polizeihäuſer nicht.

Wenn ſie unſere prächtigen Möbel nicht kannten, ſo kannten ſie auch die Sucht nicht, die Kaſten derſelben auf Koſten anderer zu füllen, ſo kannten ſie die Bänke und Tribünen falſcher Gelehrten und eigennütziger Volksvertreter nicht.

Wenn ſie unſere modernen Kleider nicht kannten, ſo kannten ſie auch die mühſame Verfertigung derſelben nicht, ſo hatten ſie auch keine durch anhaltendes Sitzen verkrüppelte Geſundheit.

Wenn ſie unſere Erfindungen, Künſte und Wiſſenſchaften nicht kannten, ſo war das, weil ſie derſelben, um glücklich zu leben, nicht notwendig hatten, ſo kannten ſie übrigens auch den ſchrecklichen Zuſtand der Ungleichheit nicht, welcher dadurch entſtand, daß dieſe Erfindungen, Künſte und Wiſſenſchaften für die perſönlichen Intereſſen einiger benutzt wurden.

Wenn ſie unſere Wahrheiten nicht kannten, ſo kannten ſie aber auch nicht unſere Irrtümer. Sie kannten unſere Genüſſe nicht, aber auch nicht unſere Mühen und Laſten; unſere Tugenden nicht, aber auch nicht unſere Laſter.

Das Glück beſteht in der Zufriedenheit und die Zufriedenheit in der Freiheit. Freiheit aber ohne Gemeinſchaft iſt teilweiſe wohl für einzelne, nicht aber für alle denkbar.

Wenn von heute an alle Armen auf dem Erdboden ein Leben führen könnten wie die Grafen, und die Grafen eins wie die Kaiſer, und ſo jeder Stand ein hundertmal beſſeres als früher, ſo wäre darum doch der Menſch nicht zufrieden; denn er wäre nicht frei in einer ſolchen Organiſation der Ungleichheit.

Wenn aber alle Menſchen des Erdbodens im Zuſtand der Gemeinſchaft lebten, und darin erzogen worden wären, ſo würden ſie alle mitſammen freier und zufriedener leben als die Bevorrechteten im heutigen Zuſtande der Ungleichheit, und wenn ſie die Woche nur einmal Fleiſch zu eſſen und nur einmal Wein zu trinken hätten.

Zweites Kapitel.

Die Entſtehung des beweglichen Eigentums.

Mittlerweile war die Milch der Tiere eine Nahrung für die Menſchen geworden, und um dieſen Nahrungszweig ohne viel Mühe haben zu können, zähmte man die friedlichſten derſelben und ſammelte ſie um ſein Zelt, ſeine Hütte oder Höhle. Auf dieſe Art entſtand das Hirtenleben, und mit ihm die Berufsklaſſen in der Geſellſchaft. Hirten und Jäger hatten jetzt bald einer vor dem andern verſchiedene Intereſſen. An das Eigentumsrecht hatten ſich beide noch nicht gewöhnt; der Hirt machte zuerſt Anſpruch darauf. Er wehrte dem Jäger, die unter ſeiner Hut weidenden Tiere zu töten; gab ihm aber von ihrer Milch. Nun überzeugte ſich das Jägervolk — dem erſt das Leben in Gemeinſchaft gezähmter Tiere, und das Abwehren, ſie zu eſſen, lächerlich vorkam — von dem Nutzen der Herden; man teilte die Milch derſelben ſowie die Beute der Jagd miteinander; aber der Schäfer fing an, die Herde zu zählen, und der Jäger die Häute, und ſo entſtand, ohne daß man es merkte, der Begriff des beweglichen Eigentums.

Das Schaf iſt von meiner Herde, ſagte jetzt ein Schäfer zu dem andern mit ernſter Miene, die dieſen lachen machte. — Das Wort „meiner" hatte er nicht verſtanden, wohl aber die Miene, die ihm ſoviel ſagen wollte als: „nimms nicht".

Wenn jetzt Jäger und Hirten friedlich beiſammen ſaßen, hieß es nicht mehr; „Laßt uns eine Ziege zur Mahlzeit herrichten", ſondern: „Ich will euch mit einer von meinen Ziegen bewirten".

So gewöhnte man ſich nach und nach an das Mein und Dein, an das Recht des Eigentums und das Prinzip der Trennung.

Damals war dieſe Einrichtung ganz in der Ordnung; ſie gereichte zu niemandes Schaden. War doch dadurch niemandem

das Recht verwehrt, auch Herden zu haben. An zahmen und wilden Tieren, an Wald, Wieſe und Früchten war kein Mangel; darum ließ man geſchehen, wovon niemand Schaden hatte.

Dieſer Begriff von Mein und Dein war aus dem Selbſterhaltungstrieb entſtanden. Die Menſchen lebten, weil ſie Jäger und Hirten waren, mehr zerſtreut, und entfremdeten ſich darum auch immer mehr voneinander. So geſchah es, daß jeder für die Erhaltung ſeiner ſelbſt und ſeiner Familie nur auf ſich angewieſen war. Sie fingen alſo an, die nötigen Bedürfniſſe zu berechnen. Dieſer Selbſterhaltungstrieb ſetzt alle Glieder der Geſellſchaft in Bewegung, und kann, je nachdem er geleitet wird, die wohltätigſten oder ſchädlichſten Folgen für dieſelbe haben.

Vermöge des natürlichen Selbſterhaltungstriebes ſucht der Menſch alles zu haben, was nur irgend zu haben iſt. Alles was auf der Erde lebt, was in den Lüften ſich bewegt, was in der Erde verſteckt iſt; alles, was atmet und wächſt; was man hören, ſehen, ſchmecken, riechen und fühlen kann. Nach allem gelüſtet es dem Menſchen, alles ſucht er zu genießen, obgleich er nicht alles haben kann, weil die Natur ſeinen Begierden Schranken entgegenſetzt, an welchen er unaufhörlich arbeitet, um ſie niederzureißen.

Je mehr es nun der Menſchheit gelingt, dieſe hindernden Schranken niederzureißen, deſto breiter und ſicherer iſt die Bahn des Fortſchritts, welche ſich dieſelbe bricht. Warum ſollen wir denn alſo, ſtatt alle an der Niederreißung dieſer Schranken zu arbeiten, einige von dieſer Arbeit mit Gewalt ausſchließen?

Die Natur ſagt: Hier iſt Land und Früchte, nehme jeder, was er braucht. Der Menſch aber antwortet: Von dem Land mußt du mir mehr liefern an Früchten als bisher, denn wir ſind unſer mehrere geworden. Und er fing an zu pflügen und zu düngen, und zwang der Natur eine dreifache Ernte ab. Aber nur ein kleiner Teil der Oberfläche der Erde hat die Herrſchaft des Menſchen durch den Pflug gefühlt, und doch ſchreien Millionen um Brot, und möchten gern die Breſche erweitern, die der Ackerbau in die Schranke der Natur gebrochen. Wer hält ſie zurück? Der Menſch ſelbſt mit ſeinem verwirrten Mein und Dein.

Die Natur ſagte dem Menſchen: Hier haſt du zwei Füße und zwei Arme, bewege dich damit nach allen Richtungen,

wohin es dir beliebt, um die Schätze kennen zu lernen, die ich für dich aufbewahrt habe. Der Menſch aber ſagte: Du läßt mich im Laufen und Schwimmen hinter den Tieren zurück; und er erfand das Fahren und Reiten, die Eiſenbahnen, Dampfwagen und Dampfſchiffe, und iſt nahe daran, den Vogel in der Luft zu übertreffen. Aber bei alledem kriechen der Tagelöhner, der arme Bauer und ſein Weib, und der Handwerksburſche mit ihrer Laſt auf dem Rücken von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf. Der geſchäftige Arbeiter läuft zu Fuß, der müßige Faulenzer fährt; der alte, ſchwache Greis lehnt vor Müdigkeit an einer Straßenecke, der übermütige junge Fant in einer eleganten Equipage.

Dieſe Leute alle, dieſe Millionen, möchten auch gerne die Breſche erweitern, die die Erfindung der ſchnellen Bewegung mittelſt der Wagen und Eiſenbahnen in die Schranke der Natur geriſſen hat; warum verweigert man es ihnen denn? Warum entzieht man ihnen die Mittel dazu? Warum läßt man ſie durch das mühſame unnütze Hocken und Laſttragen ſoviel Zeit verlieren, da man die Sachen viel bequemer einrichten kann? Auch wieder wegen des vermaledeiten Mein und Dein.

Die Natur ſagte zu dem Menſchen: Hier haſt du eine Stimme, bilde ſie aus nach deinem Geſchmack, damit du dich mit deinesgleichen verſtändlich machen kannſt. Der Menſch aber ſagte: Ich liebe die Geſelligkeit, und möchte mich gern mit allen Erdbewohnern verſtändlich machen, darum genügt mir meine ſchwache Stimme nicht; und er erfand die Buchſtaben, das Schreiben und Drucken. Seit der Zeit iſt es einer ganz ſchwachen Stimme möglich geworden, ſich vor allen Erdbewohnern, die ſie hören wollen, bis zu ewigen Zeiten vernehmbar zu machen, und ſollten ihre Sprachwerkzeuge auch lange ſchon zu Moder und Aſche geworden ſein. Und doch gibt es Millionen, die ein Wort der Wahrheit auf der Zunge haben und es nicht ausſprechen dürfen, die gern auf den Vorteil der Verewigung ihrer Stimme verzichteten, wenn ſie nur ihre natürlichen Sprachwerkzeuge gebrauchen dürften, wie ſie die Natur ihnen gegeben hat. Die einen können Wahrheit und Lüge nach Belieben verewigen und verbreiten, die andern dürfen nicht einmal ſagen: die ehrlichen Leute ſperrt man ein und den Dieben erweiſt man Ehre. Und warum denn nicht? Auch wieder wegen des Mein und Dein.

Die Natur ſagte zu dem Menſchen: Im Fall du mit dem, was ich dir gegeben, nicht genug haſt; im Fall dir es nicht bequem iſt: ſo kannſt du dir es bearbeiten nach deiner Bequemlichkeit. Und der Menſch antwortete: Aber das Bearbeiten fängt an, mir viele Mühe zu machen, dem wollen wir abhelfen. Und er erfand die Maſchinen, welche mittelſt der weiſen Anwendung der rohen mechaniſchen Kraft zehnmal mehr arbeiten, als der Menſch früher imſtande war. Und doch gibt es jetzt in den engliſchen Fabriken Kinder, die täglich 19 Stunden arbeiten müſſen und mit der Peitſche zur Arbeit angetrieben werden; doch müſſen wir alle uns jetzt noch ärger ſchinden, als vor der Erfindung der Maſchinen. Wie geht denn aber das zu? Das Mein und Dein iſt die Urſache, welches den Grundſatz aufgeſtellt hat: Je mehr Maſchinen, je weniger Arbeiter und je mehr Faulenzer.

Die Natur ſagte ferner: Da habt ihr meine Reichtümer, ihr Menſchenkinder, es fehlt euch an nichts; richtet euch nun ein nach eurem Gutdünken, und ſeht zu, wie ihr daraus kommt.

Der Menſch ſagte aber: Das könnte ein Durcheinander geben. Wir haben Schwache und Kranke unter uns, die wollen wir nicht vernachläſſigen; denn jeder von uns könnte auch in den Fall kommen. Damit man uns nun auch nicht vernachläſſige, ſo laßt uns Gott über alles lieben und unſern Nächſten wie uns ſelbſt; und ein Heiland ſtarb für dieſen Beſchluß am Kreuz. — Und nach ihm ſtarben noch mehrere dafür; aber es ſind der Opfer noch nicht genug. Nur herzu, ihr edlen Märtyrer, damit das Maß der Schuld voll werde, das über die Männer der dreißig Silberlinge ausgegoſſen wird. Und warum denn Märtyrer, Kreuzestod und Silberlinge? Warum nicht das Gebot der Liebe?

Auch wieder des Mein und Dein wegen.

Drittes Kapitel.

Die Entſtehung des unbeweglichen Eigentums.

An eine Einteilung der Erde in Länder, an Grenz und Feldmarkungen, an Ziehung von Mauern, Zäunen, Gräben, Hecken und Verſchlägen zur Trennung des Menſchen von dem Menſchen dachte man noch nicht. Der Boden war noch für jedermann ſo frei wie heutzutage die Luft. Es gab noch keine Verbote des Ausruhens auf Grasplätzen und Wieſen, wie z. B. in den heutigen ziviliſierten Ländern, wo in einigen derſelben ſogar das Gras in den Gräben der Landſtraßen verpachtet iſt; noch wurde man als Felddieb beſtraft, wenn man auf Reiſen eine Frucht vom Baum brach.

Wie hätten die Menſchen damals aufgehorcht, wenn ihnen jemand geſagt hätte: „Nicht wahr, ihr geht und kommt heute wie die Vögel des Himmels und ſicherer als die Tiere des Waldes; ihr jaget und fiſchet wo und wie ihr wollt; ihr brechet von den Früchten des Waldes und Feldes wie und wo es euch beliebt; aber ſo wird es nicht immer ſein. Es wird eine Zeit kommen, wo das Land von ſchönen künſtlichen Wegen durchſchnitten ſein wird; aber dieſe Wege werden von Ort zu Ort mit bunten Stangen und Männern beſetzt ſein, welche letztere dem Wanderer zurufen werden: Halt! damit wir euch viſitieren. Zu dieſer Zeit wird es Menſchen geben, die des Morgens nicht wiſſen, auf welche Weiſe ſie des Tags ihren Hunger ſtillen und wo ſie des Nachts ein Obdach finden ſollen. Den Zugang zu dieſen Früchten wird man ihnen mit Mauern, Gräben und Hecken verwehren, und bei jedem Verſuch, ſie zu durchbrechen, ihnen körperlich wehe tun; und nach jeder Mißhandlung, welche ſie dieſer Urſache wegen ausgeſtanden haben,

wird ihnen jedermann verächtlich den Rücken kehren. Es wird Menſchen geben, die kein Recht mehr auf den Fiſch im Waſſer, das Wild im Walde und das Gras unter ihren Füßen haben werden. Dieſe Menſchen aber werden die überwiegend große Mehrzahl ſein, und diejenigen, durch die ſie in dieſen Zuſtand verſetzt ſein werden, werden auch Menſchen ſein, aber eine bei weitem viel kleinere Zahl.“ Wie, fragen wir, würde man eine ſolche Rede in der damaligen Geſellſchaft beurteilt haben?

Auf keinen Fall mit weniger Unkenntnis und Unverſtand, als ähnliche Fragen in der heutigen, auf ihre Bildung verſeſſenen Geſellſchaft aufgenommen und beurteilt werden.

Der damalige Zuſtand des Menſchengeſchlechts war keineswegs ſo traurig als der unſrige heutzutage in unſerer gerühmten Ziviliſation: denn er ſtand mit den Bedürfniſſen aller ſeiner Glieder im Einklang. Ob die Bildungsſtufe einer Geſellſchaft im Vergleich zu den früheren Generationen höher oder niederer ſteht, das trägt zum Glücke der Geſamtheit nichts bei und nimmt nichts davon. Nur wenn ſich die Glieder ein und derſelben Generation in verſchiedene Bildungsſtufen klaſſifizieren, ſo entſteht dadurch ein Mißverhältnis in der Geſellſchaft, welches dem Glücke derſelben entgegen iſt.

Die Bildungsſtufen der Generationen müſſen im Verhältniſſe zu den Bedürfniſſen aller ihrer Glieder ſtehen; die unſere iſt dahinter zurückgeblieben. In Erfindungen, Künſten und Wiſſenſchaften haben wir einen rieſenhaften Vorſprung gemacht; aber wir hatten noch nicht die Einſicht und den Mut, unſere geſellſchaftliche Ordnung den neuen Produkten unſeres Wiſſens anzupaſſen, und laſſen es daher geſchehen, daß unſere geiſtigen Fortſchritte zum Vorteil einiger das Übel der Maſſen vermehren, ſtatt es zu vermindern. Und eben darum ſtehen wir hinter den Bedürfniſſen unſerer Zeit zurück.

Darum ſteht es uns nicht gut an, unſere heutige Bildungsſtufe ſo ſehr hervorzuheben.

Überlaſſen wir das unſeren Nachkommen; die werden unparteiiſcher ſich darüber ausdrücken.

Das Hirten- und Jägervolk im Urzuſtand der Geſellſchaft konnte weder leſen noch ſchreiben; bei uns kann es jetzt jeder Bauer; indes der Gebrauch, den wir davon machen, ſpricht nicht immer zugunſten unſerer Einbildung. Was wir nach 300 Jahren, ſeit wir dieſer Erfindung uns erfreuen, erſt zu beweiſen uns bemühen, wozu 300 der Erfindung der Buchdrucker-

kunſt geweihte Jahre erſt haben verſtreichen müſſen, bevor einige anfangen es zu begreifen, das begriffen die Spartaner, und das Volk im großen Bauernkriege, in wenigen Tagen, ohne leſen zu können.

Die Unwiſſenheit der Vorfahren, heißt es, nährte das Vorurteil und den Aberglauben.

Das tut die Weisheit unſerer Zeit auch; es kommt nur darauf an, ſie zu bezahlen. —

Grauſamkeit und Barbarei ſind eine Frucht der Unwiſſenheit.

Die Weisheit unſerer Zeit hat die Sachen noch nicht anders gemacht; wenn wir niemanden mehr ans Kreuz ſchlagen oder auf die Folter ſpannen, ſo laſſen wir ſie langſam verhungern, erfrieren oder unter dem Druck übermäßiger Arbeit dahinſterben.

Künſte und Wiſſenſchaften können auf einer niederen Stufe der geſellſchaftlichen Bildung nicht gedeihen.

Und auf unſerer gerühmten hohen Stufe der Bildung kann das Volk nicht gedeihen, trotz der vielen gemachten Erfindungen, dem Aufſchwung der Künſte und Wiſſenſchaften; weil mit jeder gemachten neuen Erfindung man, ſtatt unſere Arbeit zu erleichtern oder unſere Genüſſe zu vermehren, die Zahl der Faulenzer vermehrt und die der Arbeiter vermindert.

Im Zuſtande der älteren Geſellſchaft kannte man die ſo reinen, ſchönen Genüſſe nicht, welche die heutige Ziviliſation gewährt.

Wem gewährt ſie denn dieſe ſchönen Genüſſe, ohne ihm dafür dreifache Laſten aufzubürden? Unter hundert kaum einem; die Übrigen aber müſſen dafür büßen. Trotzdem iſt es noch ſehr die Frage, ob die natürlichen Freuden der Menſchheit in ihrer Kindheit nicht allen verfeinerten Vergnügungen der heutigen Ziviliſation vorzuziehen waren. Wir wenigſtens finden, daß die heiteren Spiele der Kindheit, wenn unſere Sitten ſie bei erwachſenen Perſonen nicht verpönten, weit beſſer dem natürlichen Geſchmack des Menſchen angemeſſen ſind.

In Amerikas Wäldern und auf den Inſeln des großen Weltmeeres gibt es noch eine Menge Völkerſchaften, welche ſich auf der unterſten Stufe der Bildung befinden, und ſie tauſchten deshalb wahrhaftig nicht mit den Genüſſen unſerer Ziviliſation, am wenigſten mit dem Zuſtande unſerer Arbeiter. Hingegen hat ſchon mancher gebildete Reiſende jahrelang unter ihnen zu-

gebracht und ſich recht gut unter ihnen gefallen*), und das will viel ſagen, wenn man erwägt, wie ſchwer es den an verfeinerte Genüſſe gewöhnten Menſchen iſt, in den natürlichen Zuſtand der Befriedigung derſelben zurückzukehren.

Aber was es dem ziviliſierten Menſchen erleichtert, unter einer Geſellſchaft von Wilden — will ſagen Naturmenſchen — zu leben, das iſt der Zuſtand von Freiheit und Gleichheit, den er da beſſer repräſentiert findet und den er in ſeinem Vaterlande vergebens ſuchte; und umgekehrt: eben dieſe Ungleichheit der Stände iſt es, welche dem Naturmenſchen ſo zuwider iſt, und an welche er ſich trotz aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gewöhnen kann. Könnten die engliſchen Weber mit ihren Familien davon und unter die Wilden laufen, ſo würden die Fabrikſtädte in kurzer Zeit verlaſſen ſein, und die Herren könnten dann ihre Webſtühle ſelber treiben, wenn ſie nicht anſtändig zahlen wollten oder könnten.

Wenn es irgend einmal eine Zeit gäbe, wo unſere wohlgenährten Herrchen keine andere Wahl hätten, als 12—14 Stunden zu arbeiten oder ſich in die Urwälder Amerikas transportieren zu laſſen; ich glaube, es würde nicht Schiffe genug geben für die Aufnahme aller derer, die den Transport der Arbeit vorziehen würden.

Einigen gefällt der heutige Zuſtand der Geſellſchaft recht gut; ſie können gar nicht begreifen, wie er beſſer ſein könnte. Ja, aber fragt einmal die große Mehrzahl um ihre Meinung auch; denn der Wille derſelben wird auch früher oder ſpäter einmal wieder entſcheiden. Dieſe überwiegende Mehrzahl iſt mit dem heutigen Zuſtand der Geſellſchaft nicht zufrieden. Sie weiß wohl, daß es irgendwo fehlt, kann aber nicht ſagen wo. So wollen wir ihr denn zu beweiſen ſuchen, daß das an dem Begriffe des Eigentums liegt, welcher nicht mehr mit den Bedürfniſſen der heutigen Geſellſchaft vereinbar iſt.

Der Begriff des Eigentums paßt nicht mehr für unſere Zeit, weil jede Zeit ihr eigenes Bedürfnis hat, das Eigentum aber dem unſrigen ganz entgegen iſt; warum, werde ich gleich ſagen.

*) Ein amerikaniſcher General brachte freiwillig 2 Jahre unter den Wilden zu und lief nackt wie ſie unter ihnen umher. Bei einer Auslöſung der Kriegsgefangenen von ſeiten der Franzoſen und Araber in Algier weigerte ſich die Mehrzahl der erſteren zurückzukehren. Der franzöſiſche Gouverneur mußte ſie mit Gewalt zurückfordern.

Es gab einmal eine Zeit, wie wir gesehen haben, wo noch niemand daran gedacht hatte, ein Stück Land für seinen alleinigen Gebrauch zu bearbeiten und es sein Eigentum zu nennen. In einer spätern Zeit fingen einige an, sich Stücken Landes anzueignen und es Eigentum zu nennen. Das war kein Unrecht, kein Verstoß gegen die Erhaltung der Gesellschaft; denn jeder konnte damals dasselbe tun, an Land fehlte es nicht. Heute aber ist der Boden ganz und gar verteilt, es gibt fast kein Stück Land, das nicht einen Herrn oder Eigentümer hätte, und eine bei weitem größere Menge, die kein Eigentum hat.

Zu welcher Zeit war es nun, als man das letzte Stück freies Land nahm und ihm einen Eigentümer gab? Ich weiß es nicht; genug, es hat einmal in Deutschland eine solche Zeit gegeben, wie in England und Frankreich. Es ist vielleicht schon sehr lange her, daß in diesen Ländern der letzte Rest verteilt wurde; nun ist es aber auch aus mit der Teilung. Die es jetzt haben, die haben es, und benutzen es zu ihrem eigenen Vorteil und also zum Nachteil der Gesellschaft.

So lange als jeder Mensch Eigentümer werden konnte, wenn er wollte, so lange war das Eigentum auch der Gesellschaft nicht schädlich. Damals waren der Menschen so wenige in unseren und anderen Gegenden, daß sie gar nicht einmal einen richtigen Begriff von der Ausdehnung der Länder hatten; seit der Zeit haben wir uns aber bedeutend vermehrt und vermehren uns noch immerfort; der Boden aber bleibt immer derselbe, paßt denn darum die vor tausend und mehr Jahren gemachte Verteilung des Bodens auf unsere Zeiten?

Nein! denn heute, wo es Millionen gibt, die gar kein Eigentum haben, ist der Besitz des Eigentums ein gegen die Gesellschaft verübtes Unrecht geworden, ein unverzeihlicher, schändlicher Diebstahl.

Als man die Erfindung des Eigentums zuerst machte, war sie, wie schon gesagt, zu entschuldigen, sie benahm niemandem das Recht, auch Eigentümer zu werden; denn es gab noch kein Geld, statt dessen aber Land genug. Von der Zeit an aber, als es Menschen gab, die in die Unmöglichkeit versetzt waren, Eigentümer zu werden, bloß aus dem Grunde, weil andere für sich schon alles in Anspruch genommen hatten, als schon aller Boden an einige gerissen war, und diese einige andern die Genüsse des an sich gerissenen Eigentums verwehrten, war das Eigentum ein Eingriff in die natürlichen Rechte der

Geſellſchaft, ein liebeloſer, brudermörderiſcher, die Würde des Menſchen und ſeine Beſtimmung entehrender Akt geworden.

Die Anſichreißung großer oder kleiner Striche Landes konnte nur ſo lange moraliſch zu entſchuldigen und erlaubt ſein, als jeder Menſch Freiheit und Mittel hatte, auch große und kleine Stücken Landes für ſich zu bebauen. Von der Zeit an, daß das nicht ſein konnte, war das Eigentum auch kein perſönliches Recht mehr, ſondern iſt vielmehr ein himmelſchreiendes Unrecht, und das um ſo mehr, als es die Urſache des Mangels und des Elends Tauſender iſt. Dieſe Wahrheit iſt ſo klar wie die Sonne.

Macht eure Gefängniſſe und Zuchthäuſer auf, ſage ich euch, es ſind viele ehrliche Leute darin. Macht ſie auf und ſaget ihnen: Ihr wußtet nicht, was das Eigentum ſei, wir wußten es nicht; laßt uns miteinander dieſe Mauern, dieſe Hecken und Gitter wegreißen, dieſe Gräben ausfüllen, damit die Urſache unſerer Trennung verſchwinde und laßt uns wieder Freunde ſein.

Die Beibehaltung des Begriffes von Eigentum in der heutigen Geſellſchaft iſt der Mord einer Menge Arbeiter und darum nach den Begriffen der chriſtlichen Liebe auch ganz und gar nicht zu verteidigen; ja, dieſe Verteidigung wird ſelbſt für den wahren Chriſten entehrend wie der Brudermord, ſei er nun durch Gift, Dolch oder Hunger verübt, durch eine gewaltſame oder liſtige Entziehung der Lebensmittel.

Der Wilde, der nicht arbeitet, weil er es nicht nötig hat, bedarf zu ſeinem Unterhalte wenigſtens den Raum einer Stunde Weges im Quadrat, unſere Urväter lebten auch einmal in einem ſolchen Zuſtande; Deutſchland aber hätte in demſelben nicht mehr als ungefähr 30 000 Menſchen nähren können, heute ſind es tauſendmal mehr und noch darüber, und der Boden iſt noch immer derſelbe, haben die 34 000 000 nicht noch dasſelbe Recht an den Boden wie die früheren 30 000? Wenn dieſe ſich Geſetze des Eigentums machten, welche niemandem verwehrten, Eigentümer zu ſein, wenn er nur zugreifen wollte und nehmen, iſt es denn damit geſagt, daß deswegen dieſelben Begriffe von damals auch dem Zuſtande der heutigen Geſellſchaft zweckdienlich ſind? Nein, dieſer Boden gehört uns allen und unſern Nachkommen allen; er kann nicht an einige wenige, er kann und darf an gar kein Individium verteilt werden. Er iſt für niemanden ausſchließlich, ſondern für uns alle.

Sobald der Menſch erkennt, daß Elend, Mangel und früher Tod nicht dem Zufalle, ſondern der Abweichung der Geſellſchaft von den Geſetzen der Natur und chriſtlichen Liebe zuzuſchreiben iſt, ſo muß er es laut verkünden, das iſt ſeine heiligſte Pflicht. Hier ſchweigen und Furcht zeigen, wäre der ſchändlichſte Mißbrauch der Gaben Gottes, der feigſte Verrat am Menſchengeſchlecht, und das unedelſte Betragen, deſſen ſich ein Menſch ſchuldig machen kann. Alſo laſſet uns nicht mehr ſchweigen, ſondern das Wort der Wahrheit hinausrufen in die Welt. Vereiniget eure Stimme mit der unſrigen, ihr edlen Menſchen, denen noch ein erhabenes Gefühl für das Große und Schöne, für die Erhaltung und Veredlung des Menſchengeſchlechts im Buſen wohnt, die ihr eure Tage- und Nachtwachen der Wohlfahrt der Geſellſchaft gern zum Opfer bringt. Vereiniget eure Stimme mit der unſrigen, ihr Verkünder des Gebotes der Nächſtenliebe auf den Kanzeln und in den Schulen, und laſſet uns mitſammen rufen: Das Eigentum iſt die Urſache alles Übels! — Erlöſe uns Herr von dem Übel.

Den Begriff des Eigentums legte man der Menſchheit in ſeiner Wiege an. Er war ihr ein ungewohntes eiſernes Mieder, obgleich ihre zarten Formen hineinpaßten. Aber das Kind nahm zu und je mehr es wuchs, je unwohler befand es ſich darunter.

Nun aber löſet es ihm bald ab, denn ſchon hat es in ſein gepreßtes Fleiſch blutige Streifen geſchnitten. Was, ihr zögert noch, Chineſen? — Der eingebildeten ſchönen Form zulieb wollt ihr den ganzen kräftigen Körper verkrüppeln? aus dem kräftigen Herrn der Schöpfung eine zierliche Puppe und eine willenloſe Maſchine machen? — —

Wo einzelne infolge der Entbehrung und Erſchöpfung ſterben, iſt das Eigentum ein Raubmord! Wenn nun in eurer Geſellſchaft das erſtere der Fall iſt, ſo wißt ihr, wo ihr die Raubmörder zu ſuchen habt.

So fremdartig nun auch den gutmütigen Eigentümern dieſer Ausdruck vorkommen mag, ſo müſſen ſie doch bei reifer Überlegung die darin enthaltene Wahrheit erkennen. Wohl können ſie ihr Gewiſſen beſchwichtigen und ſagen: „Wer arbeiten will, wer Luſt zur Arbeit hat und ſonſt ein geſchickter Arbeiter iſt, findet überall ſein Brot.“ Das iſt ziemlich wahr; indes das Brod iſt auch öfter danach. Wenn nun aber alle

Menſchen geſchickte Arbeiter wären, wie würde es dann ſtehen? Würde alsdann der Eigentümer, um allen Arbeit geben zu können, freiwillig die Arbeitszeit verkürzen? — Gewiß nicht. Wie würde es alſo alsdann anders ſein? Würden die Geſchickten alsdann nicht auch aus Arbeitsmangel ins Elend ſinken und ſterben oder durch die Erſchöpfung zu ſtrenger Arbeit erkranken, gerade ſo wie heute? Der Unterſchied wäre der, daß dieſes Schickſal alsdann lauter geſchickte Arbeiter beträfe, während heute die Ungeſchickten dieſe Lage mehr fühlen.

Das Los des Elends trifft heute nicht ausſchließlich den Ungeſchickten. Es breitet ſich über alle Klaſſen der Geſellſchaft aus, welche von ihrer Hände Arbeit leben müſſen. Die Maſſe der Arbeiter iſt aber heute ſo groß, daß die Eigentümer eine große Wahl darunter haben. Sie haben nicht nötig, allein auf Geſchicklichkeit zu ſehen, ſondern auch auf Gunſt.

Wieder andere werden ſagen: Was! ich habe mein Eigentum ehrlicherweiſe erworben, das ſoll ich nun etwa gar mit dem Bettelvolk teilen, das nichts gelernt hat, nicht in der Welt herumgekommen iſt, das lieber gefaulenzt und geſoffen als gearbeitet hat?

Das iſt ſo ein Lirum Larum, was man häufig ſagen hört; jedoch nur von Menſchen, welche nicht die ſeichteſte Idee der Gemeinſchaft haben.

Sie glauben, das ſolle alles verteilt werden, jeder ein gleiches Stück Land bekommen, man wolle ihnen ihre Güter darum mit Gewalt nehmen. Dieſe alte, abgenützte Einwendung hört man oft.

Habt keine Furcht, ihr Zuſammenkratzer, euch ſoll nichts mit Gewalt genommen werden. Wenn man euch das nähme, was ihr Eigentum nennt, dann hättet ihr ja weniger, als unſere Bettler. Wir wiſſen wohl, daß euer ganzes Herz von dem Eigennutze umlagert und erfüllt iſt.

Es gibt andere Mittel, die gewiß der Egoiſtiſchſte von euch nicht unmoraliſch nennen wird. Die Anwendung dieſer Mittel aber wird eure Habſucht und euer Ehrgeiz ſelbſt beſchleunigen.

Nun will ich verſuchen, die Erfindung des Grundeigentums näher zu erklären.

Dem erſten Gedanken des beweglichen Eigentums folgte bald der Gedanke des unbeweglichen Eigentums, d. h. der Einteilung des Bodens.

Der Menſch hatte in Wald und Tal noch immer hinreichend Nahrung für ſich und ſeine Herden gefunden; aber der Zufall fügte es zuweilen, daß ſich ihrer mehrere in ein und dasſelbe Tal mit ihren Herden drängten, wo ſie dann, ſtatt Überfluß an Frucht und Weide zu finden, die beſten Früchte ſchon abgeerntet, die beſten Weiden ſchon abgegraſet fanden.

So geſchah es denn, daß das Herumſuchen nach Früchten und Weide dem Menſchen anfing, beſchwerlich zu werden, und zwar in den beſuchteſten Gegenden zuerſt, weil die zur Erhaltung des Menſchen nötigen Bedürfniſſe da zuerſt ſelten, und das Aufſuchen derſelben dem Menſchen zuerſt beſchwerlich wurde.

Dies veranlaßte einige, entferntere, weniger von Menſchen beſuchte Gegenden aufzuſuchen; andere aber kamen auf die Idee, einen Strichs Landes aufzulockern, und die Körner einer ihnen zur Nahrung dienenden Frucht hinein zu ſäen.

Dies war die Erfindung des Ackerbaues.

Stellen wir uns den erſten mit der Auflockerung und Beſäung eines Strich Landes beſchäftigten Menſchen, und ſeine ihn dabei angaffenden und ausfragenden Nachbarn vor. Ob er nicht auch von manchem verlacht, verſpottet und für töricht gehalten wurde? — Sehr wahrſcheinlich! ebenſo wie unſere Ideen von manchem heutzutage.

Durch die Erfindung des Ackerbaues hatte die Natur den Menſchen den erſten Fingerzeig zur Gemeinſchaft und Aſſoziation gegeben. Sie ſchien ihm ſagen zu wollen: Siehſt du nicht das kleine Samenkorn dieſer Pflanze, die dich nährt; dies iſt das Mittel der Vermehrung derſelben. Wenn es reif iſt, fällt es aufs Geratewohl auf den Boden, wo es die Tiere und Vögel des Waldes aufleſen, die Dornen und Diſteln erſticken, die Waſſer hinwegſpülen, die Winde verſtreuen, und ſo dir einen zehnfachen Genuß rauben. Gehe hin, hebe dieſe Steine weg, leite dieſe Waſſer ab, rotte dieſe Dornen und Diſteln aus, lockere den Boden auf, und wirf dieſe geſammelten Körner hinein, weder zu gedrängt noch zu zerſtreut, damit jedes der aufſprießenden Pflänzchen ſeinen Teil Raum, Licht und Nahrung habe.

Der Erfinder tat, wie die Natur ihm eingegeben, und die junge Saat ſchoß auf, dem Auge eine Freude und dem Herzen eine Wonne. Wenn früher die einzeln ſtehenden Halme der

Sturm knickte, ſo blies er jetzt darüber hin wie über einen goldfarbenen See. Einzeln hätten ſie ſeinen Stößen nicht widerſtanden; allen zuſammen koſtete es nur eine ſanfte Beugung, und ſie waren gerettet und erhalten.

Manches einzeln ſtehende Bäumchen liegt nach dem Sturme geknickt am Boden, während das Kornfeld unbeſchadet die vom Sturm geſchüttelten vollen Ähren wieder zur Sonne erhebt.

Die Erfindung des Ackerbaues war der Fingerzeig, durch welchen die Natur den Menſchen auf die Vorteile der Gemeinſchaft und der Vereinigung aufmerkſam machte.

In der heutigen Ordnung des Individualismus wird der Same der Idee der Gemeinſchaft von den Steinen des Anſtoßes erdrückt, unter den Dornen des Leidens erſtickt, und die jungen Pflänzchen vereinzelt den Stürmen des Schickſals ausgeſetzt. Und der Menſch überblickt verzweifelnd das rauhe unfruchtbare Feld; die Erfindung einer beſſern Bearbeitung des Bodens der geſellſchaftlichen Ordnung iſt gemacht; aber wenige wagen ſich an die beſchwerliche Arbeit. Wozu denn jetzt noch zögern! Auf ans Werk! laßt uns wegheben dieſe Steine, ausrotten dieſe Diſteln, umhauen und ausgraben dieſe Stämme und den Gewäſſern der menſchlichen Leidenſchaften eine andere Richtung geben, damit ſie, anſtatt dem Gedeihen der jungen Pflanzen zu ſchaden, demſelben vielmehr nützlich und notwendig werden.

Der Erfinder hatte ſeinen Boden aufgelockert und ſeine Fruchtkörner hineingeworfen, die Nachbarn hatten ihm zugeſehen, ihre Fruchtkörner aufgegeſſen und den Erfinder ausgelacht; aber der junge Same ſchoß auf, die Ernte reifte, die Nachbarn ſtaunten und das Vorurteil ſchwieg.

Von der Erfindung des Ackerbaues war jedoch die Notwendigkeit der Arbeit unzertrennlich. Von jetzt an hätten ſichs die Menſchen recht feſt einprägen ſollen: Wer nicht arbeitet, ſoll nicht von den Früchten der Arbeit genießen; aber ſie begriffen dieſen Zuſtand der Arbeit ſelbſt noch nicht, er war ihnen noch nicht zur Laſt geworden. Drum war es ihnen auch nicht eingefallen, eine Pflicht daraus zu machen, auch was die Hauptſache iſt, die Arbeit war im ſtrengen Sinne des Worts dem Menſchen doch noch nicht notwendig. Es war gleichſam die Übergangsperiode vom Zuſtande der Nomadenvölker zu dem der Ackerbautreibenden. Es war das

erſtemal, daß der Menſch ſeinen Fuß auf die unterſte Stufe der Ziviliſation ſetzte.

Die Erfindung hatte Beifall und Nachahmer gefunden. Bald wurde an mehreren Orten der Boden urbar gemacht; aber beim Ernten ſtellten ſich Unannehmlichkeiten in den Weg, an die die erſten Ackerbauer nicht gedacht hatten.

Zur Ernte fanden ſich gewöhnlich Helfershelfer ein, die an der Bebauung des Bodens keinen Teil genommen hatten, und das Reſultat war dann, daß einige für alle gearbeitet hatten. Dies brachte die Menſchen auf den Gedanken des Wertes der Arbeit, und einige fingen an, den unberufenen Schnittern zu wehren. Es gab Streit und Schlägerei und die Worte mein und dein wurden jetzt von den Ackerbautreibenden häufiger ausgeſprochen.

An die Wörtchen gewöhnte man ſich immer mehr und mehr; der Wert und die Notwendigkeit der Arbeit wurde dadurch anerkannt. Die Ackerbauer verbanden ſich endlich miteinander zur gegenſeitigen Sicherung des Genuſſes ihrer Arbeit; doch arbeiteten ſie nicht mitſammen, ſondern jeder beſtellte ein Stück Land nach ſeinen Gelüſten und Bedürfniſſen. Indes bald erhoben ſich neue Schwierigkeiten. Oft kam im andern Jahre ein neuer Adept der Arbeit und des Ackerbaues, ſäete aber, ſtatt ſich ein Stück Land urbar zu machen, auf das vorgefundene, ſchon urbar gemachte Land.

Daraus entſtanden neue Wirren, neue Konflikte. Was, hieß es, ich habe das Land im Schweiße meines Angeſichts urbar gemacht, und du kommſt darauf zu ſäen. Das Land iſt mein! fügte er hinzu, drehte ſich aber ſchamrot um, vor ſeinem eigenen Ausſpruch erſchreckend.

Das Land iſt mein! hallte das Echo nach. Iſt ſein? frug der beſtürzte Säemann. Mein, ſein und unſer wiederholten die horchenden Nachbarn.

Das Eigentum war erfunden und anerkannt. Späterhin benutzten ganze Stämme die neue Erfindung, teilten einen Strich Landes unter ſich und ſchloſſen einen Vertrag, die gemachte Aneignung gemeinſchaftlich miteinander zu behaupten.

Nun langte auf einmal alles nach dem bis dahin frei gebliebenen Boden ſamt ſeinen Früchten. Jeder fand im Überfluß, was er brauchte. Darum fand auch die Erfindung des unbeweglichen Eigentums keinen Widerſpruch. Das Geſetz paßte ganz für die damalige Zeit, aber nicht für die unſere.

Jedes Geſetz entſteht aus den Bedürfniſſen der Zeit, und wie dieſe ſich beſtändig verändern, ſo müſſen ſich auch die Geſetze verändern.

Die Heilighaltung alter Geſetze bloß darum, weil ſie alt ſind, iſt die Urſache des Rückſchrittes oder des Aufenthalts der Menſchheit auf der Bahn des Fortſchrittes.

Eine vollkommene Geſellſchaft hat keine Regierung, ſondern eine Verwaltung; keine Geſetze, ſondern Pflichten; keine Strafen, ſondern Heilmittel.

Viertes Kapitel.

Die Erfindung der Erbschaft.

Hat man ein Haus auf schlechten Grund gebaut, so gibt es immer daran etwas zu reparieren; man kann es stützen und stemmen wie man will, man ist nie sicher, daß nicht irgend ein Ereignis, ein Windstoß, ein Erdbeben oder eine Überschwemmung es einem über dem Kopf zusammenfallen macht. Da wird denn gewöhnlich mit Balken, Kalk und Steinen nachgeholfen, um den Einsturz so lange als möglich zu verhindern, anstatt es gleich von Grund aus wieder einzureißen; so auch mit dem Eigentumsbegriff.

Es dauerte gar nicht lange, so fanden sich durch das Absterben der Eigentümer die Wirren immer verwickelter, besonders wenn diese bei Lebzeiten keine Schenkung ihres Eigentums gemacht hatten. Selbst diese Schenkungen wurden öfter von den Kindern oder mächtigern Nachbarn des Verstorbenen bestritten. Dieser Unordnung abzuhelfen, dachte man auf Mittel und fand eins, das der Erbschaft.

Nach dieser neuen Idee ging nun das Eigentum des Verstorbenen, wenn derselbe es bei Lebzeiten nicht anders bestimmt hatte, in gerader Linie auf seine Kinder über; die Gesellschaft schloß über diesen Punkt einen Vertrag, welcher zum Gesetz geheiligt wurde, und die aufschießende Generation wurde angehalten, dieses Gesetz zu befolgen.

Somit waren die Streitigkeiten um den Besitz des Eigentums, wobei immer der Stärkere den Teil des Löwen an sich riß, geschlichtet, nnd dem Eigentumsbegriff Zeit gelassen, sich immer fester in die gesellschaftliche Ordnung einzuwurzeln, damit es ja recht schwer halte und recht Mühe koste, ihn wieder auszurotten.

Wie sehr man sich Mühe gab, den Begriff von Eigentum und Erbschaft der Jugend beizubringen, und wieviel Mühe es

koſtete, ſie daran zu gewöhnen, beweiſt unter anderm die Geſchichte der alten Deutſchen. Dieſe führten die Kinder zu den Marken der Äcker, zeigten ihnen dieſelben und prügelten ſie dabei recht durch, damit ſie ſich den Begriff des Eigentumsrechts ja recht feſt einprägen ſollten.

Dies iſt Beweis genug, daß der Menſch nicht ſchlecht geboren iſt, wie einige behaupten, wenn es ſolche Mühe koſtet, ihm den Begriff des Eigentums einzuprägen.

Durch die Erfindung der Erbſchaft wurde nun dem Eigentumsbegriff gleichſam die Krone aufgeſetzt. Wie die Maden des Inſektes in die Frucht, ſo fraßen ſich die Nachkommen der Eigentümer mit Hülfe des neuen Geſetzes in das Eigentum und die Produkte desſelben ein, und verzehrten und verdarben die Frucht, ohne ein anderes Verdienſt zu haben als das, daß die Alten beliebt hatten, ſie darin auszubrüten.

Die Folge davon war, daß jeder ſich ſoviel Eigentum zu verſchaffen ſuchte als nötig war, um mit ſeinen Nachkommen ein gemächliches, müßiges Leben führen zu können.

Hatte das Eigentum in ſeinen Folgen Herren und Sklaven gemacht, ſo erzeugte es jetzt auch noch Faulenzer, damit ja der Übel immer noch mehrere würden. So beſtraft ſich eine fehlerhafte, von den Geſetzen der Natur abweichende Ordnung.

Der erſte Sohn, der das Eigentum ſeines Vaters erblich übernommen hatte, und dadurch in den Stand geſetzt wurde, zu leben ohne zu arbeiten, muß doch jedesmal ſchamrot geworden ſein, ſobald er von irgend einem Kameraden hörte, daß er ſeinen Unterhalt und Wohlſtand ſeiner Hände Arbeit zu verdanken habe.

So ein junger Menſch, den das Erbſchaftsgeſetz zum Faulenzer geſtempelt hat, kommt mir immer vor wie ein Stein, der mitten am Wege liegt, und den die Wanderer umgehen müſſen, wenn ſie ſich nicht daran ſtoßen wollen. Je kräftiger man auf der Reiſe iſt, je weniger achtet man darauf, und je müder man wird, deſto ärgerlicher iſt einem das Ausweichen; ſtößt man aber gar den müden Fuß daran, ſo könnte man an ihm ſein Mütchen kühlen, wenn es kein fühlloſes, unbehülfliches Ding wäre, das gar nicht ſchuld daran iſt, wenn andere ein Ärgernis an ihm nehmen. Aber dem Straßenaufſeher ſollte man auf den Buckel ſteigen, die Verwaltung zum Teufel jagen und eine andere, beſſere einſetzen, die fähig iſt, jedem Stein den rechten Platz zu bezeichnen.

Das Bemerkenswerteſte iſt nun, daß alle dieſe fehlerhaften Einrichtungen der Geſellſchaft, die ungleiche Verteilung der Arbeit, die Erfindung des Eigentums und die des Erbſchaftsgeſetzes, für die erſte darin aufwachſende Generation keine ſo üblen Folgen hatte als für die zweite, und daß die Übel der geſellſchaftlichen Organiſation ſich um ſo mehr vergrößern, je länger ſie ſich verjähren, daß alſo dieſe Geſetze der Geſellſchaft weniger zur Zeit ihrer Einführung nachteilig waren, ſondern es vielmehr erſt durch ihre Verjährung wurden.

Verſuchen wir uns dies deutlicher zu erklären.

Denken wir uns eine kleine Inſel, von deren Produkten zehn Menſchen ohne Arbeit leben können; denken wir uns, dieſe zehn Menſchen vermehrten ſich um das dreifache und wären folglich nach Maßgabe ihrer Vermehrung genötigt, auf Mittel zur Sicherung ihres Unterhalts auf der kleinen Inſel zu denken. Das geeigneteſte Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, iſt die Vervollkommnung der notwendig gewordenen Arbeiten und die geregelte Verteilung derſelben. Wenn die zehn erſten Inſelbewohner früher die in Wald und Tal einzeln ſtehenden Früchte geſammelt und davon gelebt hatten, wenn ſie das Wild ſchoſſen ſo wie ſie der Hunger dazu trieb, ſo ging das, wenn ſie ſich vermehrten, ſo nicht mehr fort.

Das Wild und die Früchte verminderten ſich, es trat Mangel ein, dem abzuhelfen ſie nachſinnen mußten. Sie bearbeiteten alſo den Boden, weil ſie gefunden hatten, daß, wenn ſie auf dieſe Weiſe die nützlichen Früchte aufzogen, ſich ihre Mittel zum Lebensunterhalt vervielfachten. Zu gleicher Zeit pflegten ſie der Tiere wie der Pflanzen und hielten ſich Herden.

Auf dieſe Weiſe gewannen ſie dem Boden immer mehr Produkte ab, je mehr ſie ſich vermehrten. Hätten aber die erſten zehn Bewohner das ganze Land der Inſel unter ſich verteilt und ebenſo jeder einzelne dasſelbe wieder unter ſeine Nachkommen, was wäre dann in einer gegebenen Zeit wohl daraus geworden? Gerade ein ſolcher Zuſtand wie der heutige: um ſo mehr ſich die Familien einzelner vermehrt hätten, um ſo mehr hätte ſich das Erbteil der Nachkommen derſelben vermindert; die Arbeit der Beſitzloſen wäre zum Vorteil der Beſitzer vermehrt worden und jeder hätte, um ſeinen Unterhalt zu ſichern, zu Kriecherei, Gewalt und Liſt ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Wenn ſich nun dieſe Bevölkerung bis auf hundert vermehrt hätte, und die zehn reichſten derſelben hätten zu zehn

andern geſagt: werdet unſere Bediente, ſo ſollt ihr zu eſſen haben, und zu wieder anderen zehn von den kräftigſten: beſchützt das Geſetz des Eigentums, und zu noch anderen zehn: verwaltet unſere Vorräte, und zu wieder andereu zwanzig: baut uns Schlöſſer, Mauern und Gräben, macht uns Waffen, Luxusgegenſtände u. dergl., ſo wären doch auf dieſe Weiſe fünfzig Menſchen für die beſonderen Vorteile der zehn reichſten beſchäftigt worden; zehn andere wären als Kinder oder Greiſe zur Arbeit unfähig geweſen, und der Reſt von dreißig hätte, um zu leben, ſich aller ihm von den übrigen gemachten Bedingungen fügen, und außerdem mit dem geringſten und ſchlechteſten Teil der Bedürfniſſe zufrieden ſein müſſen. Hätten ſie ſich beklagt, ſo hätte man ihnen die Arbeit entzogen und ſie hungern laſſen, hätten ſie geſtohlen, ſo hätte man ſie ins Loch geworfen, und wären ſie aufrühreriſch geworden, ſo hätte man ihnen die Waffen anderer trauriger Sklaven entgegenhalten laſſen.

Fügt zu dieſem Gleichnis noch das Geldſyſtem, ſo habt ihr einen Überblick des Zuſtandes der heutigen Geſellſchaft.

Seit Jahrtauſenden geht das Eigentum der Reichen durch Erbſchaft an ihre Kinder über, wie die Armut des Armen an die ſeinigen; könnte man denn da nicht einmal wechſeln? Nein! denn damit wird nichts verbeſſert, wenn der oder jener würdige Mann ein Vermögen in die Hand bekommt, ſondern wenn niemand eines bekommt, oder was dasſelbe iſt, wenn jeder der Erbe des ganzen Landes iſt.

Ob die Erde dann nicht das wirkliche Eigentum aller wäre, wenn niemandem der Eintritt in ein Land, eine Stadt und ein Haus verſagt wird, und wenn es niemanden gibt, der über einen Teil der zum Unterhalt aller nötigen Produkte nach ſeinem alleinigen Vorteil verfügen kann?

Fünftes Kapitel.

Die Entſtehung der Kriege.

Die Streitigkeiten wurden nun immer ernſter und arteten in blutige Kämpfe aus; hauptſächlich darum, weil man aus der Führung der Waffen nach und nach ein Handwerk gemacht hatte, und dieſes Handwerk den freiheitsliebenden Naturen mehr zuſagte, als die ungleiche, ungeregelte Arbeit. In dieſen Kämpfen blieb es nun nicht bei der Beraubung der beweglichen Güter, ſondern man nahm ſich einander auch den zum Eigentum einzelner gewordenen Boden und nannte das eine Eroberung. Um von dieſer Eroberung den gewünſchten Nutzen zu ziehen, vertrieb man die Eigentümer desſelben oder ermordete ſie ſamt ihrer Familie. Die Furcht vor der Beraubung ihres Eigentums drängte nun die Eigentümer immer mehr zuſammen und lehrte ſie, zu ihrer aller Erhaltung ihre perſönlichen Intereſſen in den Tagen der Gefahr ſchweigen zu machen.

Je länger dieſe Gefahr nun mehreren Stämmen drohte, je mehr blieben ſie mit einander verbunden, um ſie abzuwehren, und ſo gewöhnten ſie ſich durch eine genauere Bekanntſchaft mit einander, durch die daraus entſtehende Gemeinſchaft der Sprache und Sitten, ſich als eine beſondere Geſellſchaft zu betrachten, und ſo entſtanden die Völker.

Wie nun jeder einzelne gegenüber dem einzelnen ſeine beſonderen Intereſſen hatte, alſo hatte auch jeder Stamm anderen Stämmen, jedes Volk anderen Völkern gegenüber ſeine beſonderen Intereſſen; das perſönliche Intereſſe überbot jedoch alle andern.

Man hielt zu ſeinem Volke, wenn das perſönliche Intereſſe durch ein anderes Volk mehr gefährdet wurde, und man kämpfte gegen dasſelbe, wenn das perſönliche Intereſſe darin einen größeren Vorteil ſah.

Durch die beſtändigen Feindſeligkeiten der Völker gegen die Völker, welche die Bewaffneten in der Ausſicht auf Raub und Plünderung immer mehr nährten, hatte ſich nach und nach eine Kluft gebildet, welche Volk von Volk trennte, indem ſie ſich von einander entfernt hielten. Dieſe Trennung ſo nahe wie möglich zu bezeichnen, nahm man die Natur zu Hülfe und erfand die Grenzen. Dieſe Grenzen wurden nun auch Eigentum, das Eigentum eines Volkes, das ſich nun, um ja nicht mit dem Nachbarvolke verwechſelt zu werden, durch eine beſondere Kleidung, eine beſondere Sprache, Sitten und Gebräuche auszeichnete.

So hatte denn der Begriff des Eigentums das ſcheußlichſte, den Menſchen unter das Tier herabſetzende Ungetüm, den Krieg, in die Welt gerufen, um ſeinen Baſiliskenblick an den zuckenden Herzen der Menſchen zu weiden.

Nicht die wildeſten Beſtien der Wälder wüten ſo gegen ihr eigenes Geſchlecht als der Menſch; jene ſelbſt gegen andere Tierarten nicht, als um ſich zu nähren.

Die Menſchen aber ziehen zu Hunderttauſenden hinaus mit Sang und Klang in die blühenden Felder, deren Früchte die Räder ihrer Wagen und der Huftritt ihrer Roſſe zermalmen, ſich einander in wildem Jubel den Todesſtoß gebend. Ein fürchterlich wildes Marionettenſpiel, voller Trümmer, Blut und Leichen. Da rede man noch von einem Ebenbilde Gottes in Gegenwart der Beweiſe ſolcher ſchauderhaften Verrücktheiten; der Menſch iſt kein Ebenbild Gottes, wenn er ſeine beſten Jugendkräfte auf die Zerſtörungskunſt anwendet; ein Ebenbild Gottes übt ſich nicht zum Mord.

Wenn man den Menſchen betrachtet und bedenkt, welch ein zarter, zerbrechlicher Körper das iſt, welche Sorge, Mühen und Fleiß man anwendet, um ihm, wenn er krank geworden, wieder die Geſundheit zu ſchenken; wie zart er behandelt werden muß; wie viele Geduld er ſelbſt, der Arzt und ſeine Wärter haben müſſen, und wie er in ſeiner Krankheit ſo zahm wird; und aus dieſem Proſpektus auf einmal überſpringt in das Bild der Schlachten und des Krieges, welche fürchterlichen Maſchinen er erſonnen, um den ſchwachen, zarten Körperbau zu zerſtören, ſo möchte man bald an dem Daſein ſeiner Vernunft, die ihn vor den Tieren auszeichnet, zweifeln. Soviel iſt gewiß, wenn ihn der Gebrauch dieſer Vernunft von der einen Seite über das Tier erhebt, ſo erniedrigt er ihn von der andern Seite oft unter dasſelbe.

Nun, werden einige ſagen, der deklamiert auch gegen den Krieg, wo ſollen denn die Menſchen alle hin, wenn ein langweiliger, ewiger Frieden einträte. Da würden ſie ſich ja zuletzt ſo ſehr vermehren, daß ſie gezwungen wären, ſich ſelbſt einander aufzufreſſen.

Zuerſt iſt hier zu bemerken, daß die heutigen Kriege die Zunahme der Bevölkerung nicht durch den öffentlichen gegenſeitigen Totſchlag verhindern; wenn ſie der Übervölkerung einen Damm entgegenſetzen, ſo iſt es nicht durch die Menge der in den Schlachten gefallenen Opfer, ſondern vielmehr durch das Dahinſterben ganzer Bevölkerungen infolge des Elends und der Hungersnot, welche der Krieg über dieſelben geführt hat.

Das Morden auf dem Kampfplatze vermindert die Bevölkerung nicht; denn die Opfer, die da fallen, ſind männlichen Geſchlechts, können alſo wohl zeugen, aber nicht gebären; ja, wenn einmal die Weiber zu hunderttauſenden ſich einander abwürgen würden, dann würden die Bevölkerungen auf eine erſchreckliche Art abnehmen. Wenn heute auf einmal vier Fünfteile von den Männern von dem Erdboden verſchwänden, ſo wäre die Bevölkerung in hundert Jahren immer dieſelbe, die ſie geweſen wäre, wenn die Zahl der Männer komplett geblieben wäre, denn die Weiber würden ſchon zuſehen, jedes ihren Teil zur allgemeinen Fruchtbarkeit beizutragen; das iſt ein Naturtrieb, der läßt ſich nicht erſticken. Die einzige Folge einer bedeutenden Verminderung des männlichen Geſchlechts wären Veränderungen im Geſetze der Ehe, oder wohl gar die Abſchaffung derſelben.

Sonach iſt es doch erwieſen, daß der Krieg, wie er jetzt geführt wird, ein unzureichendes und ſchädliches Mittel iſt, die Übervölkerung zu verhindern, von welcher wir übrigens noch lange nichts zu befürchten haben.

Erſt laßt uns nur die Bevölkerung der Erde noch um das fünffache vermehren, und wenn das geſchehen iſt und die Menſchheit ſieht, daß etwas geſchehen muß, um der Übervölkerung einen Damm zu ſetzen, dann iſt es immer noch Zeit, denn da iſt den Augenblick abgeholfen, da brauchts erſt keine langen Vorkehrungen, die doch nichts nützen, ſondern einfache, kräftige Mittel, die zugleich dienen, die menſchliche Raſſe zu verſchönern und zu veredeln.

Wenn die Menſchheit im Zuſtande der Gemeinſchaft die Periode erreicht, in welcher ſie für nötig hält, Maßregeln

gegen die Übervölkerung zu nehmen, dann werden in der Geſellſchaft die wichtigſten Reformen vorgehen; dann iſt die Zeit nicht mehr fern, wo die meiſten Krankheiten verſchwinden werden und wo das menſchliche Geſchlecht ſeinen urſprünglichen kräftigen Körperbau, Wuchs und Geſtalt wieder erhalten wird, die Zeit, wo keine lebendigen Schatten, keine krüppelhaft oder mit Krankheiten geborene Weſen unter uns herumſchleichen und ihre Schwächen den künftigen Generationen in ihren Kindern vererben werden; die Zeit, wo die Spitäler verlaſſener ſtehen werden als jemals, und wo mit den körperlichen Krankheiten auch die Quelle der geiſtigen immer mehr verſiegen wird.

Der Krieg iſt ein Übel, aber kein für immer notwendiges. Wenn wir nach ihm verlangen, ſo iſt das nur in der Hoffnung, das Ende unſerer Leiden zu ſehen, und wenn unſere Bedrücker jetzt nach ihm verlangen, ſo iſt das, um ihre Genüſſe und Vorrechte zu vermehren. Geſetzt auch, daß die Natur gewollt habe, daß ſich der Menſch, da er kein ſtärkeres lebendes Weſen über ſich hat, ſich ſelbſt abwürge, um ſeiner Vermehrung einen natürlichen Damm zu ſetzen, und geſetzt, die Anwendung dieſes Falles würde in ſpäteren Jahrhunderten ebenſo notwendig als heute das Abſchlachten des Viehes zu ſeiner Nahrung, ſo braucht es dazu nicht des planloſen Totſchlagens ſeiner kräftigſten und nützlichſten Glieder, was auch gegen alle Moral iſt.

Welcher Unſinn, den Krieg für ein notwendiges Übel halten zu wollen, weil er der Übervölkerung vorzubeugen imſtande iſt!

Ganze Armeen Kinder aufzuziehen, ihren Verſtand, den ſie in der Geburt noch nicht hatten, zu entwickeln, um ſie dann, wenn ſie herangewachſen ſind und der Geſellſchaft die mit ihnen ausgeſtandenen Mühen vergelten und ihr wieder nützen können, ſich einander abwürgen zu laſſen!

Sorgen wir darum nicht um des Kaiſers Bart, der wird ihn ſchon abſchneiden, wenn er zu lang iſt. Halten wir den Krieg für ein Übel, aber für kein für immer notwendiges, und ſuchen wir ihn nur als ein Gegengift gegen andere größere Übel zu benutzen; denn ſolange die Ungerechtigkeit auf Erden herrſcht, iſt der Krieg notwendig, muß ihr der Krieg gemacht werden; darum ſagte Jeſus: Ich bin nicht gekommen Frieden zu ſenden, ſondern das Schwert!

Sechstes Kapitel.

Die Entstehung der Sklaverei.

Der Krieg schleppte in seinem Gefolge die schrecklichsten, dem Menschen bis dahin unbekannt gebliebenen Übel nach sich. So hoch der Mensch auf der Stufe der Bildung und über dem Tiere steht, so tief sinkt er wieder in mancher Beziehung unter dasselbe zurück. Eines dieser schrecklichen Übel war die Sklaverei. Da die Arbeit überhaupt angefangen hatte, dem Menschen beschwerlich zu werden, und der Krieger sie verachtete, so kam man auf die Idee, aus den in den Kriegen gemachten Gefangenen, statt sie umzubringen, den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Man legte sie in Ketten, verteilte sie unter die Krieger, und diese zwangen sie, für sie zu arbeiten, ihren Acker zu bebauen, ihre Hausgeräte und andere nützliche Gegenstände für sie zu verarbeiten. Dafür wurden sie genährt, hatten aber keinen Willen, als den ihrer Herren.

Hier trat dieses gehässige Wort zuerst recht hervor; bisher hatte der natürliche Trieb des Menschen sich immer noch gescheut, dieses Wort auszusprechen, mit der Sklaverei jedoch verstummte jedes leise Gefühl der Bruderliebe in dem unter der Eisrinde des Eigennutzes und der Herrschsucht erfrorenen menschlichen Herzen.

Zuerst hatte der Mensch seine Hand nach den Tieren des Waldes ausgestreckt und sein Lästermund das Mein dabei ausgesprochen; dann griff er nach dem Boden und seinen Produkten und sprach: Das ist mein Eigentum. Jetzt legte er auch noch die Hand an sein Ebenbild, um es mit seinem erschrecklichen Mein den Tieren des Waldes, dem Boden unter seinen Füßen und dessen Produkten gleich zu machen.

Konnte der Mensch wohl tiefer sinken?

Der Herr nicht, aber der Sklave wohl, wie wir später hören werden.

Wenn ihr mir nur von eurem Ebenbilde Gottes ſchwieget; man kann ſich ſo leicht an ſolche verhöhnenden Ausdrücke gewöhnen. Nein! der Menſch iſt kein Ebenbild Gottes; Unwiſſende und Spötter haben dieſen Schnörkel erfunden, und unſere Eitelkeit hat ihn für bare Münze genommen.

Weg da Sklave! Marſch fort Eigentümer, und du Herr! Nein ihr ſeid kein Ebenbild Gottes, nicht wahr, nein? — Sie antworten nicht! — Sie haben mich verſtanden. Nun laßt uns fortfahren:

Laſſet dem Eigennutz einmal die Zügel ſchießen, ſo hat er keine Grenzen mehr. Bis auf den Menſchen ſelbſt hatte ſich alſo jetzt der Begriff Eigentum ausgedehnt. Nichts war mehr ſicher, dieſer Benennung zu entwiſchen, ja ſelbſt die Götter nicht; denn bald hieß es nicht mehr unſere, ſondern meine Götter, nicht mehr unſer Gott, ſondern mein Gott. Wenn ſie die Luft auch noch verteilen könnten, würden ſie es tun.

Doch ſteigen wir zu dem Menſchen wieder hinunter, dem von ſeinen Brüdern zum Eigentum und Sklaven gemachten Menſchen.

Die ungleiche Verteilung der Arbeit hatte die Verachtung derſelben und den Hang zur Trägheit erzeugt; der Hang zur Trägheit erzeugte die Sucht nach Beute und dieſe die Liebe zum Krieg. Man wollte alſo lieber ſich einander totſchlagen, als für ſich und andere arbeiten. Da indes die Kriege nur vorübergehender Epoche waren, und man das Bluthandwerk damals noch nicht für ſeine ganze Lebenszeit betreiben konnte, ſo war man nach demſelben doch wieder gezwungen, wieder zu arbeiten, und das eroberte Land zu bebauen. Dieſer Mühe überhoben zu ſein, erfand man alſo die Sklaverei.

Der Menſch wurde jetzt von dem Menſchen dem Tiere gleich gehalten und mit Stock und Peitſche zur Arbeit getrieben. — Aber merken wir es uns wohl: er wurde dafür doch genährt.

Von dieſer Zeit an gab es zweierlei Menſchen, Menſchen, die arbeiteten, und Menſchen, die nicht arbeiteten. Herren und Knechte.

Heute gibt es viererlei Menſchen in der Welt:

1. Menſchen, die ein nützliches Geſchäft betreiben;
2. Menſchen, die ein unnützes Geſchäft betreiben;
3. Menſchen, die gar nicht arbeiten; und
4. Menſchen, die ein ſchädliches Geſchäft betreiben, oder ehrliche Leute, Affen, Umſonſtfreſſer und Schurken.

Die Sklaven von damals hatten für ihren Herrn keinen höheren Wert, als den des Viehes. Man ließ sie sich vermehren und benutzte ihre Kinder wieder als Sklaven. Man brachte sie zu Markte und tauschte sie gegen Vieh oder andere Gegenstände ein.

In solch einen schrecklichen Zustand wurde die Menschheit durch die Erfindung des Eigentums gestürzt. Da sieht man, welche reißende Verheerung die nimmersatte Habsucht machen kann, wenn man ihre Wasser nicht künstlich abzuleiten versteht. Der Mensch selbst, der vernünftige Mensch, wurde samt seinen Anlagen und Kräften ein Eigentum der ungerechten Menschen.

Und dabei blieb es nicht. Das war nur erst das Vorspiel des großen Elends, das über die Menschheit heraufbeschworen wurde. Man raffinierte immer feiner und listiger, ja, man raffiniert immer noch über die Vervollkommnung der Mittel, aus dem Marke des Elends der einen Honig für die Genüsse der anderen zu pressen.

Ach! unglückliche Menschheit, du bist noch lange nicht am Ziele deiner Leiden! deine Tyrannen lassen die Mark- und Tränenpresse so bald und so leicht noch nicht fahren. Hast du noch Mark, Blut und Tränen, so halte dich bereit zum Abzapfen, denn deine Stunde schlägt. Du hast Abscheu vor der Marter und drängst dich doch herzu; denn du hast Hunger, und wirst ja dein Mark nicht ganz verlieren. Den wässerigsten Teil davon wird man dir zur Speise reichen. Dein Blut und deine Tränen brauchst du nicht umsonst zu vergießen, man wird mit einer Mischung derselben dir deinen trockenen Gaumen feuchten.

Ha, wie sie sich drängen um den Mark-, Blut- und Tränenverlust! — Einige sind abgewiesen, die hatten kein Blut mehr in den Adern, kein Mark mehr in den Gliedern, und keine Tränen mehr, ihr Schicksal zu beweinen. Da! aus ists mit ihnen, sie stürzen. Hui da! zehn andere ersetzen sie wieder; junge Leutchen mit frischen Gesichtern. Na! ihr werdet den Molchen eine willkommene Beute sein. — Der hat es für diesmal überstanden. Rühme dich nur noch lange deiner Marter, elender Sklave; pfui dir ins Gesicht! — — Nein! nein! Gott sei dem armen Burschen gnädig!

Du willst Herr sein über deinesgleichen, zweibeiniges, vernünftiges Ungeheuer, willst an Grausamkeiten den Panther und die Hyäne übertreffen, und deine falschen heuchlerischen Blicke, deinen Katzenkopf zum Himmel richten; der Gottheit

gleichſam zum Hohn und deinen Fähigkeiten zur Schande. Nieder mit dem Blick, zur Erde, ſolange noch ein Laut des Jammers aus den Höhlen der Sklaverei hervordringt, ſolange die Glut der Morgenſonne noch eine Märtyrerträne rötet, ſolange ſich noch ein Seufzer der Unterdrückung in die ſüßen Töne der Freude miſcht. Und du auch! Sklave! zu Staube gekrochen! Was! den Blick, den du ſchüchtern und furchtſam vor deinem Herrn niederſchlägſt, getrauſt du dich frech gen Himmel zu richten? Soll ſich der Himmel in deiner Schande ſpiegeln?

Siebentes Kapitel.

Die Entſtehung des Handels.

Durch die Erfindung des Ackerbaues vervielfältigten ſich die Genüſſe des Menſchen, mit der Zeit gewöhnte er ſich an dieſelben und ſie wurden ihm nun zum Bedürfnis. Nach den verſchiedenen Neigungen der Menſchen waren dieſe Bedürfniſſe nun ſehr verſchiedener Art, und eben deshalb war es auch ebenſo die Arbeit zur Hervorbringung derſelben. Der baute vorzugsweiſe Getreide, ein anderer Hülſenfrüchte, ein dritter Obſt, ein vierter Kräuter uſw. Die Bebauung des Ackers ſelbſt erforderte die Anfertigung von Ackergeräten, und da ſich nun in der Verfertigung derſelben einer vor dem anderen auszeichnete, da wieder mancher deren mehrere im Vorrat gemacht hatte, die einem dritten mangelten, dem es an der nötigen Übung fehlte, ſie ebenſo geſchickt zu machen; da überhaupt einer immer vor dem andern in irgend einer Arbeit mehr Übung erlangt hatte, und doch jeder von den von allen hervorgebrachten Produkten entweder nötig oder doch das Verlangen hatte, ſie zu beſitzen, ſo fing man an, die verarbeiteten Gegenſtände, ſowie die Produkte des Ackerbaues gegeneinander auszutauſchen. Da tauſchte man nun Ackergerätſchaften gegen Getreide, Obſt gegen Hülſenfrüchte, Kleider gegen Waffen uſw. Den Wert jedes dieſer Produkte beſtimmte weniger die darauf verwandte Arbeitszeit, als vielmehr der Überfluß oder der Mangel, die Quantität und Qualität derſelben.

Mit der Anerkennung des angemaßten Bodens als Eigentum waren natürlicherweiſe auch die Produkte desſelben Eigentum geworden.

Da nun auf dieſe Weiſe die Arbeit des Menſchen dem Zufall in die Hände gegeben war, weil niemand ſie regelte, weil jeder dieſelbe als das Mittel zur Erwerbung ſeiner perſönlichen Bedürfniſſe und Genüſſe betrachtete, ſo nahm man

es auch nicht ſo genau, wenn das Mittel, das der eine anwendete, um dieſen Zweck zu erreichen, dem Mittel und dem Zwecke des andern ſchadete.

Die einen ſpeicherten die beſten Materialien zum Häuſerbau, zur Verfertigung von Ackergeräten und Waffen auf ihrem Eigentum auf, damit die anderen recht Mühe haben ſollten, für ihren eigenen Gebrauch davon zu finden, um dann genötigt zu ſein, dieſelben gegen andere Produkte von den Aufſpeicherern mit Verluſt auszutauſchen.

Im Tauſch ſelbſt ſuchte man ſich gegenſeitig zu überliſten, pries ein Produkt als gut an, das ſchlecht war, und erweckte auf dieſe Weiſe ein gegenſeitiges Mißtrauen.

Dabei blieb es nicht. Die Geprellten ſuchten ſich zu rächen, und nahmen gewaltſamer Weiſe, um was ſie die anderen übervorteilt hatten, und noch mehr dazu. Daraus entſtanden Zänkereien, Kämpfe, Blutvergießen und Mord.

So war denn mit dem Eigentum auch der Diebſtahl und der Raubmord erfunden worden. Beide Erfindungen waren voneinander unzertrennlich. Das Eigentum war die Mutter des Diebſtahls und des Raubmordes! Bald jedoch überzeugten ſich die Menſchen von den Schrecken dieſer neuen Übel. Man ergriff alſo Maßregeln dagegen, und machte Geſetze, welche das Eigentum der einen heiligten, und die Mittel, welche ſie angewandt hatten, um dazu zu kommen, bei anderen beſtraften.

Die verſchiedenen perſönlichen Intereſſen gruppierten die Menſchen immer feindlicher gegeneinander. Um den neuen Geſetzen Kraft zu geben, bedurfte es ſtarker Verteidigungsmaßregeln. Es drängten ſich daher die Eigentümer nahe aneinander; man umzog das Eigentum mit Hecken, Mauern und Gräben. Auf dieſe Weiſe entſtanden Städte und Burgen.

In den verſchiedenen Kämpfen, die nun eine Burg mit der anderen, eine Stadt mit der andern führte, gingen viele Menſchenhände für die Bearbeitung nützlicher Gegenſtände verloren. Während man das Eigentum verteidigte, während man Mauern, Gräben und Burgen baute, Waffen ſchmiedete u. dergl.; während man in den Kampf zog, mußte man die nützliche Arbeit liegen laſſen; dieſe ſelbſt wurde alſo durch den durch die Verteidigung entſtehenden Zeitverluſt noch vermehrt.

Die Arbeit fing darum ſchon an, dem Menſchen eine Laſt zu werden, deren Druck ihm nur die Gewohnheit in etwas verwiſchte.

Der Tauſchhandel breitete ſich indes immer weiter aus, je mehr die Menſchen aus entfernteren Gegenden Produkte brachten, die bis dahin unbekannt geblieben waren. Solche fremden Produkte, wenn ſie das erſtemal in einer Gegend erſchienen, wurden vorteilhaft ausgetauſcht, und erweckten ſo den Eifer anderer, auch dieſe Produkte in fernen Gegenden aufzuſuchen, um auf dieſe Weiſe einer gleichen Vermehrung des perſönlichen Intereſſes zu genießen. Man machte jetzt Reiſen in bis dahin noch unbekannte Gegenden, unter noch unbekannte Menſchen.

Dadurch lernte man eine unzählige Menge bis dahin unbekannter Produkte kennen und vermehrte auf dieſe Weiſe wiederum die Genüſſe und die Arbeit.

Einige dieſer Produkte eines fremden Bodens ſuchte man einheimiſch zu machen; es gelang, und bisher unbebaute Gegenden, die nichts hervorbrachten als Holzäpfel, Schlehen, Rüben und ein wenig Getreide, verwandelten ſich jetzt in blühende Gärten, in welchen Wein und Südfrüchte gediehen.

Aber die Arbeit zur Hervorbringung dieſer Produkte war nicht jedermanns Sache, eben weil ſie, wie wir ſchon geſagt, nicht geregelt war; weil ihr eine Menge Menſchenhände durch die Hervorbringung unnützer, durch die fehlerhafte Organiſation der Geſellſchaft aber nötig gewordener Arbeiten entzogen wurde. So fing denn die Arbeit an, eine Laſt zu werden und jeder dachte auf Mittel, ſich dieſe ſo wenig als möglich aufzubürden.

Die Kühnſten und Stärkſten griffen zu den Waffen und machten aus der Kunſt, ſie zu führen, ein Handwerk. Der Raub wurde jetzt im großen getrieben, wie der Handel. Das Reiſen der Karawanen in entfernte Länder wurde unſicher gemacht durch zahlreiche nach Beute herumſchwärmende Räuberhorden. Dies machte die Erhaltung einer Anzahl Bewaffneter zum Schutze der Karawanen gegen den Überfall der Räuberhorden oder den freiwilligen Tribut eines Teils der Waren an die letzteren nötig. Der dadurch entſtehende Verluſt wurde nun aber teilweiſe wieder beim Umtauſch anderer Produkte berechnet, ſo daß es doch nur eigentlich die Hervorbringer dieſer Produkte waren, welche den Verluſt hauptſächlich fühlten.

Durch die Erweiterung des Tauſchhandels geſchah es nun, daß mancher Unternehmer in den Beſitz vieler Güter gelangte. Durch den Beſitz derſelben bekam der Eigentümer aber einen großen Einfluß auf die perſönlichen Intereſſen der

weniger Begüterten; es hielt ihm daher nicht ſchwer, deren Intereſſen an die ſeinigen zu ketten, und ſo gewöhnte man ſich daran, den Wert eines Individuums nach ſeinen Gütern zu beſtimmen.

Man fing an, dem Begüterten mehr Reſpekt zu erweiſen, in der Hoffnung, dadurch ſein Wohlwollen zu erwerben, und durch dasſelbe einen guten Tauſch mit ihm machen zu können, oder ſonſt einen anderen Vorteil durch ihn zu genießen.

Je höher der Grad der Achtung war, den man dem Begüterten zollte, deſto tiefer ſank der Unbegüterte in den Augen der Maſſen. Der Eigennutz fing an, ſeine zarten Wurzeln in dem Begriff des Eigentums auszubreiten, und der Genius der Gleichheit floh die Werkſtätten der Menſchen, und flüchtete ſich, um ſich zu rächen, unter die Räuberhorden der finſteren Wälder und weiten Wüſten.

Von der Zeit an nannte man alles geſtohlene Gut Eigentum, und den Austauſch der geſtohlenen Güter Handel.

Achtes Kapitel.

Die Erfindung des Geldes.

Die immer gesteigerten Bedürfnisse der Menschen und die dadurch vermehrte Produktion der Arbeiten hatten den Tauschhandel bedeutend vervielfältigt und erweitert. Durch die Vermehrung und Vervielfältigung der Produkte entstanden vielfache Verwickelungen und Irrtümer im Austausch derselben. Der eine hatte Leder zu Markte gebracht, um Werkzeuge dafür einzutauschen; der aber, der die Werkzeuge austauschen wollte, brauchte oft kein Leder, sondern Holz oder Eisen; der das Eisen vertauschen wollte, weder Werkzeuge noch Leder, sondern Stoffe oder Früchte oder sonst dergleichen Waren. Dadurch wurden der Bequemlichkeit des freien Austausches bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt. Um diese nun zu heben, kam man auf eine neue Erfindung, nämlich die des Geldes.

Man nannte Gold und Silber edle Metalle, und schlug sie zu kleinen Stücken, auf welche man die Bildnisse der Mächtigsten prägte.

Diese Stücke Metall, denen man einen eingebildeten Wert gegeben hatte, dienten nun als Wertbestimmung der umzutauschenden Waren. Auf diese Weise also bekamen diese Stücke einen Wert, den sie nicht hatten, und welcher sich je nach den Launen, dem Glück und der List des Besitzers oder Erwerbers vermehrte oder verminderte.

Welch fürchterliche Folgen diese neue Erfindung in späteren Zeiten für den gesellschaftlichen Zustand hervorrufen würde, war dem Erfinder des Geldes gewiß ebenso unbekannt, als dem Erfinder des Schießpulvers die Folgen der seinigen, ja, noch unbekannter als diesem, denn der konnte wohl von der nützlichen und schädlichen Anwendung seiner Erfindung eine Idee haben, jener aber weder das eine noch das andere, am wenigsten das letztere.

Früher zwang man den Sklaven mit der Peitſche zur Arbeit. Der Sklave war durch den Begriff des Eigentums ein erbeutetes, getauſchtes oder geerbtes Gut geworden; er hatte alſo einen Wert wie der Ochs, der Eſel und das Pferd, und zog daher dem Eigentümer, wenn er ihn verlor, einen Verluſt nach ſich.

Seit der Einführung des Geldes hat der Menſch gar keinen Wert mehr, nicht einmal den des Viehes, und man dürfte getroſt den Menſchenhandel in Deutſchland, England und Frankreich erlauben, man würde nicht viel Geſchäfte damit machen. Der Menſch hat in dieſen Ländern den Preis verloren, um ein Stückchen Brot kann man ihn haben, und noch dazu einen recht friſchen, jungen kräftigen Menſchen, und hat alsdann auch noch die Wahl, und Dank und Handkuß obenein.

Damals hatte jeder Eigentümer ein Intereſſe, daß ſein Sklave nicht zu ſtark angeſtrengt wurde, weil er befürchtete, er möchte ihm ſonſt krank werden und ſterben, was er als einen Verluſt betrachtete, wie, wenn heutzutage einem ein Pferd ſtirbt; jetzt ſchindet man ſie bis aufs Blut, um von ihren Kräften Vorteil zu ziehen, und wenn ſie dann krank, alt und ſchwächlich werden, ſo jagt man ſie zur Werkſtatt, zur Fabrik und zum Hauſe hinaus, um ſie nicht mehr nähren zu müſſen, und draußen ſtehen ſie ſchon zu Haufen und drängen ſich hinein in die Marterhöhlen, aus welchen ein Opfer nach dem andern wankt, ſowie ihre Kräfte verbraucht ſind.

Oft hat es nicht die geringſte Mühe, für die beſchwerlichſten Arbeiten eine Herde dienſtwilliger Sklaven zu finden, man hat in manchen Gegenden und zu manchen Zeiten nur ein Stück Brot vor das Fenſter hinauszuhängen, ſo kann man ſie zu Hunderten daran hineinziehen.

Früher hatte der Herr des Sklaven ein Intereſſe, dieſem eine nahrhafte Koſt zu geben, damit er Kräfte zur Arbeit habe und ihm ſo deſto mehr Vorteil bringen könne; jetzt gibt man ihm für ſeine Arbeit nur eben ſoviel, daß er nicht gleich vor Hunger umfällt und ſtirbt. Auf dieſe Weiſe braucht man ſeine Jugendkräfte langſam auf, und wenn er verbraucht iſt, dann hinaus mit ihm und andere Friſchere herein, denen ſie es dann ebenſo machen.

Mit der Einführung des Geldes bekam der Zuſtand der Sklaverei eine ganz andere Richtung als die frühere war.

Das äußerlich Gehäſſige derſelben verbarg ſich mehr unter dem Schatten von Verträgen und Geſetzen. Dem Namen nach wurde die Sklaverei in neuerer Zeit wohl teilweiſe abgeſchafft, der Zuſtand derſelben beſteht jedoch in vieler Beziehung in einem noch ſchlimmeren Grade fort.

Ja! wenn wir nur drei Tage die Macht unſerer Bedrücker hätten, wie wir dieſer bunten Maskerade des Betruges, der Ungerechtigkeit und der Täuſchung ein Ende machen wollten!

Da fällt mir gerade die Komödie ein, die man ſeit einigen Jahren ſpielt, und die man Abſchaffung der Sklaverei nennt. Die menſchenfreundlichen Engländer figurieren darin obenan; dieſelben, die dem Chineſen gleichſam ſagen: „Wir wollen, daß du dieſen Opium nimmſt, um dich damit zu vergiften, und daß du uns den Tee dafür gibſt, damit wir unſer Beefſteak leichter verdauen können.“ In entfernten Ländern verbieten ſie den Sklavenhandel und im eigenen wimmelt es von unglücklichen Sklaven, die zu Tauſenden Hungers ſterben.

Und überall macht man die gleichen Maskeraden, überall ſpielt man ähnliche Komödien. So gründet man auch Vereine zur Verhütung der Tierquälerei.

Wenn ich Mitglied einer ſolchen tierfreundlichen Geſellſchaft wäre, ich würde ihnen alle Tage zweibeinige Tiere als Ankläger vor die Augen führen, würde ihnen ihre abgemagerten Gerippe, ihre hohlen Augen und eingefallenen Wangen zeigen und ſagen: „Meine Herren! ſehen Sie das arme Tier! ſo ſchändlich iſt es von ſeinem harten Herrn behandelt worden, vierzehn bis achtzehn Stunden des Tages hat er es arbeiten laſſen und es dazu noch lieblos behandelt; und ſehen Sie, da hier! das war ſeine ganze Nahrung! dabei hat es ſeine Jungen ſäugen und von dieſen Hadern ſein Neſt bauen ſollen, um ſeine Jungen und ſeine alte Mutter zu erwärmen!“ — Was hätte mir der Präſident der tierfreundlichen Geſellſchaft dann wohl geantwortet? —

Welch beißender Spott! die teilweiſe Befreiung der Schwarzen eine Aufhebung der Sklaverei zu nennen, Vereine gegen die Tierquälerei zu gründen und die Menſchenquälerei nicht zu rügen!!! —

Mit der Einführung des Geldes erreichte das Elend dieſen fürchterlichen, unabſehbaren Höhepunkt. Der Menſchheit war eine Geißel geſchaffen worden, deren Striemen tief in Herz und Mark eindrangen.

Der Eigennutz hatte seine Grenzen weit über die Schranken des Gefühls der Selbsterhaltung ausgedehnt. Keine Scham hielt sich mehr zurück. Regierende, Priester, Gesetzgeber, Lehrer, Richter, Räuber, Mörder und Diebe, alles streckte die gierige, unersättliche Hand nach dem Golde aus; jeder glaubte sein zeitliches Glück darin suchen zu müssen.

Alle Mittel und Wege, sich dieses Metall zu verschaffen, wurden benutzt. Hunderttausende von Menschenleben wurden geopfert, um es aus den Tiefen der Erde hervorzuholen, in welche es die weise Vorsehung so sorgfältig versteckt hatte.

Was die Übermacht des Starken in früheren Zeiten nicht zustande bringen konnte, brachte jetzt die Verkäuflichkeit zustande.

Früher war der Sklave doch versichert, von seinem harten Herrn immer Nahrung und Obdach zu erhalten; jetzt wurde er hinausgestoßen in die peinliche Sorge, die den dritten Teil seines Lebens wegfrißt und seiner Physiognomie den Stempel des Elends aufdrückt, der ihn in den Augen seiner Bedrücker nur noch verächtlicher macht.

Die Sorge kannte früher niemand, selbst der Sklave nicht, und dem Arbeits- und Besitzlosen wurde immer noch ein notdürftiger Teil, wenn ihn hungerte, denn die Gastfreundschaft war noch ein heiliges Recht. Aber mit der Einführung des Geldes verdunkelte der Rest schöner Tugenden der ursprünglichen Menschheit. Die nun im großen betriebene Spekulation der Habsucht erzeugte ein Heer von Lastern, die bis dahin unbekannt geblieben waren.

Früher machte man den Menschen mit Gewalt zum Sklaven; jetzt verkaufte er sich selber, seine Gesundheit, seine Jugend und sein Blut für das, was man ihn Vaterland zu nennen gelehrt hat, und was soviel sagen will, als die Gesamtheit alles Eigentums und aller Eigentümer in dem Lande, wo er geboren wurde und wo er und seinesgleichen nichts besitzen und ebensowenig Hoffnung haben, je etwas darin zu besitzen.

Früher raubte man junge Mädchen und Weiber, tauschte und vertauschte sie wie das Vieh, entriß sie mit Gewalt den Armen ihrer Eltern, Brüder und Gatten; das Geldsystem hat es soweit gebracht, daß sie sich selber an die Geldmänner verkaufen, und Schönheit und Reize, sowie Tugend und Unschuld gegen das verführerische Gold der Wollust umtauschen.

Aber ſie müßten, wenn ſie es nicht täten, vielleicht am Hungertuche nagen und ſterben; das aber will der edelmütige Wollüſtling nicht, ſie ſollen leben, leben um den Preis ihrer Schande, von welcher öfter Väter, Mütter, Gatten und Brüder auch noch ein Stückchen Brot eſſen. —

Früher ſtahl und raubte man einander die materiellen Bedürfniſſe des Lebens, unter dem Geldſyſtem iſt außerdem auch niemand ſeiner Ehre und ſeines guten Namens mehr ſicher.

Der ſchimmernde Glanz des verlockenden Goldes machte Tauſende von Heuchlern und Schmeichlern vor den Mächtigen dieſer Erde in den Staub kriechen. Die natürliche männliche Seele verwandelte ſich in eine Hundeſeele! — Hundeſeele? Nein! nicht doch! das iſt doch wenigſtens eine treue Seele, ſo eine Hundeſeele. Ich finde keinen Vergleich unter den Tieren, der Schmeichler ſteht tief unter denſelben. Der ehrliche, gerade, offene Mann, der ſolch einem Auswuchs der Verworfenheit auf dem Wege der Kriecherei und Niederträchtigkeit nicht folgt, wird verachtet und verſpottet, verfolgt, mißhandelt und verurteilt.

Früher wurde niemandem eine Handvoll Frucht von dem Felde des Nachbars verwehrt, um das dringende Verlangen des Hungers zu ſtillen; jetzt durchziehen hagere, verlumpte Geſtalten, zwiſchen deren Backenknochen man in tiefen Furchen die vierte Bitte leſen kann, unſere Straßen. Für ſie ſtehen wenige Türen mehr offen. Was ſollen ſie tun, wenn die Erſchöpfung ihren Gliedern den Dienſt zur Arbeit verſagt? Stehlen? — Eure Geſetze haben es verboten, ſeit eure Vorfahren das Eigentum und das Geld erfunden haben. Arbeiten können ſie nicht mehr wie früher, ſeit ihre Kräfte abgenommen haben, oder ſollen ſie euch helfen, d. h. faulenzen wie ihr? Da wolltet ihr wieder nicht mit ihnen teilen. Nun, was ſoll dann mit ihnen geſchehen? Wollt ihr ſie nicht totſchlagen? — Ihr ſchaudert zurück, und doch muß etwas für ſie geſchehen. Ihr denkt: laßt ſie betteln, wir werden ihnen dann und wann ein Stückchen Brot geben. — Aber ihr habt das Betteln auch verboten, weil es anfing, euch unbequem zu werden; nehmt euch in acht, daß der Diebſtahl euch dereinſt nicht noch unbequemer wird: denn in einem blühenden Garten, voll der lieblichſten Früchte, Hungers ſterben, das wäre ein Gemiſch des größten Mutes und der größten Feigheit, für das ich keinen Namen finde.

Wenn das Schreckbild des Mangels ein reißender Tiger wäre, der ſeine Beute ſchnell verſchlingt, dann würde euer Geldſyſtem, euer Eigentumsbegriff und alle die Mängel eurer geſellſchaftlichen Ordnung bald zu Grabe geläutet werden; denn alle Welt würde ſein Gebrüll von weitem erkennen. So aber iſt es ein ſchleichendes Gift, welches den Körper nach und nach zerſtört; man verblüht, wird ſchwach, ſiech und ſtirbt, ohne die Urſache ſeines Unterganges zu ahnen.

Es gab Verräter ſeit der Erfindung des Eigentums, aber ſcheußlichere Verräter gab es nicht, als es ſeit Erfindung und Einführung des Geldes gegeben hat. Nur der damit verbundene Eigennutz läßt den Verrat den höchſten denkbaren Gipfel der Schande erreichen.

Schändlicher Verräter! wer du auch ſeieſt, der du dieſe Zeilen lieſt, ſei verflucht und verdammt auf ewig!

Unſere deutſche Jugend, die kein Vaterland hatte und eines haben wollte mit den andern, ruft dir mit Geiſterſtimme aus ihren finſteren Kerkern zu: du haſt uns von unſern Eltern und Brüdern getrennt, ſo ſei denn verflucht, du ſchändlicher Verräter, und von den Brüdern getrennt auf ewig!

Unſere deutſchen Mädchen, deren Auserwählte im Gefängnis ſeufzen, rufen dir mit gebrochenem Herzen zu: ſchändliches Scheuſal! ſei verflucht auf ewig! Unſere alten Väter und Mütter mit den grauen Haaren ballen in wilder Verzweiflung die Hände; du haſt ihnen die einzige Freude und Hoffnung, die ſie noch auf dieſer Welt hatten, haſt ihnen ihre einzige Stütze im Alter geraubt und in einen dumpfen, finſteren Kerker werfen laſſen. Wenn du noch einen kleinen Funken Reue fühlſt, ſo gehe hin und wirf die dreißig Silberlinge auf den Tiſch ihrer Richter ſamt deinem Amtchen und Käppchen und ſage vor Gott und der Welt: ich habe geſündigt! hier iſt euer Sündengeld, euer Sündenamt und eure Sündenkappe! ich will gehen Buße tun und mich beſſern.

In welchen Winkel des alten morſchen Baues der geſellſchaftlichen Ordnung unſere Blicke dringen, überall ſtoßen wir auf Verbrechen und Mängel, deren Urſache die Ungleichheit iſt, und das Mittel, dieſe Ungleichheit zu erhalten, das iſt das Geld!

Beſuchet unſere Galeeren, unſere Zucht- und Arbeitshäuſer, unſere Gerichtsſäle, Armen- und Waiſenhäuſer, macht euch ein Verzeichnis von allem, was ihr Übel und Verbrechen nennt, und gehet jedem derſelben ohne Vorurteil genau auf den

Grund, ſo werdet ihr finden, daß ohne das Syſtem des Geldes nicht der zehnte Teil dieſer Übel vorkommen würde.

Was macht den Sohn des wohlhabenden Handwerkers zum Kaufmann, den Kaufmann zum Betrüger, den Betrüger zum Faulenzer und den Faulenzer zum eigennützigen, hartherzigen Geizhals, der imſtande wäre, den Arbeitern fürs Geld die Haut herunterzuſchinden, wenn er ſeinen Vorteil dabei fände? — Was anderes, als die Liebe zum Gelde?

Was macht die aufgeputzten Töchter unſerer wohlhabenden Handwerker die Naſe rümpfen, wenn ſie in den Fall kommen, mit einem Arbeiter ſprechen zu müſſen? Warum ſehen ſie ihn über die Achſel an, obgleich derſelbe öfter geſchickter und gebildeter iſt, als der Vater der Zierpuppen, der doch auch Arbeiter war? — Was ſonſt als das Geld!

Woher kommt dieſes freie, dreiſte, ungezwungene Benehmen des einen, dieſe blöde, ſchüchterne Haltung des andern? — Weil der erſte Geld hat und der andere keins!

Warum auf einmal dieſe Furchen der Sorge auf der Stirn ſonſt zufriedener Gatten; dieſe plötzlich eingetretene Kälte und der daraus hervorgehende Unfrieden? — Eben darum, weil im Geldſyſtem die Menſchen dem Zufall des Glücks und Unglücks preisgegeben ſind.

Warum dieſer empörende Unterſchied der Klaſſen in der Geſellſchaft und das daraus hervorgehende widrige Bitten, Verweigern, Befehlen, Gehorchen; dieſes gehäſſige Heucheln und Schmeicheln, Verleumden und Verraten? — Auch wieder des Geldes wegen; denn jeder verdorbene Menſch, jede feige und furchtſame Kreatur ſucht durch dieſe erlaubten und begünſtigten Laſter irgendein Intereſſe zu erreichen, und ſollte es nur das ſein, einem andern, deſſen vorteilhafte Lebenslage man beneidet, heimlich zu ſchaden. Was erkältet das warme Gefühl der Freundſchaft und träufelt in den Hohn und Spott des Feindes ein beißendes, bitteres Gift? — Das Geldſyſtem durch ſeinen Wechſel von Mangel und Wohlſtand, von Überfluß und Elend.

Was erregt Groll, Mißtrauen und Gleichgültigkeit unter Brüdern und Freunden? — Das Geldſyſtem durch den Mangel der einen, die dann glauben, die andern können helfen und tun es nicht.

Warum dies ſaure Geſicht des einen, dieſe traurige Miene des andern? — Weil beide Geld zu fordern haben, das ſie nicht bekommen können.

Warum dieſes ſcharenweiſe Dahinſterben der Kinder der Armen? — Weil es ihren Eltern an den Mitteln fehlt, ſie gehörig zu pflegen und weil das Geldſyſtem ihnen dieſe Mittel verweigert.

Warum dieſe Ehrenbezeugungen gegen den eingebildeten Dummkopf im ſchönen Gewande, dieſe Verachtung des gebildeten Mannes in der ärmlichen Kleidung? — Dem Unterſchied des Standes, dem Mangel und Überfluß des Geldes wegen.

Warum werden dieſe Kinder, die geſtern ungerügt einen Unglücklichen verſpotten durften, heute von ihren viehiſchen Eltern ſo erbärmlich geſchlagen? — Des Geldes wegen, das ſie heute verloren; die Bosheit derſelben von geſtern blieb auf den Pfennigfuchſerverſtand der ſauberen Erzieher ohne allen Eindruck.

Warum warf dieſes Mädchen dem häßlichen, dummſtolzen Nimmerſatt mehr Blicke zu, als dem jungen gebildeten Habenichts? — Weil ſie gern heiraten möchte, und weil der erſtere Geld hat und der andere keines. Aber der Stoffel merkt's nicht, daß ſein Geldſack das Gewicht der Entſcheidung ſo tief ins Herz ſeiner Schönen drückte, bis die Nachbarn ihm ſpöttelnd unter den Hut fühlen. Dann aber wird aus der Ehe eine Wehe, und aus der Komödie ein Trauerſpiel, in welchem die Klagen und Seufzer des Schmerzes, das Geſchrei der Verzweiflung und das Gebrüll des Zornes mit dem Raſſeln der harten Taler ein widerliches Konzert bilden.

Das ſind die Geldheiraten! — Wer heiratet, tut wohl, wer nicht heiratet, tut beſſer, ſagte Paulus; und warum? weil er eben ſo wenig Geld hatte, als heutzutage die vielen armen Teufel.

Hat ſich ein Handwerker durch Glück und Spekulation ein bedeutendes Vermögen erworben, d. h. hat er von ſeinen Arbeitern und Kunden den größtmöglichſten Vorteil zu ziehen gewußt, ſo wird meiſtens ſeinen Kindern ſchon von Jugend auf eine Verachtung des Arbeiterſtandes eingeflößt. Dies liegt ſchon gleichſam in den Sitten aller derer, welche eine bevorzugte Erziehung leiten. Wenn auch dieſe Verachtung nicht wiſſentlich gepredigt wird, ſo geht ſie ſchon aus dem Unterſchied der geſellſchaftlichen Klaſſen, an welchen man die Jugend frühzeitig gewöhnt, hervor. Die Mütter beſonders geben ſich die größte Mühe, die Begriffe der Eitelkeit und des dummen Stolzes ihren kleinen Gänſen einzuprägen, und dieſe da würden

dann um keinen Preis ſich unter den Handwerkern um einen Mann umſehen, ſolange ſie noch Hoffnung haben, einen andern zu bekommen; und warum? der Geringſchätzung wegen, die auf dem Arbeiterſtande haftet, des Geldes wegen, das andere mit leichterer Mühe verdienen können. Und kann man ihnen dies verargen? Nein! weil die Sicherung des häuslichen ehelichen Friedens nur auf die Sicherung einer bequemen, möglichſt ſorgenfreien Exiſtenz gegründet werden kann. Wo die Exiſtenz bedroht iſt, iſt alle Tugendübung nicht imſtande, den Frieden und die Freiheit zu erhalten.

Die Mädchen, die keinen reichen Mann bekommen können, wählen darum auch lieber unter den Angeſtellten, den Beamten, Krämern und andern halben oder ganzen Umſonſtfreſſern, ehe ſie ihre Wahl auf einen braven Handwerker richten.

So wird das, was ſich der glückliche Handwerker mit Hülfe ſeiner Arbeiter erwirbt, dem Handwerkerſtande durch Heiraten entzogen und Leuten zugeſchoben, die durch ihre Beſchäftigung der Geſellſchaft wenig oder gar nichts nützen.

Wenn die Erfindung des Geldes die Beſtimmung hatte, den gegenſeitigen Austauſch der Produkte und die zur Hervorbringung derſelben nötige Arbeitszeit zu regeln, warum ließ man dann nicht einen beſtimmten Wert auf dasſelbe prägen, als: Wert von einem Pfund Brot, einem Pfund Fleiſch, Wert von einer Stunde Arbeit in der Ernte, Wert von einer Stunde Arbeit mit der Nadel, Wert einer Flaſche Wein, eines Huhnes, einer Gans uſw. Ob man da eine Menge verſchiedener Regentenköpfe mit Wappen, Kronen und Szepter darauf geprägt oder die Köpfe von Gänſen, Ochſen, Eſeln und Schweinen, ob man da einen Szepter und eine Krone daraufſetzt, oder das Bügeleiſen und einen Hammer. Wenigſtens wäre das Volk nicht ſo leicht übers Ohr zu hauen geweſen, wenn es auf den Münzen geleſen hätte: „Wert von einer Stunde Arbeit“, und auf der andern Seite den Ambos, Hammer, Pfriem, Bügeleiſen, die Säge, den Meißel, das Beil, den Zirkel uſw. Alles in einem Wappen zum Beweis, daß dieſe Arbeitsſtunden einen gleich beſtimmten Wert haben wie alle durch ſie hervorgebrachten Produkte.

Aber wie man alle Geſetze, welche die Intereſſen der bevorzugten Klaſſen berühren, ſo deutlich als möglich macht, ſo undeutlich und unbeſtimmt ſucht man alles zu machen, was das allgemeine Intereſſe betrifft.

Als die Phariſäer an Jeſus eine Urſache finden wollten, ihn entweder bei der Regierung als Rebellen gegen den Kaiſer, oder beim Volke als einen Verräter, der dem Druck der Römerherrſchaft das Wort redet, anzuſchwärzen, und ihn hinterliſtig frugen: Iſt es recht, daß man dem Kaiſer Abgaben gibt, ließ er ſich eine Münze geben und frug ſie, weſſen Bildnis darauf ſei; des Kaiſers, antwortete man ihm. Nun, ſagte er, ſo gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers und Gott was Gottes iſt. Ihr aber, ſagte er weiter, ſollt weder Gold noch Silber in euren Gürteln tragen. Der wollte denn doch auch nichts von dem Geldſyſtem wiſſen; darum ließ ihn das Geldſyſtem für dreißig Silberlinge an das Kreuz ſchlagen.

Früher konnte außer den Mächtigen und Starken nur der eine Herrſchaft über ſeine Mitmenſchen ausüben, welcher irgendein bewegliches oder unbewegliches Eigentum, als: Warenlager, Herden, Häuſer und Grundſtücke beſaß; jetzt iſt es den liſtigen Menſchen viel leichter geworden, Bedrückungen und Übervorteilungen gegen andere auszuüben. Wenn jetzt jemanden nach irgendeinem Produkte der Arbeit gelüſtet, ſo hat er nicht nötig, ſich gewaltſamer Weiſe einen Sklaven zu verſchaffen, der ihm dasſelbe verarbeitet, noch hat er nötig, irgendein anderes von ihm verfertigtes Produkt der Arbeit dafür anzubieten, er braucht nur zu verkünden, daß er Geld hat und kaufen will, ſo ſtehen ihm alle fleißigen und geſchickten Hände, und alle talentvollen Köpfe zu Gebote. Da kann hernach der Arbeiter daſtehen und die nützlichen Produkte ſeines Fleißes anbieten und ſchreien: Gebt mir auch von euren ſchönen Stoffen zu Kleidern, oder von euren Möbeln, ich gebe euch die Produkte meiner Arbeit dafür. Deine Arbeit, antwortet man ihm, iſt nicht der ſchönen Stoffe und Möbel wert, die ſind nicht für Leute, die arbeiten, ſondern für die, welche Geld haben.

Die Minderſchätzung des wahren Wertes der Arbeit war unter dem Syſteme des Tauſchhandels nicht ſo leicht möglich, als unter dem Syſteme des Geldes, denn der jedesmalige Vergleich der auszutauſchenden Produkte verhinderte meiſtens eine zu geringe Anſchlagung derſelben.

Im Geldſyſtem vergaß der Arbeiter nach und nach den richtigen Vergleich über das Verhältnis eines für ein Stück Geld zu liefernden und eines dafür zu erhaltenden Produkts anzuſtellen. So geſchah es, daß man bald gar keinen Vergleich

mehr anlockte und das Geld für ein wirkliches Produkt der Arbeit nahm, deſſen Wert der Geldmann ſehr unmerklich verringern und erhöhen konnte, je nachdem dieſes ſeinem Vorteile zuſagte. Das Syſtem des Geldes hatte für die Reichen und Mächtigen noch das Bequeme, ihre verſchiedenen Genüſſe und Begierden augenblicklich befriedigen zu können, und zwar mit einer ſolchen Sicherheit und Leichtigkeit, als wäre daſſelbe nur zum Vorteil des Müßigganges und der Herrſchſucht erfunden. Die Begierden und Genüſſe der bevorzugten Klaſſen wurden daher unter dem neuen Tauſchſyſtem immer häufiger und unerſättlicher, und mit ihnen wurde die Laſt der Arbeit und die Verſchlechterung und Verringerung der Lebensbedürfniſſe der unterſten, arbeitenden Klaſſen immer fühlbarer. Dies iſt auch ganz natürlich, denn wenn mehrere einen Baumſtamm tragen und einer läßt abſichtlich die Achſel darunter ſinken, ſo fällt auf die übrigen die ganze Laſt; wenn ein Pferd am Wagen nachläßt im Ziehen, ſo müſſen ſich die übrigen deſto mehr anſtrengen; wenn ſich einer vorher die beſte Brühe von der Suppe abgießt, ſo müſſen die übrigen mit dem wäſſerigen Reſt vorlieb nehmen.

Es iſt erſchrecklich, welche Demoraliſation das Geldſyſtem imſtande iſt, in der Geſellſchaft anzurichten. So ein Geldhaufen kommt mir vor wie ein großer Taubenſchlag; man läßt kleine Summen ausfliegen, damit ſie andere größere einbringen, die man dann, ſobald ſie eingefangen, in Sicherheit bringt. So fangen ſich einander die Spekulanten die Kapitalien ab, wie die Taubenliebhaber die Tauben; und wie dem armen Landmann die letzteren den Samen von den Feldern freſſen, ebenſo freſſen ihm die Männer des Geldes mit ihren Steuern und Zinſen den beſten Ertrag ſeiner Arbeit.

Das dem Müßiggang, der Herrſch- und Genußſucht ſo behagliche Syſtem des Geldes wurde nun immer mehr vervollkommnet. Man hatte den Arbeiter an das Geld gewöhnt und an ſeine für ihn nachteiligen Folgen, ohne daß er den Nachteil ſelbſt bemerkt hatte; man konnte alſo getroſt weiter ſchreiten; man führte das Zinsweſen ein.

Um nämlich eine gewiſſe Quantität von Produkten auf einmal aufkaufen zu können, brauchte man oft mehr Geld als man hatte; gleichwohl wollte man den Ankauf des ganzen Vorrats nicht unterlaſſen, obgleich man ihn nicht brauchte, weil man durch dieſes Aufkaufen ein Nachfragen nach den Pro-

dukten, ein Seltenwerden derſelben, oder einen Mangel bewerkſtelligen wollte, der dann erlaubte, einen beliebigen Preis für die Produkte zu fordern und ſo einen bedeutenden Gewinn aus ihnen zu ziehen. Man borgte ſich alſo die zu ſolchen Spekulationen fehlenden Gelder bei andern, welche aber bei dem zu machenden Raub auch nicht leer ausgehen wollten, und ſich einen Teil der zu machenden Beute unter der Benennung Zins für ihre Gefälligkeit ausbedingten.

Wenn der Spekulationsgeiſt des Menſchen ſich einmal den Eigennutz zum Tummelplatz ſeiner Leidenſchaften gewählt hat, ſo kennt er keine Grenzen mehr; je mehr ihm eine ſchlaue Übervorteilung des andern gelingt, deſto mehr treibt er ſie ins große. Was der Menſch ſieht, das will er haben, und das iſt ein ganz natürlicher und ſehr guter Trieb, der ihm das Leben angenehm macht, wenn er nicht erſtickt wird bei einigen und genährt bei andern. Welche Kinder naſchen und ſtehlen am meiſten? Die, welche man am ſtrengſten hält, denen man alles verbietet und wenig gewährt. Gebt ihnen alles, was die Kinder der andern auch haben, ſo werdet ihr euch keinen Vorwurf zu machen haben, daß ihr den Hang zum Diebſtahl bei ihnen genährt, und wenn ſie dann ſpäter in der Geſellſchaft doch Diebe werden, ſo liegt das eben an der Geſellſchaft, die nicht jedem die Mittel gewährt, alles haben zu können, was ein anderer auch hat, und nicht an euch.

In der heutigen Geſellſchaft gilt aber gerade der verkehrte Grundſatz. Wird aus einem jungen Menſchen ein Dieb, ſo heißt es: „Da ſind die Eltern daran ſchuld, die haben dem Jungen allen Willen gelaſſen.“ Nein! das Geldſyſtem iſt daran ſchuld, welches dem einen erlaubt, ſoviel zu genießen und ſo wenig zu arbeiten als ihm beliebt, während es andere zwingt, ſich allen daraus entſtehenden für ſie nachteiligen Folgen zu fügen.

Warum lügt der Zeitungsſchreiber, warum ſtiehlt der Dieb, warum betrügt der Kaufmann, und warum verteidigt der Advokat eine ſchlechte Sache? — Alles des Geldes wegen.

Warum ſchimpfen, ſchlagen und verklagen ſich Kreditoren und Gläubiger, warum zanken ſich Geſellen und Meiſter, Kunden, Krämer und Käufer? — Immer des Geldes wegen.

Warum verfälſcht der Wirt das Getränk, der Bauer die Milch und Butter, warum backt der Bäcker das Brot zu klein? — Alles des Geldes wegen.

Warum bringt der Bauer unreife Früchte auf den Markt, warum verkauft der Fleiſcher das Fleiſch kranken Viehes oder zu junger Kälber, warum bedienen manche Speiſewirte großer Städte ihre Gäſte mit Pferde- oder Katzenfleiſch? — Alles des Geldes wegen.

Warum gibt es Leute, die gegen ihre Pflicht, ihr Gewiſſen und ihre Überzeugung lehren, ſchreiben und handeln? — Des Geldes wegen.

Wenn unſere unermüdlichen Geſetzfabrikanten nur Geſetze machen können, dann ſind ſie in ihrem Elemente; macht man ſie aber auf die Wurzel des Übels aufmerkſam, ſo machen ſie gleich wieder neue Geſetze und neue Strafen, um die Verbreitung der Wahrheit zu verhindern. Warum das? — Weil ſie ſelbſt ſich von der Wurzel des Übels mäſten, und nicht den Mut haben, einige ihrer beſonderen Vorteile dem Wohle der Geſellſchaft aufzuopfern.

Gegen die Begierde alles haben zu wollen, was ein anderer auch hat, ſind die gröbſten Geſchütze ihrer Geſetze gerichtet. Die, welche das Geld haben, laden und richten die Batterien der Geſetze und Strafen gegen die, welche es nicht haben. Die Folgen davon ſind die gewaltſamen und liſtigen Beraubungen, welche ſich die zuſchulden kommen laſſen, welche die Arbeit haſſen, oder welchen ſie nicht die nötigen Mittel zu ihrer Erhaltung gewährt. Der Starke beraubt den Schwachen öffentlich, und gibt der Beraubung einen nicht vom Geſetz ſtrafbar gemachten Namen, als: Kontribution, Steuer, Eigentum, Spekulation, Zins, Pfändung, Prozeßkoſten, Lohnverkürzung, Wucher und dgl. Der Schwache beraubt den Starken heimlicher Weiſe, und wird Betrüger, Dieb, Verfälſcher uſw. In unſeren Kriminalakten wimmelt es von ſchauderhaften und komiſchen Geſchichten ſolcher gegenſeitigen Beraubungen; ja die Weltgeſchichte ſelbſt iſt nichts als eine große Räubergeſchichte, worin die ehrlichen Leute zu allen Zeiten die Geprellten waren.

Wenigſtens die Hälfte unſerer heutigen Ehen ſind Geldſpekulationen, worin Mitgift, Erbſchaft, Hoffnung auf Ämter und frühen Todesfall eine Hauptrolle ſpielen. Trotz aller dieſer unbeſtreitbaren Wahrheiten meinen einige Gelehrte: die Angriffe auf das Geldſyſtem ſeien der Sache der Freiheit ſchädlich!!!

Alles Blut und alle Tränen, mit welchen das Volk bisher den welken Baum der Freiheit aufzufriſchen gedachte, waren

umſonſt, weil ſeine Krankheit tiefer ſteckt als man bisher wähnte. Bis zu ſeiner Wurzel, Brüder, laßt uns graben, denn da birgt ſich die Larve des Eigennutzes, da frißt ſie verborgenerweiſe das Lebensmark des jungen Baumes und bringt ihn der Verwelkung nahe! —

Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! der du das Samenkorn der Liebe in den Herzen der Menſchen mit deinem ſiedenden Guß verſengſt wie der Sirokko die grünenden Matten paradieſiſcher Ebenen, möchte ein Wunder dich wieder in die Tiefen der Erde verſenken, aus welchen dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen laſſen.

Unnütze Schlacke! an welcher das Blut von Millionen klebt, die den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends ſterben läßt, weil ſie dem Schwelger und Müßiggänger erlaubte, das Fett von ihren Suppen zu ſchöpfen und das Mark aus ihren Knochen zu ſaugen, die der Arbeiter in Tränen arbeitend und bittend empfängt und mit Fluch und Tränen wieder ausgibt, fort! verſchwinde endlich aus der Geſellſchaft, die dein Götzendienſt entweihte!

Dein funkelnder Glanz iſt das Widerleuchten der bitteren, heißen Tränen der Armen, der Witwen und Waiſen. So bitter und heiß dieſe Tränen auf das Gepräge deines Fürſtenbildes fielen, ſo haben ſie dasſelbe doch noch nicht erweichen können, denn es iſt in ein kaltes Erz gegraben.

Totes Metall! deſſen Zauberglanz den erſten Krieg entzündet, den erſten Dolch geſchliffen und das erſte Schaffott gebaut, verſchwinde aus unſerer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnſitze wieder unter uns aufſchlagen!

Falſcher Götze! unter deſſen Kultus die Schatten der Vorurteile, des Aberglaubens und der Unwiſſenheit der Menſchheit Aufklärung, Freude, Licht und Leben rauben, entweiche von uns mit deinen Lügenprieſtern, damit der Menſch wieder wiſſe, daß er Menſch ſei und nicht geſchaffen iſt, ſich ſelbſt zur Plage zu leben!

Scheußlicher Klumpen! deſſen ſich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligſte zu verraten, der Millionen in die Kerker warf und auf die Schafotte ſchleppte, der einen Heiland an das Kreuz ſchlug, weil er ſeinen ſchädlichen Einfluß bekämpfte; ſei verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten!

Das Verblühen ſtolzer Manneskraft zwiſchen feuchten und finſteren Kerkermauern iſt dein Werk! Du haſt die zitternde Hand des bleichen Verräters mit deinem Gewichte beſchwert und ſeine Zunge verhindert, ein „Führe uns nicht in Verſuchung“ zu ſtammeln. Du biſt es, der dieſe hoffnungsvolle Jugend vor die Schlünde der Kanonen trieb, du haſt ſie gezwungen, kämpfend zu ſterben, weil du ihnen verweigerteſt, arbeitend zu leben.

Die Träne der Wut, die im Auge des greiſen Vaters blitzt, die des Kummers und der Angſt, welche das Brot der Mutter netzt, die heißen Perlen, die auf den Buſen der armen, verlaſſenen Schweſter fallen, haſt du ausgepreßt.

Ha! wie ſie weinen, ſtöhnen, klagen und jammern in ihren verborgenen Kammern, dieſe armen, unglücklichen Geſchöpfe, und keine Hülfe! Wie ſie ſich drehen und wenden auf dem dürftigen Lager der Entbehrung, während da drüben die Freude in Samt und ſeidenen Kleidern rauſcht. Hier der herzzerreißende Schrei der Verzweiflung, dort der wilde Jubel der Ausgelaſſenheit.

Hier die feine Damenwelt, widerleuchtend vom Glanz der Juwelen und Perlen, die Kleider beſchwert mit den koſtbarſten Spitzen; dort nicht einmal der Fetzen einer wollenen Decke, um das arme, kranke Kind vor der Kälte der Jahreszeit zu ſchützen.

Hier die feinſten Weine, um die Lippen der müßigen Welt zu begießen; dort den Waſſerkrug dem nach des Tages Laſt und Hitze erſchöpften Arbeiter.

Hier weitläufige, reichgeſchmückte Paläſte für den Müßiggänger; dort dumpfe, finſtere, ſtinkende Winkel für den Arbeiter.

Hört ihr, wie ſie Geld ſchreien von einem Winkel der Erde bis zum andern?

Der Fürſt und der Räuber, der Kaufmann und der Dieb, der Advokat und der Betrüger, der Prieſter und der Charlatan, alles ſchreit: Geld!

Und auch du, Bettler, ſchreiſt Geld?

Sie wiſſen und merken nicht, daß ihre Stunde kommt, die Stunde, wo es eine Schande ſein wird, nach Geld zu ſchreien, und eine Sünde, welches erpreſſen zu wollen.

Armer Bettler! Bettle noch eine Weile fort mit deinem Bettlerverſtande. Man hat dir in deiner Jugend dein Silber genommen, das du dir mühſam verdienteſt; geh, verlange von ihnen jetzt, da du nicht mehr arbeiten kannſt, ihr Kupfer, weil

du dich denn doch an die Pfennige gewöhnt haſt wie der Teufel an die Hölle. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man nicht mehr ſchreien wird: Geld! Geld! ſondern: Kein Geld! Kein Geld!

Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr bitten und betteln, ſondern verlangen wird.

Zu dieſer Zeit wird man große Feuer mit Banknoten, Wechſeln, Teſtamenten, Steuerliſten, Miet- und Pachtkontrakten und Schuldverſchreibungen anzünden, und in das Feuer wird jeder ſeine Börſe werfen; der Arme ſein Kupfer, der Wohlhabende ſein Silber und der Reiche ſein Gold.

Zu dieſer Zeit wird die Tränenfeuchte der Bruderliebe wieder in das vertrocknete Auge des Eigennutzes zurückkehren, das Herz des Laſterhaften wird ſich von einem nie gekannten Tugendgefühle ergriffen fühlen und der Gottesleugner ein Dankgebet zum Himmel ſchicken.

Heil denen, welche dieſen Tag erleben! In den Annalen der Weltgeſchichte wird ſich kein zweiter ſolcher finden; denn das wird der Tag der Erkenntnis und Verſöhnung ſein!

Dann, Bettler, brauchſt du nicht mehr zu betteln, und du, Dieb und Räuber, nicht mehr zu ſtehlen, du, Kaufmann und Krämer, nicht mehr zu verfälſchen und zu betrügen; denn der Menſch wird den alten Menſchen ausgezogen haben und die Geſellſchaft wie von neuem geboren ſein.

Aber noch haben wir eine ſchwarze Kluft zu durchſchreiten, ehe uns das holde Geſtirn des Tages der Wiedergeburt der Menſchheit lacht. Noch wird manche friſche Lebenskraft ſich in dumpfer Kerkerluft verhauchen, manches Auge und manches Herz wird brechen, mancher kühne Streiter fallen, ehe dieſes in Erfüllung geht. Noch manchen wackeren Verkünder des Prinzips der Harmonie und Freiheit wird das trügeriſche Netz des Mammons verſtricken und ſeine jugendliche Tatkraft lähmen. Noch manchem armen erſchöpften Weſen wird der bittere Mangel die letzten Lebensſäfte rauben, und das Elend die Wimpern feuchten; noch mancher alten Mutter wird die Sehnſucht nach dem einzigen, vom unerbittlichen Schickſal in die weite Fremde hinausgeſtoßenen Kinde das Herz brechen.

Aber auch mancher feurige Verfechter der guten Sache wird Leben, Wohlſtand, Hab und Gut in die Schanze ſchlagen, und ſich in die durch Gefängnis, Elend und Tod gelichteten Reihen der Verteidiger der Wahrheit drängen und

durch ſeine Kühnheit und Ausdauer den geſunkenen Mut der Schwachen und Kleingläubigen wieder aufrichten. Noch manches verjährte Vorurteil wird umgeſtürzt, mancher Zweifel beſeitigt und manche Wahrheit enthüllt werden, ehe das Reich der Harmonie und Freiheit beginnt.

Zwei Wege ſind es, die zum erſehnten Ziele führen; den geraden breiten und ebenen hat uns die Macht der Willkür, der Herrſchſucht und des Eigennutzes verwehrt, und viele Mühen und viele Ausdauer ſind nötig, um auf dem ſchmalen und ſchlüpfrigen Pfad, den wir betreten, zum Ziele zu gelangen. Aber nur kühn vorwärts gedrungen, Leidensgefährten, wir kommen doch dahin, und je größer die Mühe iſt, deſto ſüßer ſchmeckt der Lohn.

Seht ihr die unabſehbaren Maſſen, die uns nachdringen? Wenn auch von beiden Seiten des Zuges die Geſchütze der Tyrannei, des Verrats und der Lüge einige darniederſtrecken, unaufhaltſam dringen die übrigen nach, den Gefallenen tröſtend zuſprechend:

Kann dir die Hand nicht geben,
Dieweil ich eben lad';
Bleib du im ew'gen Leben
Mein treuer Kamerad.

Alſo vorwärts, Brüder! Den Fluch des Mammons auf den Lippen, laßt uns die Stunde der Befreiung erwarten, die unſere Tränen in erquickende Tautropfen, die Erde in ein Paradies und die Menſchheit in eine Familie verwandeln wird.

Neuntes Kapitel.

Die Entstehung der Titelkrämerei.

Alle Kräfte des menschlichen Wissens wurden nun auf den Punkt geleitet, auf welchem sie imstande waren, den Begierden einzelner die größtmöglichsten Genüsse zu gewähren und ihnen da überall entgegengewirkt, wo sie den Begierden der Reichen und Mächtigen zum Wohle aller Grenzen zu setzen drohten. Bald hatte auf diese Weise die Genußsucht mit Hülfe des Geldsystems den Kreis der natürlichen Begierden erschöpft. Das nützliche Wissen genügte mit seinen Produkten des Neuen und Nützlichen den ungestümen, schrankenlosen Begierden der Reichen und Mächtigen nicht mehr; diese schufen sich daher in der Phantasie, was ihnen die Wirklichkeit nicht leicht und schnell genug gewähren konnte.

Je mehr man auf Unkosten anderer hatte und genoß, je mehr wollte man haben und genießen. Hatte man das beschwerliche Erwerben des Eigentums durch die Erfindung der Erbschaft und des Geldes beseitigt, so beseitigte man nun mit Hülfe der durch das Erb- und Geldrecht gewachsenen Macht auch noch die Erwerbung des Ruhmes, der Ehre, des Ansehens, der Gewalt und des Vorrechts; man machte sie erblich! Sie machen alles erblich, was zu verdienen sie nicht den Mut und die Kraft in sich fühlen.

Seitdem heißt es: der junge Prinz, der junge Graf, der junge Baron, der gnädige Herr, die gnädige Frau; ferner: Ew. Hochwürden, Ew. Gnaden, Ew. Majestät, Ew. Durchlaucht, Ew. Heiligkeit, Ew. Eminenz, Ew. Exzellenz, Ew. Pestilenz usw.

Uns, wenn wir soviel blaue Montage machen wie obige blaue Monate und Jahre, betitelt man: Faulenzer, Tagedieb, Vagabond, Landstreicher u. dergl.

Noch andere nennt man: Geheimräte, Legationsräte, Oberlandesgerichtsräte, Kommerzienräte, Hofräte u. dergl.

Ob nun wohl unter 100 Bauern einer iſt, der mir ſagen kann, was denn eigentlich jeder der hier angeführten Titelmänner für Pflichten auf ſich hat? Ich glaube es nicht. Ich befände mich in derſelben Verlegenheit, wenn man mich z. B. früge, was denn ein Hofrat zu tun hat. Der Hofrat ſelber würde vielleicht bei einer ſolchen Frage noch verlegener werden als ich und die 100 Bauern.

Jedenfalls iſt ſoviel gewiß, daß dieſe Herren, wenn ſie ſich wirklich mit etwas allgemein Nützlichem beſchäftigen ſollten, ſich es jedenfalls dabei nicht ſauer werden laſſen. Das, was ihr Ämtchen und Titelchen Läſtiges hat, übertragen ſie einem Unterbeamten, Schreiber, Gehülfen, Aſſeſſor u. dergl. und das, was das Ämtchen Angenehmes hat und Funkelndes einbringt, das ſchieben ſie in die Taſche.

Wenn ich in den großen Städten die vielen dekorierten Männer an Arbeitstagen ſich müßig kreuzen ſah, machte ich oft darüber Vergleiche ſo nach meiner Art. Zuerſt dachte ich: Eigenlob ſtinkt, und wenn man geſchickt, gelobt und geehrt iſt, ſo ſoll man damit nicht prahlen, denn was iſt widerlicher anzuhören, als das Herauskramen aller guten Eigenſchaften, wovon manchmal die Hälfte übertrieben iſt und das, was daran Wahres bleibt, eben darum wenig Glauben findet.

Sind dieſe bunten Ordensbänder etwas anderes als ebenſolche faden Plackierereien? Wenn es Mode würde, daß die Meiſter einem geſchickten Arbeiter ein buntes Band ins Knopfloch bänden, damit jeder an dieſem Zeichen den Grad ſeiner Geſchicklichkeit erkenne, wie würdet ihr einen ſolchen verhöhnen, wenn er auf der Straße daher ſtolziert käme, mit ſeinem Plackierfetzen im Knopfloch!

Wenn du Vorzüge vor andern haſt, wenn du einmal der Menſchheit etwas Nützliches und Wichtiges geleiſtet haſt, ſo behalte es für dich; das ſchwatzhafte Maul wird dir dabei ohnehin manchmal zum Verräter und andern zum Ekel; was braucht es auch noch ein buntes Aushängeſchild dazu!

Ein Schreiner hatte einem gefangenen Sperling ein rotes Läppchen auf den Kopf geleimt und ihn dann fliegen laſſen; ſeit der Zeit mieden alle vereinzelten Spatzen ſeine Geſellſchaft, und wenn ſie in der Mehrzahl waren, verfolgten ſie ihn, und das ſo lange, bis ſie ihm den Kopf kahl gerupft und das Läppchen heruntergeriſſen hatten.

Meinethalben können alle dieſe Individuen mit ihren Titeln, Orden, Ämtern und Kappen auf einmal verſchwinden, weder mir noch ſonſt einem Arbeiter der Erde würde der Kummer darüber die Haare bleichen. Könnt ihr von uns auch ſo ſagen, ihr Titelkrämer?

Schwerlich! Nun, ſo müßt ihr wenigſtens eingeſtehen, daß das daher kommt, weil ihr uns braucht und wir euch nicht.

Eure Exiſtenz, ſowie die aller Geldmänner werden wir gewahr an den unerſchwinglichen Steuern, die wir zahlen müſſen, an der Vermehrung unſerer Arbeitszeit, ſowie an der Verkürzung unſeres Lohnes, außerdem wüßten wir nicht, daß es ſolche Vögel im Lande gibt, denn eure Titel ſind unſern Ohren fremde, barbariſche Töne.

Unſere Exiſtenz könnt ihr nicht leugnen; eure Wohnungen, Möbel und Equipagen, eure Kleider, euer Schmuck und eure reichbeſetzten Tafeln können davon Zeugnis geben.

Nicht wahr, das ſind ſchlagende Beweismittel, die eine Partei von der andern hat; denn wir ſind Parteien, das unterliegt gar keinem Zweifel; denn ihr verbraucht und wir bringen hervor! Ihr habt Ämter und Titel und wir nichts als unſern ehrlichen Namen! Ihr habt das Geld, und wir hätten es gern! Ihr habt das Recht, und wir immer unrecht, und zwar am meiſten, wenn wir euch recht laſſen!

Alle dieſe Herren, Herrchen und Herrlein mit den unnützen Ämtern, Ämtchen und Ämtlein hat uns das Geldſyſtem aufgepackt; und unſere Armut und Mühen ſind der Dank dafür, daß wir ſie nähren.

Und noch immer mehr neue Ämter und Titel werden erfunden, um darunter den Müßiggang zu verdecken, und die Schwelgerei, den Luxus und den Überfluß zu beſchönigen. Alle dieſe Leute mit ihrer unfruchtbaren Arbeit und ihren überſpannten Genüſſen ſind die Urſache der Vermehrung unſerer Arbeit und der Verminderung unſerer Genüſſe.

Für ſie alles, was ihnen gefällt; für uns der Reſt!

Die feinen Bäckereien und künſtlichen Zuckerſachen, die köſtlichen Paſteten, Wildbret, Geflügel, Fiſche und Südfrüchte, die feinſten Liköre und Weine und andere Schleckereien ſind für ſie!

Die herrlichen Paläſte mit den Prunkſälen, den koſtbaren Möbeln, Gemälden und Teppichen; die eleganteſten Häuſer

in den ſchönſten Straßen der Stadt, die geräumigen, verzierten Wohnungen darin; die ſchönen Gärten mit den Fontänen und Marmorſtatuen; die Treibhäuſer mit den Orangenbüſchen ſind für ſie!

Die Tapeten, Vergoldungen und Zieraten ihrer Zimmer, der getäfelte und gebohnte Boden derſelben, die ſeidenen Vorhänge und der weiche Pflaum ihrer Betten, die koſtbaren Spitzen ihrer Kleider, die oft zu einem einzigen Kleide jahrelange Arbeit koſten und in ein paar Tagen ausgedient haben, ſind für ſie!

Die feinen Handſchuhe, die der elegante Herr und die elegante Dame nur einmal anziehen, und welche man der Näherin das Paar einen Groſchen bezahlt, wobei ſie dann, wenn ſie fleißig iſt, zwei Groſchen des Tages verdienen kann; dieſe Handſchuhe ſind für ſie, für ihr Nichtstun; das Tagelohn von zwei Groſchen iſt für uns, für unſere Weiber und für unſere kleinen Kinder, damit ſie ja ſich recht früh zum Krüppel ſitzen, während die andern mit den Handſchuhen einigemal ſpazieren gehen und ſie dann wegwerfen.

Die verſchiedenen prachtvoll gearbeiteten Waren, die künſtlichen Gefäße von Gold und Silber, die Geſchmeide mit den Diamanten und Perlen, die ſchönen und reichen Bibliotheken mit den prachtvoll gebundenen Büchern, die eleganteſten Gaſthäuſer, die ſchönſten Ballſäle, die erſten Plätze in den Konzerten und Theatern ſind für ſie. Für ſie ſind die Heilquellen und Bäder; für ſie die ſchönen Landhäuſer; für ſie der Genuß des Frühlings, das Leben auf Reiſen; für ſie die Kräfte unſerer Arme und das Blut in unſern Adern; für ſie unſere Jugend, und die Jugend und Schönheit unſerer Mädchen und Weiber: für ſie endlich alles, was notwendig, nützlich, angenehm und käuflich iſt.

Alles das war für ſie, und wer gibts ihnen? Wir. Warum? Wahrſcheinlich, weil wir durch die lange Sklaverei zahme und feige Subjekte geworden ſind. Wofür? Wahrſcheinlich aus Dankbarkeit für die brüderliche Behandlung, der wir uns von ihrer Seite zu erfreuen haben.

Nun, wenn denn alles das für ſie iſt, was bleibt denn für uns, wir gehen denn doch nicht ganz leer aus?

Davon iſt auch keine Rede, denn es gibt außer oben erwähnten Produkten noch genug andere, die niemand von denen will, die die oben erwähnten gewohnt ſind.

Die ſchmutzigen Betten mit den groben Leinen und den harten Strohſäcken, die hölzernen Bettſtellen voller Wanzenneſter ſind für uns!

Die zerbrochenen wurmſtichigen Möbel, die verfaulten Dielen und feuchten Wände, die ſchmutzigen, zerbrochenen Fenſter mit der Ausſicht auf eine kahle Mauer, eine Dachrinne oder einen Miſthaufen ſind für uns!

Die bloßen Füße in den Schuhen ohne Abſatz und Sohlen, die dünnen Hoſen ohne Boden oder mit geflicktem Hinterteil und Knien, die rot und grau gewordenen Hüte mit den ſchmutzigen und gebrochenen Rändern und weißen Kanten ſind für uns!

Die irdenen Pfeifen mit dem ſchlechten Knaſter, die verdorbenen, ſchlechten und verfälſchten Weine, Fuſelbranntweine und der Waſſerkrug ſind für uns!

Die Würſte von verdorbenen Fleiſchbrocken, erfrorene Kartoffeln, alte, holzig und bitter gewordene Rüben ſind für uns!

Das Fleiſch alter Kühe, die keine Milch mehr geben, die Kälber, die in der Geburt geſchlachtet werden, und die Schafe, die an Altersſchwäche ſterben, ſind für uns!

Alles, was verdirbt und ſauer wird, iſt für uns, da können wir ſicher darauf rechnen; wer will es ſonſt eſſen, wenn es das arme und arbeitende Volk nicht ißt; wer es kochen, als die, welche die letzte Spekulation machen, welche aus den paar Pfennigen, die wir für unſere Nahrung ausgeben, auch noch einen Gewinn herauspreſſen müſſen, um in unſerer verkehrten Organiſation der Geſellſchaft leben zu können.

So wird außer den täglichen Sorgen und Plagen auch noch immer einer dem andern zur Laſt, zum Ärger und zur Plage, ohne daß ſie ſelber ſchuld wären. So hat man nach und nach dem arbeitenden Volke aus dem Paradieſe dieſer Welt ein Jammertal geſchaffen, voller bitterer Elendskräuter und heißer Tränenquellen.

Alle dieſe Tränen des Elends, von welchen der Reiche und der Wohlhabende nichts wiſſen, fließen aber doch, und zwar ſtärker als wir ſelber es beſchreiben können; denn der Leidende geht nicht im höchſten Gefühl des Schmerzes auf die öffentlichen Plätze oder zu einem Freund, ſich auszuweinen; da ſucht er im Gegenteil ſeine Tränen zu verbergen und Heiterkeit zu heucheln. Im ſtillen Winkel ſeines Hauſes, auf ſeinem

harten Lager, auch wohl auf einſamen Spaziergängen, da fließen ſeine Tränen, unbemerkt von Freund und Feind, unbemerkt von dem Prieſter, der auf die himmliſchen Freuden vertröſtet, wenn einen die irdiſchen Leiden zu Boden drücken, unbemerkt von dem Richter, der unſere Schilderung zu grell findet, weil er keine Gelegenheit hatte, davon die Erfahrung zu machen; unbemerkt von dem reichen Verſchwender, der kaum an die Möglichkeit der Tränen des Elends glaubt, ſo wenig wie an die Tränen ſeines Reitpferdes oder ſeines Hundes.

Was kann jemand, der im Wohlſtand lebt, von unſerm Elend urteilen; er kann unmöglich einen wahren Begriff davon haben. Stellt mir, wenn ich euch ſo die Bilder des Elends male, gute Speiſen und Weine auf den Tiſch, gebt mir überhaupt viel Geld und eine liebenswürdige Frau, ob ich da wohl imſtande wäre, die Bilder des Elends und der Bedrückung der Wahrheit getreu aufzufaſſen; ich glaube es nicht, denn die Gegenſtände, die uns umgeben, die Lebenslage, in der wir uns befinden, üben einen bedeutenden Einfluß auf uns, und der Menſch, der ſich mit ſeinen perſönlichen Intereſſen beſchäftigt, iſt nicht imſtande, ein kräftiges Unternehmen für die allgemeinen Intereſſen zu wagen. Merken wir uns das genau. Es wird in Ewigkeit nicht beſſer, ſolange das Volk die Leitung ſeiner Intereſſen Leuten anvertraut, die reich ſind und bleiben wollen, oder die gutbezahlte Ämter haben und nach noch höheren ſtreben.

Zehntes Kapitel.

Das Soldatenweſen.

Das iſt eine lebendige, willenloſe Maſchine, aus unſerem beſten Mark, Blut und Knochen zuſammengefügt und beſtimmt, unſere beſten Knochen zu zermalmen, unſer beſtes Blut zu vergießen und uns unſer beſtes Mark auszupreſſen. — Die Gewaltigen geben den Plan, nach welchem die Bevorrechteten dieſe Maſchine in Bewegung ſetzen; der ſeßhafte Bürger liefert dazu ſein Geld, das arbeitende Volk die Blüte ſeiner Jugend, den Reſt ſeiner Geſundheit und ſeines freien Willens. Witwen und Waiſen bezeichnen das Ganze mit ihren Tränen. —

Die Arbeit dieſer Maſchine iſt Schrecken, Greuel, Verwüſtung und Krieg!!!

Soviele Sterne am Firmamente leuchten, ſoviele Sandkörner das Meer an ſeine Ufer ſpült, ſoviele Herzen hat der Krieg zerriſſen, ſoviele Stützen hat er gebrochen, ſoviele Lebensflammen erloſchen.

Soviele Tautropfen an den Gräſern hängen, ſoviel Tränen hat er der leidenden Menſchheit erpreßt, und noch gar viele wird er erpreſſen, ehe er von der Weltgeſchichte ſeinen blutigen Abſchied nimmt! —

Haſt du Luſt Soldat zu werden, junger Burſche? So gehe hin und ſiehe dem Exerzieren und dem Kaſernenleben eine Weile zu. Ich will dir einige Beiſpiele davon vor die Augen führen. Wiſſe, auch mir pocht das Herz wie dir beim Klange der rauſchenden Muſik, auch mich hätte der majeſtätiſche Marſch der Truppen in deinen Jahren bald ins Garn gelockt.

Es iſt nicht alles Gold was glänzt; denken wir uns darum einen Augenblick den Zauber der Muſik und die majeſtätiſche Haltung der Truppen hinweg und durchmuſtern wir kaltblütig den Reſt.

In Preußen z. B. iſt es dem Vorgeſetzten verboten, den Soldaten zu ſchlagen; deshalb aber machen jene doch, was ſie

wollen. Ich ſah einen Unteroffizier einigen ſtämmigen Bauernburſchen, welche er exerzierte, unter dem Vorwande, daß ſie nicht gut ſchultern, mit dem Gewehr zu wiederholten Malen vorne auf den Achſelknochen ſchlagen, daß den Kerlen die Tränen aus den Augen liefen vor Schmerz. Da ſollten ſie nun das Gewehr ſo ſtark aufſchlagen, daß man den Ladeſtock beim Schultern klirren hören konnte. Schönen Dank vor eurer Marterſchule! Ihr ſchlagt die Leute nicht. Nein! das war nicht geſchlagen! — Der Arm, den mir in Potsdam ein Grenadier von der Garde zeigte, war auch nicht geſchlagen! Stellt euch vor: oben an dem Achſelknochen ſah ich eine harte Rinde, wie ſie der Schneider am Fußknöchel vom Sitzen und der Schmied und Schreiner an den Händen vom vielen Arbeiten bekommen; dann war der ganze linke Arm von oben bis unten herunter braun, rot, blau und grün; er ſpielte alle Farben, und dieſer Menſch hatte doch ſeit acht Wochen ſchon nicht mehr exerziert. Na! dachte ich mir, wenn ihr Soldaten braucht, ſo kauft euch welche. Ein andermal ſah ich einen preußiſchen Unteroffizier, welcher bald hinter bald vor der Front die vorſtehenden Füße und Knien mit der Kolbe zurecht ſtieß. — Das iſt alles nicht geſchlagen!

Einer der geſtoßenen Rekruten mochte vielleicht eine Miene des Schmerzes gemacht haben — der Menſch iſt doch, hols der Teufel, nicht von Holz — oder konnte ihn der Leutnant nicht leiden, kurz und gut, das blutjunge adelige Bürſchchen ſprang herbei und zog den erwähnten Rekruten unter höhniſchen Reden bei der Naſe und den Ohren und grinſte ihn ungefähr dabei ſo an: Ah ſooooooo!!! Bengel! — Bengel!! — Flegel!!! — Dir iſt es wohl nicht anſtändig? — Du willſt wohl noch den Mucker ſpielen? — Verziehe mir eine Miene, ſo holt dich das Donnerwetter! — Rechnet nun noch dazu die Betonung des Spottes in den Worten und die Verhöhnung in den Mienen, welche der andere geduldig hinnehmen und ſich dabei an der Naſe ziehen laſſen mußte von dem jungen Laffen, ſtellt euch dies alles ſo gehäſſig wie möglich vor, ſo habt ihr das Bild, von dem ich Zuſchauer war. — Na, guten Appetit! dachte ich mir. Wohl bekomme euch Preußen die Geißel des Hohnes! und euch Öſterreichern, die Spießruten.

Unter den preußiſchen Unteroffizieren gibt es viele verheiratete. Dieſe nun ſind gezwungen, alle Löcher auszuſtöbern, wo es etwas für ſie zu krebſen geben kann; denn von ihrem

knappen Sold können ſie kaum ein Glas Schnaps zu ihrem Kommisbrot trinken. Da müſſen denn nun wieder die armen Rekruten herhalten und Gnade Gott dem, der zufälligerweiſe ein armer Teufel iſt und nicht ſpicken kann, dem wird ſtrenge auf die Finger geſehen; der wird kujoniert bis aufs Blut und folglich auch oft beſtraft. Ich habe einigemal ſolcher moraliſchen modernen Folter mit beigewohnt, die um ſo empörender iſt, als der Rekrut oft ein gebildeter, geſchickter Handwerker und der Unteroffizier ein roher Klotz iſt, der, weil er keine Gelegenheit hatte, ein geſchickter Arbeiter zu werden, vorzog, Soldat zu bleiben; der von der ABC-Fibel zu der Miſtgabel und von der Miſtgabel zum Gewehr gegriffen; der von ſeiner Hütte auf ſeinen Acker gegangen und von ſeinem Dorf in ſein Regiment eingetreten iſt.

Wenn dann ein ſolcher ſich verheiratet und einen Rekruten bekommt, der nicht ſpicken kann, da hört man denn oft die Worte: Gerade geſtanden! ſonſt ſoll dir das Ungewitter in den Magen fahren! — Steht der Geisbock da als wenn er Zwirn wickeln wollte. Feſt angepackt das Gewehr! es zerbricht nicht! oder: Glaubſt du Schneider, du haſt eine Nähnadel in der Hand! — Schuſter! Schuſter! haſt du Pech an den Fingern? Das geht ja, kommſt du heute nicht, ſo kommſt du morgen. Raſch geſchultert! Eins! Zwei! Drei! Wenn es ein Pechdraht wäre oder was zu freſſen, da würde es wohl beſſer gehen uſw. — Dieſes alles iſt mit der Miene des Spottes oder der Wut ausgeſprochen und mit Betaſtungen, Schütteln und Stößen begleitet und darf nicht mit einem Laut, mit keiner Bewegung und keiner Miene erwidert werden. Es gibt allerdings Ausnahmen unter den Unteroffizieren; ich ſelbſt habe einen geſehen, unter deſſen Leitung die ganze Korporalſchaft mit heiteren, freundlichen Mienen exerzierte; aber dieſes ſind Seltenheiten, und niemand kann darauf rechnen, einen ſolchen zu bekommen.

Es heißt freilich, der Soldat hat das Recht, ſeinen Vorgeſetzten zu verklagen, wenn ihm zu viel geſchieht; die Soldaten wiſſen indes recht gut, was an dieſem Verklagen iſt. Ein ſolcher wird für einen Schwätzer und Angeber bekanntgemacht — was er natürlicherweiſe dann auch iſt — nnd dann von jedem Unteroffizier, dem er von neuem zugeteilt wird, mit Mißtrauen und Verachtung behandelt; denn wenn der Unteroffizier auch wirklich ein guter Teufel wäre, ſo hat er doch Furcht, daß ihn der Neuangekommene nicht auch eines Fehlers

wegen bei den Obern anzeigt und hält ihn deswegen unter ſtrenger Aufſicht. Mit dem Rechtſuchen bei den Obern iſt es alſo doch ſoviel wie nichts, damit verſchlimmert der Rekrut eher ſeine Lage, als daß er ſie verbeſſert. Die Strafen gegen ſolche, die ſich im Zuſtande höchſter Gereiztheit gegen ihre Vorgeſetzten in Worten oder tätlich vergehen, ſind ſo fürchterlich ſtreng, daß es in einem ſolchen Falle faſt gleich iſt, welchen Grad von Widerſtand gegen ſeine Obern er ſich zuſchulden kommen läßt; denn die Folgen jedes Widerſtandes ſind beinahe immer die Vernichtung des ganzen künftigen Lebensglückes des handelnden Individuums. Das Ende des Dramas eines ſolchen durch die ſchlechte Behandlung hervorgerufenen Widerſtandes iſt auch faſt immer Gefangenſchaft und Tod.

In Wien vergeht kein Monat, in welchem nicht einer oder einige von der Garniſon wegen Mordes oder der Widerſetzlichkeit gegen ihre Obern wegen gehenkt werden; andere deſertieren, noch andere erſchießen ſich, und dieſe letzteren ſind in der Anzahl nicht unbeträchtlich. So luſtig iſt das Militärweſen! — Alle dieſe fürchterlichen Strafen hat man erſonnen, um die Leute durch Furcht und Schrecken zu einer willenloſen Maſchine zu machen. Aber immer gelingt der Plan nicht, das haben wir nach den dreißiger Jahren geſehen. In Hanau weigerte ſich ein ganzes Bataillon, auf das Volk zu feuern; ein andermal marſchierte im Hannoverſchen ein ganzes Regiment ſtatt gegen eine im Aufſtande begriffene Stadt, den Befehlen ſeiner Offiziere zuwider, gerade den entgegengeſetzten Weg; noch ein andermal weigerte ſich ein Teil der preußiſchen Landwehr in Görlitz, nach der polniſchen Grenze zu marſchieren; andere 400 preußiſche Polen, die man unter die Garniſon einer preußiſchen Feſtung ſtecken wollte, kehrten auf halbem Wege dahin um und gingen wieder nach Hauſe. Und die Militärverſchwörung im Württembergiſchen, von deren Opfern die Gefängniſſe damals voll waren! Das war damals eine kritiſche Zeit für die alten Inſtitutionen; aber der Epoche haben Männer gefehlt, die ſie zu benutzen verſtanden. Bei der ganzen Bewegungspartei war kein Kopf am rechten Platze, und keiner von denen, die ſich bemerkbar machten, brachte etwas zuſtande oder wagte etwas zuſtande zu bringen, das geeignet geweſen wäre, auf das Geſchick Deutſchlands und der Menſchheit einen Einfluß auszuüben. In Spanien und Portugal trat man kräftiger auf. Hier bewerkſtelligten die gemeinen Soldaten

einige Male Revolutionen für eine politiſch-radikale Sache. Einmal ſahen wir hier einen Leutnant mit 500 Mann ohne alle übrigen Offiziere ſich im Poſthauſe verſchanzen und der ganzen Garniſon Schach bieten; ein andermal waren es die Soldaten und Unteroffiziere eines im Palaſte bei Madrid die Wache habenden Regiments, welche die Königin zwangen, die Konſtitution zu beſchwören. Die Offiziere hatte man unterdeſſen eingeſperrt. Das Unternehmen gelang und die Rebellen wurden in der Folge zu höheren Graden befördert. Wäre es nicht gelungen, ſo hätte man ſie erſchoſſen. Auf dem Wege der Revolution bringt jeder Stillſtand Verderben. Wer hier den erſten Schritt tut, muß auch ſchnell die folgenden tun.

Wer weiß, was in den nächſten Ereigniſſen geſchehen kann? In den Tagen der Kriſis iſt ein einziger Mann, ſei er noch ſo einfach, unberedt und ſchlicht, imſtande, unglaubliches zu leiſten, wenn er Mut und Geiſtesgegenwart hat; beſonders bei einem Volke, dem Aufſtände und Revolutionen etwas Neues ſind.

Wer weiß, welche Ideen in den jungen Köpfen brüten, welche uns die dreißiger Jahre herangebildet haben, und welche Gelegenheit ihnen noch geboten wird, ihre Tatenluſt zu befriedigen.

Ich habe oben in bezug auf den Unfug und die Barbarei beim Militärweſen vorzüglich das preußiſche berührt; nun fällt mir aber juſt ein Fall ein, der im Öſterreichiſchen ſtark gebräuchlich iſt und den ich um keinen Preis hier mit Stillſchweigen übergehen will, weil vielleicht außer mir niemand ſich die Mühe nimmt, auf dergleichen Unfug aufmerkſam zu machen.

Ich hatte in Wien einen Kameraden, einen Prager, dieſer bekam eine Zuſtellung, um bei der Konſkription zu erſcheinen. Dazu hatte er wenig Luſt und erkundigte ſich deshalb, was da zu tun ſei. Ja, ſagte man ihm, Sie müſſen zu einem Konſkriptionsarzt gehen und ſich ein Zeugnis geben laſſen, daß Sie untauglich zum Militärdienſt ſind, das koſtet, glaube ich, fünfzig Gulden. Gut! der geht und erkundigt ſich und findet auch einen ſolchen, der ihm zugleich ſagt, wieviel Geld er ihm geben müſſe. Den andern Tag fragt ihn der Meiſter: Na, haben Sie einen gefunden? Ja, ſagt er, er verlangt aber ſo und ſoviel. A, bah! antwortet der Meiſter, da gehen Sie zu dem und dem, der macht es billiger. Na! dachte ich mir, da wird ja um das

Beſtechen und Spicken der Beamten noch öffentlicher verhandelt, als um den Verkauf alter Kleider! Der geht darauf zu dem friſch rekommandierten Arzt und will da noch mit ihm handeln. Nein! antwortet ihm der, da kann ich nichts herunterlaſſen; denn wir ſind unſer drei, ich und der Konſkriptionsleutnant und der — da weiß ich nicht mehr wer, kurzum, es war noch ein ſolcher Kerl. — Wenn Ihnen, fuhr der Arzt fort, einer von denen ſeinen Teil billiger läßt, will ich es auch tun. Wie er ſah, daß es keine Möglichkeit war, ein falſches Atteſt billiger zu bekommen, gab er ihm das Geld hin und erhielt darauf ſeinen Schein, wobei er ihm bemerkte, wie er oben bei der Unterſuchung ſagen und wie ers machen müſſe, wenn er ihm dieſes oder jenes Glied unterſuche. —

Ich traute kaum meinen Augen bei der öffentlichen Verhandlung ſolcher Spitzbüberei. Der arme Kerl, mein Kamerad, der ſich ſeine paar Kreuzer ſo ſauer hat verdienen müſſen, mußte ſie ſo ſchändlicherweiſe den kaiſerlichen Beamten in den Rachen werfen.

Warum, frug ich, riskieren aber dieſe Beamten ſo leicht eine Angeberei? Weil nur der Angeber ſein kann, welcher geſpickt hat, und dieſer dann vom Geſetz beſtraft wird, antwortete man mir!! —

Welche ungeheure Laſt die ſtehenden Heere auf das arme ausgeſaugte Volk werfen, und was durch ſie alles verloren geht!

Die beſten Kräfte, die rüſtigſten Arme, werden der Geſellſchaft entzogen, um ſie in einem dem Wohle aller ſchädlichen Wirkungskreiſe, für die Sicherung der Vorrechte unſerer Tyrannen zu vergeuden.

Wenn man die verſchiedenen Armeen Europas zuſammenzählt, ſo findet man die Zahl von ungefähr zwei Millionen Soldaten.

Dieſe, aus den kräftigſten Individuen beſtehend, ſchaffen nicht nur allein nichts Nützliches, ſondern die übrigen minder kräftigen müſſen auch noch den Unterhalt dieſer, in die Zerſtörung von Leben, Arbeit und Eigentum eingeübten zwei Millionen herbeiſchaffen.

Da iſt es wahrlich kein Wunder, wenn das Elend fürchterlich überhand nimmt! Nicht genug, daß das Volk ganze Herden Faultiere und Vielfräße erhalten muß, auch noch ganze Armeen kräftiger Jünglinge, die man der nützlichen Arbeit entzogen und gezwungen hat, das Syſtem der Unter-

drückung zu verteidigen, muß es füttern, herbergen und kleiden. —

Es iſt entweder zum Totlachen oder zum Tollwerden! ärgern kann man ſich darüber bald nicht mehr. Die verſchiedenen Armeen werden von den verſchiedenen Machthabern in den Krieg geſchickt, und im Rücken derſelben ſchreien die Pfaffen vor den Altären und von den Kanzeln: Gott iſt mit uns, mit der gerechten Sache! Aus dem Wirrwarr ſoll ſich nun der liebe Gott herausfinden! die Sache eines jeden Tyrannen ſoll er für gerecht halten und ihr als einer ſolchen den Sieg verſchaffen: um Lappalien ſoll er ſich bekümmern, als: König, Grenze, Sprache, Vaterland; Lappalien, die nicht er, ſondern die Vereinzelung des Menſchen von dem Menſchen, ihr Eigenſinn, ihre Dummheit und Herrſchſucht herangebildet hat.

Da wollen ſie unſern Herrgott zum Mitſchuldigen ihrer Albernheiten machen, gleichſam um dieſelben dadurch vor den Augen des geblendeten Volkes zu heiligen.

Wie lange wird denn die Komödie noch geſpielt werden! — Es wäre wahrlich Zeit, die Farce ginge zu Ende.

Elftes Kapitel.

Vaterland, Grenzen und Sprachen.

Vaterland! ſüße Täuſchung! heilig gewordene Lüge! die mit bezauberndem Enthuſiasmus die Herzen der Menſchen umſtrickt, ihren Verſtand umnebelt und ihre Sinne verwirrt; die den wütendſten Feinden des Fortſchrittes und der Freiheit aller zum letzten Notanker ihrer Irrtümer, zum Rettungsbalken ihrer Vorrechte dient; alte zweideutige Überlieferung! den Schleier herunter, den der Staub der Jahrtauſende bedeckt, damit man ſehe, wes Geiſtes Kind du biſt!

Was iſt denn nun eigentlich das, ein Vaterland? — Was iſt das, Vaterlandsliebe? — Jetzt wird der Wirrwarr angehen.

Wie es da vor mir liegt auf der Karte von Europa mit ſeinem buntveränderten Kleid! und alle dieſe Schweſtern in mehr oder minder weiten Grenzen rund herum! Und überall Regierungen, Polizei und Pfaffen, welche ein Intereſſe haben, jedem Menſchen zwiſchen dieſen buntbegrenzten Ländern ſeinen Teil Vaterlandsliebe gegen einen dafür zu erſtickenden Teil Menſchenliebe anzuweiſen.

Unterſuchen wir nun, auf welche Weiſe dieſe trügeriſche Komödie ihren Anfang genommen hat und wie dieſe Grenzen entſtanden ſind.

Wenn wir auf den Anfang der deutſchen Geſchichte zurückgehen, ſo finden wir, daß viele hundert Jahre vor Chriſti Geburt kühne Völker von den Gebirgen des Kaukaſus herniederſtiegen, aus dem Morgenlande und vom ſchwarzen Meere herangezogen kamen und ſich endlich nach langem Umherziehen in den Gegenden niederließen, welche einen Teil des heutigen Deutſchlands bilden.

Dieſe da hatten nun unſtreitig noch keinen Begriff vom Vaterland, ſowenig als überhaupt die Nomadenvölker, die die

ganze Zeit ihres Lebens aus einer Gegend in die andere ziehen, davon einen haben können. Sie kamen nur, um Nahrung für sich und ihre Herden zu finden, welche ihnen das unbewohnte, mit dichten Waldungen bedeckte Land im Überflusse bot.

So lange dem Menschen die Arbeit noch nicht nötig war, um zu leben, zog er mit seinen Herden und Waffen von Tal zu Tal, von Wald zu Wald; in den fruchtbarsten Gegenden immer am längsten verweilend.

Je mehr sich nun diese herumziehenden Hirten- und Jägerstämme vermehrten, um so mehr stellte sich auch auf den steten Umzügen bei einzelnen Haufen derselben Mangel ein, je nachdem dieselben mehr oder weniger gute Beute auf der Jagd gemacht oder gute Weiden für die Herden gefunden hatten.

Da machte die Not den Menschen vorsichtig und erfinderisch, man blieb in guten Gegenden, weil man befürchtete, in noch schlechtere zu geraten und dann beim Rückzug die früher bewohnten von andern Stämmen besetzt zu finden.

Mit Widerwillen fügte man sich damals in die bittere Notwendigkeit, feste Wohnplätze suchen zu müssen; weil dadurch die persönliche Freiheit bedeutend beschränkt wurde. Allein da die Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen dem Unterhalt und der Freiheit der herumziehenden Haufen immer gefahrdrohender wurden, so machte man aus der Not eine Tugend, wählte zwischen zwei Übeln das kleinste und kettete seine Existenz an die Erdscholle, welche sich die verschiedenen Stämme je nach errungenem Siege oder erlittener Niederlage markierten.

Das genügte nicht; man erfand den Ackerbau und das Eigentum. Notwendigkeit, Unwissenheit und Irrtum fesselten den Menschen nun immer fester an die Scholle.

Dies war der erste Prospektus vom Vaterland; der Begriff selbst ließ hierauf nicht lange mehr auf sich warten.

Mit dem Begriff des Eigentums war auch der des Diebstahls innig verbunden. Um nun dem Eigentum der ersten Diebe oder Besitznehmer mehr Sicherheit zu gewähren, erfand man die Gesetze, unter andern vorzüglich das Erbschaftsgesetz. Dieses sicherte das in Grenzen abgesteckte Land jedes einzelnen den Kindern desselben. Auf diese Weise erbten die folgenden Generationen das Land von ihren Vätern und nannten es daher Vaterland. —

Der richtige, urſprüngliche Begriff vom Vaterland iſt alſo ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Stück Land; ein Eigentum. Folglich hatte doch nur der ein Vaterland, welcher entweder für ſich ein beſonderes, oder ein mit andern gemeinſchaftliches Eigentum hatte.

So gab es bei den einzelnen Stämmen noch viele, welche ſich nicht an ein eingezäuntes Stück Land feſſeln wollten und vorzogen, von der Jagd zu leben, ſo wenig ſie ihnen auch einbrachte. Dieſe da benutzten das ganze, zwiſchen den Grenzen des Stammes gelegene, noch nicht von einzelnen in Anſpruch genommene gemeinſchaftliche Land als ihr gemeinſchaftliches Eigentum; ſie hatten alſo doch auch einen Teil am Lande der Väter, am Vaterland, welcher ihren Lebensunterhalt ſicherte und folglich auch die Grundbedingung ihrer Unabhängigkeit war.

Wer alſo ein Vaterland hatte, hatte auch ein Eigentum, oder doch die Freiheit und die Mittel, Eigentümer zu werden; wer dieſe nicht hat, hat kein Vaterland. Das merkt euch, ihr Vaterlandsverteidiger!

Den Begriff Vaterland haben wir jetzt definiert, nun wird es nicht ſchwer fallen, die Vaterlandsliebe zu definieren.

Wie ſchon bemerkt, ſo war in den Urzeiten dem freiheitsliebenden Menſchen nichts mehr zuwider, als das Anſiedeln auf einer begrenzten Erdſcholle. Erſt ſpäter, nachdem die Menſchen ſich auf einigen Punkten ſtark vermehrt hatten, entſchloß man ſich dazu, eben darum, weil man auf den ſteten Umzügen Mangel litt.

Manche flohen aus Furcht vor andern kriegeriſchen Stämmen in die tiefſten Wälder und machten ſich hier ſeßhaft, unbemerkt von erſteren. Dieſe machten ſich nicht ſo leicht ſeßhaft. Sie liebten die Freiheit und fanden kein anderes Mittel, ſie ſich zu ſichern, als die Jagd und den Krieg. Sie kannten und reſpektierten weder Eigentum noch Erbrecht und Vaterland. Sie waren überall in ihrer Heimat und nahmen alles in Beſitz, was ihnen in die Hände fiel. Daher überall Krieg, wo ſie mit andern Stämmen in Berührung kamen, überall Raub, wo ſie ſiegten. — So geſchah es, daß friedliche, Ackerbau treibende Völker von andern herumziehenden kriegeriſchen Stämmen verdrängt oder zu Sklaven gemacht wurden. Im letztern Falle mußten ſie dasſelbe Land, welches ſie früher ihr Eigentum genannt hatten, zum Vorteil ihrer neuen Herren bearbeiten, welche ſowohl das eroberte Land als die gefangenen früheren Bewohner desſelben unter alle Krieger teilten.

Das war der Charakter der Kriege des Altertums, man nahm ſeinen Feinden das Land, machte die übrigbleibende Bevölkerung zu Sklaven, und teilte ſowohl Eigentum als Menſchen unter die Sieger, ſodaß jeder ſeinen Teil davon bekam.

Wer ſich in dieſe Umſtände recht lebhaft hineindenken kann, dem wird die feurige Vaterlandsliebe der Urahnen leicht begreiflich werden. Sie hatten bei jedem Kriege alles zu verlieren, was ſie an das Leben feſſeln konnte. Den Boden, das Eigentum, was jedem Nahrung und Unabhängigkeit gewährte, konnten ſie ſich nur durch die tapfere Verteidigung ihrer Vaterlande, oder was dasſelbe war, ihrer Erbgüter, erhalten.

Was aber haben wir heute von den fremden Feinden zu befürchten, das wir nicht auch alles von den innern zu befürchten hätten? —

Uns nimmt der auswärtige Feind kein Eigentum mehr, denn der innere hat uns ſchon ausgeplündert. Uns ſchlägt man nicht mehr tot, um uns auszurotten, ſeitdem wir gewohnt ſind, uns für ſie zu Tode zu arbeiten.

Welche Liebe kann heute wohl der zum ſogenannten Vaterlande haben, der nichts darin zu verlieren hat, was er nicht in allen fremden Ländern wiederzufinden imſtande iſt? — Iſt doch das Vaterland nichts anderes als das Land vom Vater, das Erbteil, was ein jeder zur Sicherung ſeines Unterhalts und ſeiner Unabhängigkeit von den Launen anderer nötig hat; wenn ich nun aber dies nicht habe, oder darin, um zu leben, genötigt bin, zum Vorteil anderer zu arbeiten, damit dieſe um ſo gemächlicher den Herrn ſpielen können, wie kann ich es denn da lieben? —

So ein Vaterland, das alle ſeine Glieder und keine Müßiggänger nährt, laß ich mir gefallen, für das iſt es wohl der Mühe wert, gegen die Ungerechtigkeit zu kämpfen; für ſolch ein Vaterland kann man ſchon Leben, Blut und Freiheit wagen; aber unſeres? Großer Gott, haben wir denn wirklich ein Vaterland? Falſche Heuchler, die ihr ſeid, ihr wißts recht gut, daß wir keins haben, wollt aber nicht, daß wir es einſehen ſollen. Zu fordern hätten wir freilich eins und das mit großem Rechte, Fremdlinge hätten wir hinauszutreiben, Landsleute hineinzurufen. Wir hätten notwendig, den Beſen zu nehmen und damit einmal wieder gehörig reine Bahn zu fegen; doch davon zu ſeiner Zeit ein Wort.

Leider habt ihr uns vom Vaterland nichts weiter gelaſſen, als den Namen, den aber werden wir euch bald vor die Füße

in den Kot werfen und uns unter das Banner der Menſchheit flüchten, welches keine Hohen und Niederen, keine Armen und Reichen, keine Herren und Knechte unter ſeinen Verteidigern zählen wird.

Heute ſind wir in unſerm eigenen Vaterlande von Feinden umgeben, die ſo ſchlimm und tyranniſch ſind als die fremden. Die Sklaverei, unter die ſie uns geſchmiedet, iſt die der Armen unter der Geißel des Reichen, die der Arbeit unter der Willkür des Geldſyſtems.

Der Tod, den ſie uns ſterben machen, iſt der langſame Tod der Erſchöpfung und Entbehrung, und das Elend, das wir dulden, iſt das Elend der Knechtſchaft unter dem Hohngelächter übermütiger Herren.

Und das ſollen Landsleute ſein? Blutegel ſind es, fremde Tyrannen, die unſer Land geſtohlen haben, ob durch Liſt oder Gewalt, das iſt gleich. Das ſind keine Landsleute, dieſe falſchen Patrioten, die ſind uns fremder als der Koſak und der Franzoſe.

Fremd ſind ſie unſern häuslichen Familienzirkeln, fremd unſern Mühen und Arbeiten, die ſie nicht teilen.

Fremd ſind ſie unſerm Glauben, den ſie heucheln und verſpotten, fremd und feindſelig unſerer Hoffnung und unſerer Liebe.

Fremd ſind ſie unſerm Fleiß, denn ſie ſind Müßiggänger; fremd ſind ſie unſerer Entbehrung, denn ſie ſind Verſchwender.

Fremd ſind ſie allem, was uns notwendig, uns nützlich iſt, fremder und feindſeliger als der Kalmuck und der Franzoſe.

Fremd ſind ſie unſern Sitten, fremd werden ſie ſogar unſerer Sprache; fremd ſind und werden ſie allem, was uns lieb und wert iſt. Alſo, wenn das Vaterland frei werden ſoll, hinaus mit den Fremden.

Was! — könnten ſie uns hier antworten — wer iſt Fremder, doch wohl nicht wir! denn unſer gehört das Land, ihr aber ſeid da, es zu bebauen und zu verteidigen. Eure Ahnen waren gemachte fremde Sklaven, ſpäter wurden ſie Leibeigene, und noch ſpäter ließen wir ſie frei und ſie wurden, was ſie jetzt ſind, Bauern oder Handwerker.

Gut, mag ſein, ſo iſt immer der Schluß, daß wir uns einander fremd ſind, daß unſere Intereſſen einander ſchroff gegenüberſtehen, und daß wir darum bald an etwas anderes denken werden, als an die Verteidigung *eures* Wohlſtandes und unſeres Elends, welchen Zuſtand ihr Vaterland nennt.

Damals verteidigten die Völker das Land ihrer Väter ſelbſt und brauchten keine Sklaven dazu, weil ſie ſich fürchteten, dieſelben möchten die Waffen gegen ihre Unterdrücker kehren; heute haben ſie es in der Kunſt zu zähmen ſchon ſo weit gebracht, daß die Großen, Reichen und Mächtigen, wenn ſie ein Intereſſe zu verfechten haben, ihre Herden Sklaven gegeneinander ſchicken und ſich zu Hunderttauſenden abwürgen laſſen, ohne daß es denſelben einfiele, einen nützlichen Gebrauch von den ihnen anvertrauten Waffen zu machen.

Wie man einen jungen Hund abrichten kann, auf ein gewiſſes oft ganz unbedeutendes Zeichen in Wut zu geraten, ebenſo den Menſchen. Eine Nationalfarbe, ein Wappen, ein Fürſtenname dienen oft dazu, ganze Völker auszuſaugen und blutgierig gegen einander zu hetzen.

Alle Vorurteile und Leidenſchaften des großen Haufens werden aufgeregt, um ihn im Namen der Vaterlandsliebe und der Nationalität zu einer willenloſen Maſchine zu formen, welche die Eitelkeit und Herrſchſucht dann mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit regieren kann. Da ziehen ſie denn hin zu Hunderttauſenden gegen den vermeintlichen fremden Feind, welcher auch nichts anderes iſt als eine lebendige willenloſe Maſchine, aus Arbeitern beſtehend, die man mit Liſt und Gewalt vom Pflug und aus der Werkſtatt geriſſen, um mit ihnen ein blutiges Drama zu ſpielen.

Während der Zeit ſitzen die Herren hinter beiden ſich in wilder Leidenſchaft feindſelig zerſtörenden Heeren und raffen alle im Lande aufzutreibenden Jugendkräfte, alle mit ſo vielem Fleiß aufgeſpeicherten Schätze zuſammen, um das Feuer des Krieges immer wilder anzuſchüren und immer mehr Materialien zu ſeiner Nahrung herbeizuſchaffen.

Das Vaterland iſt in Gefahr! ſchreien ſie. Das wiſſen wir leider nur zu gut, ſeit ihr es unverſchämterweiſe zu eurem ausſchließlichen Eigentum gemacht. Die Ehre iſt in Gefahr! — Was, die Ehre! Nun, da könnt ihr ja bald abhelfen, wenn es euch damit Ernſt iſt; die unſere iſt ſchon lange in Gefahr; ſeit man dieſelbe in die Hände des Eigennutzes überlieferte; ſeit man das Eigentum, die Erbſchaft und das Geld erfunden; ſeit man die vielen Geſetze machte und die vielen Gefängniſſe, Zucht- und Armenhäuſer baute. Die Religion iſt in Gefahr! — Puh! Puh! — Wem wollt ihr denn das heute noch weiß machen? Unſer Eigentum iſt in Gefahr! Deſto beſſer, da

wißt ihr doch, wie es einem zu Mute iſt, der gar keines hat. Deſto beſſer! dann haben wir wieder Hoffnung, euch zur Einſicht zu bringen und wieder Freunde zu werden.

Nun, ſeht ihr wohl, ihr mögt nun künftig ſchreien: das Eigentum, die Ehre, die Religion, das Vaterland uſw. iſt in Gefahr, dies alles darf uns nicht aus dem Konzept bringen. Dieſes alles kann gar nicht fürchterlicher für uns in Gefahr ſein, als es jetzt iſt. Bei uns iſt aber noch viel mehr und zwar ſchon jetzt in Gefahr, von dem ihr keine Silbe ſagt. Zum Beiſpiel:

Unſer Lohn iſt in Gefahr! denn ihr verwünſchten Geldmakler mäkelt immer daran herum, brecht immer davon ab und ſteigert dabei die Lebensmittel immer mehr und mehr.

Unſere Geſundheit iſt in Gefahr! denn ihr laßt uns zu lange, viel zu lange arbeiten, man wird ja vor lauter Arbeit ſeines Lebens nicht froh. Das geht von der Arbeit ins Bett und vom Bett an die Arbeit, ſtatt ſolch ein Sklavenleben lieber gar tot ſein, da verlören wir nicht viel.

Das Leben unſerer kleinen Kinder, die wir nicht gehörig pflegen können, weil wir die Mittel nicht dazu haben, iſt in Gefahr!

Das Leben unſerer alten Väter und Mütter, die nicht mehr arbeiten und denen wir nicht hinreichend genug helfen können, iſt in Gefahr!

Die Zukunft unſerer Jugend, die wir nicht genug aufklären können, weil wir nicht Zeit und Mittel dazu haben, iſt in Gefahr!

Alles, mit einem Worte, alles iſt in Gefahr, worauf ihr den giftigen Baſiliskenblick richtet, wonach ihr die unreine unerſättliche Hand ſtrecket.

Da brauchts keines auswärtigen Feindes, um uns in den Harniſch zu bringen, der innere hat ſich frech und feſt genug eingeniſtet. Auf den äußeren Feind macht man uns aber jedesmal aufmerkſam, wenn wir den inneren wittern. Taſchenſpielerfaxen! als wenn wir nicht wüßten, daß der ebenſo von ſeinen Herren in den April geſchickt wird als wir, während in unſerm wie in ſeinem Rücken die wahren Feinde, die Zeitungen in der Hand, ſich über den Erfolg der angeſtifteten blutigen Hetze freuen.

So lange die Geſellſchaft in Ungleichheit lebt, ſo lange ein Volk aus Herren und Knechten beſteht, ſo lange iſt es auch völlig gleich, wer die Herrſchaft ausübt, ob Hinz oder Kunz, ob Napoleon, Friedrich Wilhelm oder Nikolaus, wir Arbeiter

müſſen unter dem einen Herrſcher ebenſo den Eſel machen wie unter dem andern. Auf uns packen alle Stände der Geſellſchaft, der einheimiſche Herr wie der fremde, die unerträglichen Laſten. Sie denken, wir haben viel Geduld und Ausdauer und können deshalb auch viel tragen. Ob uns des Nachbars Katzen die Fiſche freſſen oder die eigenen, des Nachbars Katzen auf die Straße hinaus verfolgen und die eigenen in der Küche laſſen, das wäre des Auslachens wert. So haben wirs aber bisher oft gemacht.

Des Nachbars Katzen haben wir hinausgejagt und die Hauskatzen freſſen laſſen.

Ein fremder Feind iſt weit weniger zu fürchten als wie ein einheimiſcher; ebenſo ein fremder Dieb weniger als ein Hausdieb. Wenn ganz Deutſchland von ruſſiſchen Koſaken und franzöſiſchen Gendarmen beſetzt wäre, dann ſollte einer einmal den Jubel ſehen, wie ſchnell wir die los werden würden; weil uns dann in der Bekämpfung derſelben die Vorurteile des jetzt noch wirkſamen Nationalhaſſes zu Hülfe kämen. Der jetzige Feind aber, der unſere Sprache ſpricht, der ſich durch unſere Landsleute beſchützen läßt, und der ſich vor den Leuten den Schein der Gerechtigkeit gibt, welcher durch die Gewohnheit geheiligt iſt, dieſer iſt ſchwerer zu vertreiben.

Jetzt haben wir kein Vaterland; wir werden nur dann eines haben, wenn die Geſellſchaft für den Unterhalt aller ihrer Glieder auf gleiche Weiſe ſorgt. So ein Vaterland lobe ich mir, für das ſtirbt und kämpft ſichs gern, nicht aber für unſere großen Zwangsarbeitsanſtalten, die man Königreiche nennt, worin der Zuchtmeiſter Szepter und Krone, die Verwalter und Aufſeher Degen, Sporen und Orden, und die Zuchtknechte Waffen, Ketten, Ruten und Stricke tragen. Das ſind keine Landsleute das! Das iſt kein Vaterland, dieſes Zuchthaus; das iſt kein Volk, dieſe geknechteten verachteten Scharen.

Werft dieſe Mauern nieder, verbannt dieſe Auszeichnungen der Herrſchſucht und der Unterwürfigkeit, vertilgt dieſe Werkzeuge der Furcht, der Strafe und des Zwanges; macht, daß man den Glücklichen nicht mehr vom Unglücklichen, den Verbrecher nicht mehr vom Richter und den Henker nicht mehr vom armen Sünder unterſcheide.

Die Natur hatte uns allen ein Paradies geſchaffen, was habt ihr nötig, für euch einen Himmel, für uns eine Hölle daraus zu machen.

Wozu dieſe Komödie von hoch und niedrig, von arm und reich, von Arbeit und Müßiggang. Reißt dieſes Werk der Torheit und des Unſinns nieder! Es war ſo ſchön, das entſchwundene Paradies, und hatte Raum für alle, war ſchöner als euer Himmel und nicht mit dem Fluch der Hölle beladen. Laßt uns verſuchen, es wieder herzuſtellen, damit nicht einige, ſondern alle ein Vaterland haben. Ein Vaterland, das keine Hölle und kein Zuchthaus iſt, wie das, was ihr ſo nennt; ein Vaterland, das der Mühe wert iſt, für ſeine Verteidigung Blut und Leben zu wagen.

Was liegt den Züchtlingen daran, ob dieſer oder jener Zuchtmeiſter regiert, ob dieſe oder jene Söldnerſchaar die Wachen beziehe; ſo lange ſie die Ausſicht haben, im Zuchthauſe bleiben zu müſſen, ſo lange intereſſiert ſie der Wechſel nicht; kommt aber jemand in der Abſicht, die Tore ihrer Kerker zu öffnen und ihre Feſſeln zu löſen, und gerät er dieſerhalb mit Wachen und Zuchtmeiſter in einen Kampf, dem fliegen die Züchtlinge zu Hilfe, das iſt ihr Mann, und ſollten auch Hunde und Wölfe ſeine Kampfgenoſſen ſein.

Nenne mir nur jemand einen einzigen Nutzen, eine einzige Wohltat, welche die Geſellſchaft dem Begriff Vaterland zu danken hat! Ich finde nicht den geringſten, der Nachteile aber wohl die Menge.

Schon dieſe Grenzenabſtechung, dieſe gezwungene unnatürliche Trennung des Menſchen von dem Menſchen, wie wahnſinnig, wie unverſtändig und lächerlich iſt ſie nicht! Denken wir uns, die ganze Schöpfung ſei ein großer Garten, der Schöpfer ſei der Gärtner und die ganze Menſchheit ſei ein Ameiſenhaufen. Würde nun der Gärtner es nicht im allgemeinen höchſt unſinnig und für ihn beſonders höchſt wunderlich und ſpaßhaft finden, wenn er ſehen würde, wie die Ameiſen den ganzen Garten in verſchiedene Grenzen geteilt hätten, um deren Erweiterung und Verengerung ſie ſich zu tot biſſen? Wer weiß, ob nicht auch unſer törichtes Treiben von einem vollkommneren Weſen beobachtet wird, ohne daß wir davon etwas gewahr werden. Ob denn uns das nicht auch für dumme Tiere halten muß, wenn es ſieht, wie wir wegen einer Scholle Erde, die wir nicht verlieren und nicht bekommen, einander abwürgen, und wie dem, der gut gewürgt hat, gefärbte Seidenraupenfaſern auf die Bruſt geheftet werden. Wenn es ſieht, wie wir, obgleich alle mit denſelben Sprachorganen

verſehen, trotz alles Fleißes und aller Mühe, die wir uns geben, um dieſe Organe auszubilden, dennoch einander nicht verſtehen, und noch obenein alles zu bekämpfen und zu verhindern ſuchen, was geeignet iſt, dieſer Verwirrung vom babyloniſchen Turm allmählich ein Ziel zu ſetzen.

Das beſte Mittel, den ewigen Grenzſtreitigkeiten ein Ende zu machen, iſt, ſie ganz aufzuheben! Die Grenzen ſind noch einer der vielen von Generation zu Generation vererbten Irrtümer; ebenſo die vielen Sprachen. Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt nichts Heiliges und Schönes und ebenſo wenig etwas Nützliches, ſie iſt dem Fortſchritte in den Wiſſenſchaften ein mächtiges Hindernis.

Fragen wir uns nun: wie ſind die verſchiedenen Sprachen entſtanden; hat ſie die Natur geſchaffen, oder ſind ſie eine Erfindung des Menſchen?

Die Natur gab allen Menſchen dieſelben Sprachorgane, die können ſie nach ihren Bedürfniſſen ausbilden; ſie haben alſo doch von der Natur aus alle die Fähigkeit, ein und dieſelbe Sprache zu erlernen. Ebenſo ſchuf die Natur auch dem Menſchen die Hände zur Arbeit, ſie beſtimmte nicht, daß dieſe oder jene Hand nur dieſe oder jene Arbeit machen, dieſes oder jenes Volk eine von den andern verſchiedene eigene Sprache ſprechen ſollte; ſie ließ jedem die Freiheit, die Mittel, die ſie ihm zum arbeiten und ſprechen gegeben, nach ſeinen Bedürfniſſen anzuwenden. Damit es nun dem Menſchen auf dieſer ſchönen Erde nicht langweile, gab ſie ihm die Fähigkeit, ſich zu vervollkommnen; ſie wollte ihn alſo nicht zwingen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer dieſelben Arbeiten zu machen; noch hat ſie ihm zum Geſetz gemacht, ſeine Sprachorgane in den verſchiedenen Gegenden auf verſchiedene Weiſe auszubilden, und ſo dem Zweck derſelben, ſich zu verſtändigen, für den ſie auf der einen Seite ſo viel Mühe verwenden, auf der anderen Seite geradezu entgegenzuarbeiten. Nein! Sein ganzes Weſen iſt für den Fortſchritt und für immer größere Vervollkommnung geſchaffen; nichts ſoll und darf ihm heilig ſein, was dieſer Vervollkommnung entgegen iſt. Am wenigſten hat die Natur gleichſam über die Oberfläche der Erde eine Landkarte gemalt und geſagt: ſo! dahier ſprecht ihr deutſch, hier franzöſiſch, da ruſſiſch, hier kauderwälſch uſw. Wenn das dennoch ſo iſt, ſo iſt das eben wie noch ſo manches andere ein verjährtes Übel. Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt

eine Wirkung der Vereinzelung. Die verſchiedenen Familien hatten ſich in verſchiedene Gegenden begeben, wo aus jeder derſelben getrennt von der andern ein Volk wurde. Als ſie ſpäter infolge ihrer ſtarken Vermehrung häufiger miteinander verkehrten, verſtanden ſie ſich nicht mehr, denn jedes Völkchen hatte während der Trennung ſeine Hände und Sprachwerkzeuge auf eine eigene Weiſe eingeübt. Eben darum, weil ſich jedes Volk allmählich während der Trennung an eine verſchiedene Sprache, verſchiedene Sitten und Intereſſen gewöhnt hatte, eben darum, weil ſie ſich nicht mehr verſtanden, bekämpften, erwürgten und verfolgten ſie ſich.

Die Verſchiedenheiten der Sprachen und der zur Lüge gewordenen Vaterländer, können heute wie immer nur dazu dienen, in der Geſellſchaft den blinden Völkerhaß zu nähren, darum ſoll der Menſchenfreund ſich auch nicht ſcheuen, dieſes dumme Vorurteil der Vaterlandsliebe und der Nationalität in den Staub zu treten.

Laßt immerhin den Unverſtand ſich mit dieſen Irrtümern brüſten und für die Erhaltung derſelben das Feuer der Leidenſchaften ſchüren, ſie werden doch am Ende dem Fortſchritt nicht widerſtehen, welcher durch immer neue Erfindungen die Aufhebung der alten Übel immer notwendiger machen wird.

Wenn wir heute auf eine Inſel von jeder Nation einige Kinder verſetzten, und dieſe ſich darauf ernähren könnten, ſo würden wir binnen 50 Jahren darauf ein ganz eigenes Völkchen mit einer ganz eigenen Sprache finden. Ebenſo: wenn es möglich wäre, die 33 deutſchen Bundesſtaaten Jahrhunderte lang durch hohe Wälle, Gräben und Mauern und ununterbrochenen Krieg zu trennen, ſo würde durch die lange Trennung es dahin kommen, daß ſich aus den verſchiedenen Dialekten der verſchiedenen kleinen Staaten ebenſo viele verſchiedene Sprachen bildeten.

Bedenken wir nur, wieviel Zeit durch das Erlernen der vielen Sprachen verloren geht! Was könnte ſtatt deſſen nicht Nützliches gelehrt und gelernt werden! Welche unangenehme Lage, ſich in einem fremden Lande zu befinden und der Unkenntnis der Sprache wegen den einzelnen, ſowie das ganze Volk ſamt ſeinen Sitten und Gebräuchen, erſt einige Jahre ſpäter kennen zu lernen, als dies der Fall wäre, wenn man ſich verſtände!! —

Ein paar auf die Erlernung von Sprachen verwandte Jahre iſt viel Zeit im menſchlichen Leben. Wozu dieſer unnütze Zeitverluſt?

Angenommen, daß die Erziehung immer mehr vervollkommnet wird und in der Folge jeder Zeit und Mittel hat, soviel fremde Sprachen zu erlernen, als er will. Aber wozu denn dieser Zeitverlust?

Nehmen wir an, ein Individuum brauchte im Durchschnitt nur sechs Monat zur Erlernung einer Sprache, und lernte auch nur eine einzige neben seiner Muttersprache, so wären für Europa in jedem Zeitraum von dreißig Jahren die Kräfte einer unnützen Studierzeit von hundert Millionen Jahre verloren. Alle die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen haben mit den Sprachen nur eine kostbare Zeit zu verlieren. Wenn man mit einer Sprache dasselbe Resultat mit tausendfachem Nutzen erreichen kann, warum soll man es denn nicht anwenden?

Leibnitz hatte schon diese Idee, viele nach ihm haben sie wieder aufgenommen, aber sie ist nur im Prinzip der Gemeinschaft möglich und ist nicht mit Gewalt einzuführen, auch nicht auf einmal; jedoch ist nichts leichter und augenscheinlicher, als die Möglichkeit einer Weltsprache im Prinzip der Gemeinschaft.

In diesem Prinzip ist die Ausführung jeder großartigen Idee möglich. Die Ausrottung verheerender Krankheiten, schädlicher Insekten, die Veredlung, Kräftigung und Verschönerung des menschlichen Körpers, die Verhütung von Mangel, Überschwemmung und einer Menge anderer Übel ist nur allein in der Gemeinschaft möglich. Schon darum, weil alle bekannte Sprachen große Unvollkommenheiten an sich haben, ist es notwendig, eine ganz neue, schöne, wohlklingende, vollkommene Sprache zu erfinden. Und wenn die Erfindung derselben möglich ist, warum sollte die Anwendung derselben nicht möglich sein? Ohne das Prinzip der Gemeinschaft ist diese freilich nicht möglich.

Nein! Die Begriffe Sprachen, Grenzen und Vaterland sind der Menschheit so wenig notwendig, als alle bestehenden religiösen Dogmen. Alle diese Begriffe sind verjährte Überlieferungen, deren Nachteil immer fühlbarer wird, je länger sie bestehen.

Allerdings kann die gesellschaftliche Organisation sämtlicher Erdbewohner nicht bis in ihre kleinsten Einzelheiten über einen Leisten geschlagen werden; das ist auch weder nötig noch angenehm. Es wird immer verschiedene Eigentümlichkeiten geben, dieselben können aber recht gut zum Wohle aller Erdbewohner

in eine ſchöne Harmonie gebracht werden, und dieſe Harmonie, weit entfernt, dadurch geſtört zu werden, kann im Gegenteil gerade durch verſchiedene Eigentümlichkeiten ſehr gefördert werden.

Wenn man behauptet, ein jedes Volk habe ſeine Eigentümlichkeiten für ſich, ſo iſt dies ein gewaltiger Irrtum, nur bei ſehr wenigen Völkern iſt dies der Fall, und bei dieſen wenigen ſind die Eigentümlichkeiten nur eine Folge des bei ihnen herrſchenden Syſtems des Stillſtandes, welcher dem Fortſchritte nicht erlaubt, die alten Gewohnheiten und Sitten zu ändern.

So ſagt man, die Franzoſen haben einen unruhigen, leichtfertigen und eroberungsſüchtigen Charakter. Seit wann haben ſie den, und woher kommt das? Kommt das etwa von dem in Frankreich herrſchenden Klima her? Iſt der Charakter aller Franzoſen, ohne Ausnahme, eroberungsſüchtig, unruhig und leichtfertig? Wenn es vom Klima herkommt, ſo müßten doch die Einwohner Oberöſterreichs auch dieſelbe Eroberungsſucht haben. Oder macht der verſchiedene Boden den Unterſchied; dann müßte der Franzoſe im Auslande ſeinen Charakter mit der Zeit verlieren. Die Geſinnung der franzöſiſchen Auswanderer, die hartnäckig in Deutſchland ſeit der Zeit Friedrich des Zweiten auf Kind und Kindes Kinder fortfahren, ihren Gottesdienſt in franzöſiſcher Sprache zu halten, ſpricht eben nicht zugunſten dieſer Behauptung.

Wenn die Franzoſen eroberungsſüchtig ſind, ſo waren ſie es wenigſtens nicht immer. Die Geſchichte, die ſie ſeit Ludwig dem Vierzehnten durchgemacht haben, die ruhmvollen Tage der Republik, des Kaiſerreichs und der Revolution von 1830 machten ſie eroberungsſüchtig, unruhig und leichtfertig; wenn wir Deutſche einmal ſolche Geſchichten durchgemacht haben, können wir es auch werden. Ich glaube, wir trügen die Naſe noch höher als die Franzoſen, wenn wir einen deutſchen Napoleon in der neueſten Zeit aufzuweiſen hätten; wenn wir eine deutſche Revolution wie die von 1792 durchgemacht hätten. Wir haben ſchon jetzt im tiefſten Frieden und trotz unſerer ſogenannten Erniedrigung der politiſchen Schreihälſe genug, die ſich aufblaſen, um den vermeintlichen Rhein-Eroberern beim Bierkruge eine Fauſt in der Hoſentaſche zu machen.

Wäre aber auch wirklich bei allen Franzoſen dieſe Eroberungsſucht zur Spezialität geworden, und gäbe es außer in Frankreich ſonſt auf dem ganzen Erdenrund keinen eroberungs-

ſüchtigen Menſchen weiter, ſo könnte dieſe Eigentümlichkeit ebenſo gut wieder verloren gehen, wie ſie gekommen iſt. Die Franzoſen dürften nur noch einige Jahrzehnte unter dem Syſtem Louis Philipps leben und der bitteren Erfahrungen von 1815 noch einige machen, ſo würde ſich der Enthuſiasmus der Eroberung wohl abkühlen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß man uns ein eroberungsſüchtiges Volk genannt habe; die Philiſter der Politik ärgern ſich auch darüber und werfen uns vor, zu viel Weltbürger zu ſein.

Seien wir ſtolz, wenn dem ſo iſt, dann haben wir auch eine Zukunft; der alte Miſt der Trennung und Vereinzelung, der Begriff der Verſchiedenheiten, des Vaterlandes, der Sprachen und der Grenzen wird keine haben.

Man laut uns ſo oft vor: jedes Volk habe ſeine Eigentümlichkeiten. Nun leugne ich die Eigentümlichkeiten nicht, allein ich behaupte, daß jede Eigentümlichkeit, die ein Volk vor dem andern hat, kein Werk der Natur, ſondern ein Werk des Zufalls, der Gewohnheiten, der Geſchichte, der Sitten eines Volkes iſt. Dieſe aber ſind veränderlich und nicht bleibend. Scheinbar bleibend können ſie nur ſein durch ein Syſtem des Stillſtandes, mittels welchem der Deſpotismus der dickmächtigen alten Zöpfe jede neue Idee des Fortſchritts von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verdrängen ſucht.

Wenn es außerdem natürliche Eigentümlichkeiten gibt, ſo beſchränken ſich dieſe nicht auf die Grenzen, die einem Volke durch die Willkür, das Glück, die Macht und Liſt ſeiner Beherrſcher gezogen worden ſind.

Wenn dem ſo wäre, ſo müßten ſich die Charaktere der Nationen an allen Grenzen in zwei ſchroffe Hälften ſchneiden. Welche Abgeſchmacktheit! Und ſolchen Miſt verarbeiten unſere heutigen Politiker! Das iſt die Weisheit, die ſie von den hohen Schulen mit in die Welt bringen; das iſt die Zwiebel, die ſie ſich in die Augen reiben, wenn ſie ihren Magen und Beutel auf Unkoſten des Vaterlandes verdient machen wollen.

Welche Eigentümlichkeit kann man mir z. B. nennen, die allein dem deutſchen Volke und ſonſt keinem angehört? Nicht einmal von der Sprache kann man dies ſagen; dieſe iſt nur ſehr wenigen Völkern eigentümlich. Wenn es nun aber Eigentümlichkeiten bei den Völkern gibt und zwar ſolche, die jedes Volk für ſich allein und kein anderes außer ihm beſitzt, ſo muß

doch wohl die Sprache die erſte und wichtigſte dieſer Eigentümlichkeiten ſein. Nun und nicht einmal dieſe iſt weder bei den Deutſchen noch Franzoſen und Engländern etwas Eigentümliches. Sprechen in der Schweiz und Frankreich, in Altpreußen, Rußland, Böhmen, Ungarn, Polen und Amerika nicht ganze Völkerſchaften deutſch? Spricht man in einigen Kantonen der Schweiz, in Savoyen, Belgien, auf Haiti, in Louiſiana und Kanada nicht franzöſiſch? Auf was reduziert ſich denn da dieſe Eigentümlichkeit der Sprache und was ſchadet es denn, daß ſie nicht ganz eigentümlich iſt?

Daß das Klima auf den Charakter des Menſchen einwirkt, daß es auf die Verſchiedenheit der Nahrung, Wohnung und Kleidung ſowie auf die Entwickelung der Begierden und Fähigkeiten einen großen Einfluß übt, iſt gewiß, und daß es dieſen immer üben wird, ſehr wahrſcheinlich; das Klima hat aber mit den Begriffen von Volk und Vaterland gar nichts gemein.

Bei der ſtarken Bevölkerung Europas, bei der Zuſammendrängung der vielen Völker und dem ſtarken Verkehr, durch welchen ſie mit einander in Verbindung kommen, iſt es gar nicht möglich, daß dieſe den neuern Ideen und Erfindungen hinderliche Verſchiedenheit der Grenzen und Sprachen fortbeſtehen kann. Solange man von einander getrennt leben konnte und mußte, ging das, jetzt aber, ſeit der Erfindung der Eiſenbahnen, wird die Schädlichkeit und der Nachteil obiger Begriffe ſchon fühlbarer. Wenn in 50 Jahren ein Netz von Eiſenbahnen ganz Europa überzieht, meint man denn, die Grenzen und Vaterländer würden nicht dem beſchränkteſten Kopf zum Ekel und zum Hindernis werden? Meint man denn, man wird alsdann nicht einſehen, daß es doch recht unangenehm iſt, in ein paar Tagen ganz Europa durchziehen, ohne ſich mit den vielen verſchiedenen Völkern verſtändigen zu können? Die Eiſenbahnen ganz allein werden die Menſchen auf die Notwendigkeit aufmerkſam machen, eine Weltſprache einzuführen, der Möglichkeit der Vervollkommnung der Luftſchiffahrt gar nicht zu gedenken. Und gibt es einen Gelehrten, der dieſe Möglichkeit beſtreiten kann? Und wenn man dies in Ausſicht ſtellen muß, wird es denn alsdann nicht klar, daß eine einzige Sprache bei unſern bedeutenden Fortſchritten in den Wiſſenſchaften ganz notwendig wird? — Machen wir uns darum nicht lächerlich, nehmen wir nicht immer den Bobomann der fremden Eroberungsſucht in die Hand. Den Fremden wollte ich ſehen, der imſtande wäre,

ein Volk zu unterdrücken, das für die wahre Freiheit begeistert ist. Solange aber als wir mit der Freiheit eine Komödie spielen, sie mit bunten Nationalfarben übertünchen und sie in Grenzen einsperren, solange deutsche Sklaven für die Freiheit deutscher Herren streiten, solange sind wir ihrer nicht wert. Die Freiheit aller oder nichts! Diese aber läßt sich nicht zwischen Grenzen einsperren, welche die Eroberungssucht und die Trennung des Menschen von dem Menschen gemacht haben.

Zwölftes Kapitel.

Geld- und Waren-Krämerei.

Wohin wir heute in den Straßen die Blicke richten, beinahe in jedem Hause hat im Erdgeschoß ein Krämer sein Nest gebaut, und mit den Produkten der Arbeiten anderer aufgespeichert. Welch eine Menge rüstiger Menschen sich den ganzen Tag in den Magazinen und Kneipen, auf den Stühlen und Absätzen herumdrehen, und eine schöne Zeit verlieren, die so nützlich für das Wohl der Gesellschaft angewendet werden könnte! Das heißt nun auch arbeiten! fragt sie einmal, ob sie nicht arbeiten. Freilich hat diese Art von Beschäftigung auch sein unangenehmes, denn ich glaube, daß mancher Handwerker sich bei seiner Arbeit weniger langweilt als ein Ladendiener, der weniger sich abmüht, dabei aber mehr an seinen Herrn gebunden ist als der Arbeiter.

Zugegeben also, daß nach der Ansicht der Krämer die Krämerei und Kneiperei auch ein Geschäft ist, so wird man doch leicht einsehen, daß es ein meist unnützes Geschäft ist, das wir im Zustande der Gemeinschaft, bis auf den zehnten Teil der damit Beschäftigten reduzieren können.

Manchmal, wenn ich durch die Straßen unserer großen Städte schlenderte, und die prachtvoll geschmückten, mit den Produkten der Natur und Kunst aufgespeicherten Magazine sah, dachte ich oft: was von dem allen kannst du oder ein anderer Arbeiter der Erde wohl dein nennen, wenn das Jahr herum ist? Nicht den hundertsten Teil. Von gar vielen Luxusartikeln wüßte unsereiner gar nicht einmal Gebrauch zu machen, so sehr haben sich die Produkte der Arbeit vermehrt, welche die Verfeinerung der Genüsse des Lebens erfunden hat, und täglich noch erfindet.

Welche ungeheure Arbeitszeit erfordern nicht alle diese Produkte im Vergleich zu denen, welche dem Arbeiter für

ſeine Lebensbedürfniſſe zugänglich ſind! Dem, der da arbeitet, das geringſte von den Produkten der Arbeit, den übrigen das ſchönſte und beſte; das iſt im Zuſtande der Ungleichheit nicht anders.

Welche Verſchwendung von Zeit und Materialien für die Einrichtung der vielen Magazine mit ihren Auslagekaſten, Kontors u. dgl. Mit dem zehnten Teil der Koſten könnte ſich die Geſellſchaft viel ſchönere und bequemere Warenniederlagen und Magazine herrichten, als alle dieſe großen und kleinen Säle, Keller, Böden, Höfe und Boutiquen.

Und nun erſt die Zeit, die darinnen verloren geht! Macht euch einmal den Spaß, und beobachtet auf euren Spaziergängen alles genau, was das Krämervolk den ganzen Tag in ſeinen Läden treibt, und vergleicht damit den Gewinn, den ſie ſich zueignen, ſo wundert es einen wahrlich nicht mehr, daß Chriſtus bei Betrachtung dieſes Unfugs ſo in Zorn geriet, daß er mit Stricken darauf losſchlug und das Eigentum derſelben nicht reſpektierte.

Der eine hat die Hände über die Rocktaſchen gekreuzt, und ſchielt durchs Ladenfenſter, ob ihm keine Kunden vorbeigehen, oder ob ſonſt niemand Miene macht, ihm ins Garn zu gehen; ein anderer lehnt am Kontor, hier wieder einer, der kratzt ſich hinter den Ohren, noch ein anderer fältet an den Stoffen herum. Hier verſtecken, vertuſchen und verſalben die einen ſorgfältig die Mängel ihrer ſchlechten Waren, um ſie den Blicken der Käufer zu verbergen, dort ſchreien ſich andere die Lunge heiſer, um einen mißtrauiſchen Bauer dran zu kriegen und dergl. Wenn ihr an Markt- und Werktagen Zeit habt, ſo geht und macht ſelbſt die Beobachtung; es gibt eine Abwechſelung von Ärgerlichem und Spaßhaftem.

So oft ich meine Beobachtungen machte, ſo fand ich immer die Anzahl der Käufer in den verſchiedenen Magazinen in gar keinem Verhältniſſe zu der Menge Ladenhocker, die es darin gibt.

Ich habe in den Magazinen der Luxusartikel ſehr ſelten Käufer geſehen, und oft mein Erſtaunen geäußert, wie es möglich iſt, den ungeheuren Aufwand und die Koſten zu erſchwingen, die zur Erhaltung ſolcher Etabliſſements und der darin gefütterten Ladenhocker nötig ſind.

Ein zahlreiches empfehlendes Dienſtperſonal gehört gleichſam zum ſogenannten guten Ton. Selbſt wenn der Kaufmann darauf nicht Rückſicht zu nehmen brauchte, ſo kann er doch, um ſein Intereſſe nicht zu gefährden, darin keine Reduktion

vornehmen, weil ſich die Käufer manchmal zu unbeſtimmten Stunden in den Magazinen häufen: denn niemand weiß, ob und wann ein ſolcher Zudrang ſtattfinden wird, weil dies in der heutigen Geſellſchaft alles vom Zufall abhängt. So müſſen für die Möglichkeit eines ſolchen eintretenden Falles eine Menge junger Leute beſoldet werden, die ihre Geſundheit und Kräfte zu etwas Nützlicherem verwenden könnten als zum Schachern und zur Ladenpuppe. Verkehrte Welt, in der wir leben! Dieſe Leutchen müſſen wir nun auch wieder ernähren, dafür, daß ſie uns nichts nützen! Der Krämer ſchüttelt ungläubig den Kopf, wenn ich behaupte, wir armen Teufel müſſen ihn ernähren. Freilich wir! Wer denn ſonſt? Wer hat dir deine Stiefeln, deine Kleider und Möbeln gemacht? Wer die Waren verfertigt, die du verhandelſt? Wer hat das Magazin eingerichtet, das du zum Vorhof des Tempels gemacht haſt? Wer hat das Haus gebaut, das dich logiert? wer das Land, das dich nährt? Du! nicht wahr?

Und was für Dienſte erweiſeſt du der Geſellſchaft als Austauſch für die Wohltaten, die du von ihr empfängſt? Du nimmſt die Waren aus der Hand des armen Arbeiters und gibſt ſie in die Hand des reichen Käufers. Das kann ein Kind und ein Greis auch, dazu braucht es keine große Geſchicklichkeit, Kräfte und Studien.

Dieſes Geſchäft macht weder deiner Geſchicklichkeit, noch deinen Anlagen und Kräften Ehre; denn du haſt darin keine Gelegenheit, ſie auf eine dem Wohle der Menſchheit nützliche Weiſe anzuwenden. Deine pfiffigen Geld- und Handels-Spekulationen ſind keine nützlichen, ſondern meiſtens ſchädliche Spekulationen für das allgemeine Wohl; wenn ſie nützlich ſind, ſo ſind ſie es für dich und deine Familie, die ſich dadurch zu bereichern gedenkt.

Ein anderes Übel der Krämerei*), ein nicht minder ſchreckliches als die Bereicherung durch Verteuerung der

*) Sehr treffend ſchildert Victor Conſiderant den Unfug des Handels in folgenden Worten: Der Kommerzmann iſt ein Zwiſchenſchieber, welcher die allgemeine Unordnung und die Nichtorganiſation der Induſtrie zu ſeinem eigenen Vorteil benützt. Der Kommerzmann kauft die Produkte, er kauft alles; er iſt Eigentümer und Einpacker von allem, ſo daß er:

1. die Produktion und die Konſumtion unter dem Joch hält, denn beide ſind verpflichtet, ihm entweder Produkte zu ver-

Bedürfniſſe und Verringerung des Arbeitslohnes, iſt die Verfälſchung der Produkte, welche ſich dieſe Klaſſe zuſchulden kommen läßt.

Beſonders die kleinen Krämer ſind in der Kunſt der Verfälſchung erfahren.

Tücher und Stoffe läßt man, um Betrug und Verfälſchung zu erleichtern, in den Fabriken eigens dazu verarbeiten. Hat ein Kaufmann ſeine Kunden an eine gewiſſe Breite des Sammet- oder Seidenſtoffes gewöhnt, ſo läßt er nach und nach immer etwas von der Breite abbrechen. Dasſelbe geht mit den Halstüchern vor, und es heißt darum nicht mit Unrecht: Wer zu Markte geht, nehme die Augen in die Hand.

Eine Menge Artikel läßt man ſo leicht und zerbrechlich machen, als es nur immer möglich iſt dem Auge zu verdecken. Dieſe Gegenſtände verkauft man denn etwas billiger, um die armen Käufer anzuziehen. Dieſe kaufen denn in ihrer Unkenntnis und ſehen nur erſt zu ſpät ein, wenn ſie ſchon einigemal den Schaden davon gehabt haben, daß ſie angeführt worden ſind und beſſer getan hätten, eine gute Ware noch einmal ſo teuer zu bezahlen, als eine ſchlechte um den halben Preis nehmen, die oft nicht den zehnten Teil der Dienſte tut als eine gute.

Und mit den Lebensmitteln, welche Verfälſchungen gehen da vor! Ich habe von einem Bauer gehört, der ſich mit der Milchtaufe in einem Jahr 2000 Frcs. erworben hatte. Wer hat ihm das Waſſer für Milch getrunken? Wir! wer ſonſt? Die Reichen haben Geld, ſich das oberſte herunterſchöpfen zu laſſen.

Mit dem Weinfälſchen haben ſie es gar weit gebracht. Es wird in Paris auf den Barrieren und ſelbſt in der Stadt Wein verkauft, der nichts als gefärbtes zubereitetes Waſſer iſt und beinahe keinen Tropfen Wein enthält.

So geht es mit der Butter, dem Brot, dem Fleiſch und allen Lebensmitteln. Einer, der ſelten etwas kauft, muß faſt

---

langen, die zum Verbrauch reif ſind, oder rohe Produkte, die noch bearbeitet werden müſſen, oder die erſten Materialien dazu.

Der Kommerz mit ſeinen Schleichwegen des Zuſammenſcharrens, ſeinem Steigen und Fallen der Preiſe iſt der zwiſchengeſchobene Eigentümer aller Objekte; er erpreßt rechts und links, und macht der Konſumtion und Produktion, von welcher er in einer guten Organiſation nur der untergeordnete Diener ſein ſollte, ein hartes Geſetz.

immer seine Waren teurer zahlen, als ein anderer, der das Handeln schon getrieben ist, und mehr Geld und Warenkenntnis, sowie mehr Übung im Handeln erlangt hat.

Der Reiche hat den Vorteil, alles im großen einkaufen zu können, ebenso der Wohlhabende; der Arbeiter und der Arme aber müssen es sich erst aus der dritten und vierten Hand verschaffen, wo es ihnen dann doppelt und dreifach teurer zu stehen kommt als dem Reichen, und noch obenein meistens verfälscht ist; während der Reiche der Verfälschung nicht so ausgesetzt ist, weil er die Mittel hat, bar zu bezahlen, und gut und viel zu kaufen.

Im heutigen Systeme der Ungleichheit wird es dem Kaufmann möglich, sich das Ansehen zu geben, als belebe er durch seinen Spekulationsgeist Handel und Gewerbe und verschaffe auf diese Weise zahlreichen Individuen Arbeit und Brot, und verdiene somit ihren Dank. Dieses Vorurteil hat sich so ins Volk eingefressen, daß man ihm überall begegnet.

---

2. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch den ungeheuren Gewinn, den er von dem Produzenten und Konsumenten erhebt, Gewinn, der ganz außer Verhältnis mit seinen Diensten ist, welche der zwanzigste Teil seiner Agenten genugsam leisten könnte. Diese überflüssigen Agenten sind darum, weil sie der nützlichen Produktion entrissen sind, noch eine andere Bestehlung des gesellschaftlichen Körpers. Auf diese Weise bestiehlt er die Gesellschaft, indem er einen zu großen Teil der Reichtümer für sich nimmt, und indem er der fruchtbaren Arbeit eine Menge nützlicher Glieder entwendet, die er zu Agenten verwendet, und welche dazu zurückkehren würden, sobald eine vernünftige Organisation des Kommerzes dem heutigen Zustand der Dinge Platz machen würde.

3. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die Verfälschung der Produkte, Verfälschung, die in unsern Tagen mit einer Wut betrieben wird, die weit über alle Grenzen geht. Wahrlich, wenn heute in einer Stadt 100 Krämer etabliert sind, in welcher es früher nicht mehr hatte als 20, so braucht man in dieser Stadt doch nicht mehr Krämerwaren als früher. Alle diese Krämer entziehen sich einander den Gewinn, und die Wirkung der Konkurrenz zwingt sie, sich wieder zum Nachteil der Konsumenten zu entschädigen, entweder durch eine allgemeine Erhöhung des Preises, was sehr oft geschieht, oder durch die Verschlechterung der Produkte, was sonst immer stattfindet. In einem solchen Zustand der Dinge gibt es weder Gesetze noch Glauben: die schlechten und verdorbenen Waren sind jedesmal für gute ver-

Ja, heißt es oft: „Der Handel und der Kommerz gehen gar nicht, darum iſt auch das Elend ſo groß.“ Dem iſt aber nicht ſo, ſondern: Je größer im Zuſtande der Ungleichheit der Handel und Kommerz ſind, deſto größer iſt auch das Elend der arbeitenden Klaſſen. Seht auf England; welches Land weiſt wohl eine größere Gewerbs- und Handelstätigkeit auf, aber in welchem Lande iſt auch das Elend ſo groß, als gerade da; und warum? Eben weil der ſtarke Handel und Kommerz geeignet ſind, die Reichtümer immer mehr anzuhäufen, und auf dieſe Weiſe den Müßiggang und die Verſchwendung immer mehr und mehr zu vermehren und zum Nachteil der arbeitenden Klaſſen, welche dieſen Reichtum geſchaffen haben, zu begünſtigen.

In den Ländern und Städten, wo der Handel und der Kommerz am beſten gehen und am größten betrieben werden, findet man auch die meiſten reichen Leute, und eben in den Ländern, wo es die meiſten reichen Leute gibt, gibt es auch wieder die meiſten armen; denn dies iſt voneinander unzertrennlich.

---

kauft, wenn der einfältige Käufer ſich erwiſchen läßt, weil er nicht die nötigen Kenntniſſe von den Waren hat. Das kaufmänniſche Gewiſſen aber ſchläft ruhig darüber ein, indem es ſich ſagt: — „Ich habe meinen Preis in meinem Magazin, ich zwinge niemanden zu kaufen.“ — Die Verluſte, welche die Konſumtion durch die Fälſchung erleidet, ſind nicht zu berechnen.

4. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch die großen Anhäufungen, in deren Folge eine Menge auf einem Platz angehäufter Waren verderben, weil ſie keinen Abſatz finden. Hören wir hierüber Fourier, der ſelber Kaufmann war:

„Das Grundprinzip aller kommerziellen Syſteme, das Prinzip: „laſſet den Kaufleuten vollkommene Freiheit“, bewilligt ihnen das abſolute Eigentum aller Waren, mit denen ſie handeln; ſie haben dadurch das Recht, ſie dem Umlauf zu entziehen, ſie zu verſtecken, und ſelbſt ſie zu verbrennen, wie es die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft in Amſterdam mehr als einmal gemacht hat, welche öffentlich ganze Magazine von Zimmet verbrennen ließ, um dieſen Artikel zu verteuern: das, was ſie mit dem Zimmet machte, hätte ſie auch mit dem Getreide gemacht, wenn ſie nicht befürchtet hätte, dafür vom Volke geſteinigt zu werden; ſie hätte einen Teil des Getreides verbrannt, um das andere viermal teurer zu verkaufen. Und ſieht man nicht alle Tage in unſern Hafenſtädten Fruchtkörner ins Meer werfen, welche der Negoziant hat verfaulen laſſen, weil er zu lange auf eine Teuerung gewartet hat? ich ſelbſt habe in der Eigenſchaft als Handlungsdiener dieſen niederträchtigen Operationen beigewohnt, und habe eines Tages 20 000

Sehet euch in allen den Ländern um, welche den wenigſten Handel und Kommerz treiben, und ihr werdet finden, daß in denſelben der Luxus nicht auf einen ſo hohen Grad geſchraubt iſt als in andern Ländern; ihr werdet finden, daß es arme und reiche gibt, wie heute überall, aber eine ſo fürchterliche Armut und ein ſo fürchterliches Elend wie in den Handelsſtaaten findet ihr nicht.

Wenn ein ſolcher Handelsſtaat nur klein iſt, und ſich nur ausſchließlich mit dem Handel beſchäftigen kann, und durch ſeine vorteilhafte Lage dazu begünſtigt iſt, ſo hat er allerdings vom Handel Vorteile, weil gleichſam alles Kaufmann, Krämer und Krämergehülfe iſt. Dann müſſen aber wieder andere Nationen darunter leiden, deren Produkte der Arbeit ſolch kleines Handelsvölkchen jahraus, jahrein verſchachert. Unſere Hanſeſtädte ſind ſolche kleine Krämerrepubliken, in denen beinahe alles zu Schiffe geht, tauſcht und krämert auf Unkoſten derer, deren Waren ſie verkrämern, und derer, denen ſie die

---

Zentner Reis in das Meer werfen laſſen, den man mit einem mäßigen Gewinne hätte verkaufen können, wenn der Beſitzer weniger gewinngierig geweſen wäre. Das iſt der geſellſchaftliche Körper, welcher alle dieſe Verluſte tragen muß, die man jeden Tag ſich erneuern ſieht unter dem Schutze des philoſophiſchen Prinzipes: Laſſet die Kaufleute machen."

Der Kommerz beſtiehlt ferner durch die Verluſte, welche durch die Verſtreuung der Produkte in die Tauſende der Magazine der Kleinhändler und durch die Vermehrung des Transports ſtattfinden.

5. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch einen Wucher ohne Maß und Ziel, einen wirklich erſchrecklichen Wucher. Der Kommerziant operiert beſtändig mit einem eingebildeten Kapital, welches ſein wirkliches weit überſteigt. Ein Kommerziant mit einem Vermögen von 30 000 Frcs. wirkt, indem er Billetts ausſtellt, und durch das Verfahren der Revirements und der teilweiſen Zahlungen auf einen Fond von 50—200 000 Frcs.: er zieht alſo doch von ſeinem Kapital, das er nicht hat, wucheriſche Zinſen, die außer Verhältnis mit dem ſind, was er wirklich beſitzt.

6. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch die zahlloſen Bankerotte: denn die Wechſel und Zufälle unſerer induſtriellen Verhältniſſe, die politiſchen Stöße und Verfolgungen aller Art, führen mitunter einen Tag herbei, an welchem der Negoziant, der Billetts ausgeſtellt hat über den wahren Wert ſeines Vermögens, wie wir eben gezeigt haben, nicht mehr ſeine Geſchäfte ins Gleichgewicht bringen kann, und ſein Bankerott, ſei er nun

Waren der andern zuſchicken. Dieſe Völkchen befinden ſich noch nicht ſo unter dem Druck der fürchterlichen Armut, weil die Reichen derſelben mehr mit den Produkten des Auslandes als mit denen des Inlandes ſpekulieren müſſen, weil ſie gleichſam die Handelsgeſchäfte mehrerer Völker in Händen haben; weil die dort fortbeſtehenden Zunftgeſetze das Fabrikweſen und die Gewerbefreiheit nicht begünſtigen und weil überhaupt mit dem Fabrikweſen heute nicht ſo Bedeutendes zu gewinnen iſt als mit dem Handel; weil die Konkurrenz zu groß und der erſte Verſuch immer zu gewagt iſt.

So wie es einzelne gibt, die auf Unkoſten anderer, vermöge ihres Standes oder ihres Gewerbes, eine beſſere Lebensart führen, ſo gibt es auch ganze Völker, die auf Unkoſten der Nachbarvölker im Durchſchnitt beſſer leben und weniger arbeiten; wohlverſtanden, immer mit Ausnahmen einzelner.

Nehmen wir Genf an, welches einen ſtarken Handel mit Uhren hat, die im Lande fabriziert werden. Wer baut den

---

ein abſichtlicher, betrüglicher oder nicht, zieht den Ruin ſeiner zahlreichen Kreditoren nach ſich. Der Bankerott des einen führt den Bankerott des andern herbei, das iſt ein Lauffeuer von Bankerotten, welche ruinieren und verwüſten; und das iſt immer der Produzent und der Konſument, welche darunter leiden müſſen, denn der Kommerz, in Maſſe betrachtet, ſchafft keinen Wert, und ſetzt im Vergleich zu dem geſellſchaftlichen Reichtum, der durch ſeine Hände geht, nur einen ſehr kleinen Wert von dem ſeinigen ein. Aber wie viele Fabriken ſind auch durch ſolche Gegenſtöße zugrunde gegangen! Wie viele Quellen des Reichtums ſind erſchöpft durch dieſe Schliche und Zerſtörungen!

Der Produzent liefert die Waren, der Konſument das Geld, der Kommerz liefert unverſicherte, oder doch nur auf einen ſchwachen, auf einen eingebildeten Wert verſicherte Billetts, und die Glieder des kommerziellen Körpers ſtehen nicht gut, die einen für die andern. Das iſt in wenig Worten die ganze Theorie der Sache.

7. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch die Eigenſchaft, die er hat, nicht eher zu kaufen als zu den Zeiten, wo viel Waren aus den Händen der Arbeiter gehen, und wo dieſe ſich die Konkurrenz machen, weil ſie entweder den Zins für Wohnung und Acker oder die Koſten und den Vorſchuß der Arbeit zu zahlen haben. Wenn die Märkte auf dieſe Weiſe beſtellt ſind und die Preiſe unter dem Wert ſtehen, dann kauft der Kommerz und bewerkſtelligt eine Verteuerung, und durch dieſes einfache Manöver plündert er den Konſumenten und den Produzenten.

Genfern ihre Häuſer? Die Savoyarden. Wer macht ihnen ihre Möbel und Kleider? Die Deutſchen. Die Stoffe zu letzteren liefern ihnen die Franzoſen.

Von den Schreinern, Schuhmachern und Schneidern, die in Paris arbeiten, ſind über die Hälfte Deutſche. Sehr ſonderbar findet man es, wenn man die großen Städte Frankreichs und der Schweiz bereiſt, und faſt nirgends in den Werkſtätten einen Lehrjungen findet. Darum haben auch die Scharen Deutſcher, die alle Jahre in Frankreich einwandern, Hoffnung auf Arbeit und Unterkommen, obgleich es ſchon nicht ſo leicht iſt, ein Unterkommen nach Wunſch zu finden, eben der großen Überzahl von Arbeitern wegen.

Die Pariſer ſind nicht ſo dumm, daß ſie ſich zu einem Geſchäft drängen wie das der Schneider, das ſie zwingt, den ganzen Tag, die Beine kreuzweis untergeſchlagen, in einer verdorbenen Zimmerluft zuzubringen; die verkaufen lieber Schwefelhölzer oder wichſen Stiefeln auf den Gaſſen.

---

8. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch eine beträchtliche Entziehung von Kapitalien, welche der Induſtrie zugute kämen, wenn der Kommerz ſeine untergeordnete Rolle ſpielte und nichts weiter wäre als eine Agentſchaft, welche die geraden Verſendungen zwiſchen einem großen Mittelpunkt der Konſumtion, einer geſellſchaftlichen Gemeinde (commune societaire) und den mehr oder weniger entfernten Produzenten leitete. Alſo die in den Kommerz geſteckten Kapitalien — ſo ſchwach ſie auch im Vergleich zu den ungeheuren Reichtümern ſind, die durch ſeine Hände gleiten — machen nichtsdeſtoweniger ungeheure Summen aus, welche angewendet werden würden, um hervorzubringen, wenn der periodiſche Beſitz, das dazwiſchengeſchobene Eigentumsrecht des Kommerzes, demſelben genommen würde, wenn der Umlauf anders organiſiert wäre. Das Börſenſpiel iſt der höchſte Ausdruck des kommerziellen Laſters.

9. Er beſtiehlt den geſellſchaftlichen Körper durch die Mittel, welche er hat, ſich aller Produkte ſeines eigenen Vorteils wegen zu bemächtigen. Unter der Verteuerung der Materialien, welche der Kommerz zu dem Zweck eine Zeitlang dem Umlauf entzieht, müſſen die Konſumenten leiden, und vor ihnen die Manufakturiſten, welche, um eine Werkſtatt zu erhalten, bedeutende Geldopfer machen müſſen, und in der Hoffnung auf beſſere Preiſe ihr Etabliſſement, auf welches ſich ihre Exiſtenz gegründet, durch einen kleinen Gewinn zu erhalten ſuchen. Oft gelingt es ihnen nur erſt ſehr ſpät, die Verteuerung der Materialien, welche der Zuſammenkrach ihnen aufzwang, wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

In der Schweiz gibt es wenig Fabriken. Die Franzoſen und die Deutſchen liefern ihr die Stoffe; ſie tauſchen dagegen Schlachtvieh und Käſe. Damit iſt nun nicht geſagt, daß die Schweiz das gelobte Land ſei, wo Milch und Honig fließe, o nein! weit gefehlt. Es gibt Arme die Menge, nur tritt die Armut noch nicht in ein ſo grelles Licht als in den anderu Ländern. Die Schweizer hüten ſich wohl, mit der Armut hinter den Kuliſſen hervorzutreten; doch habe ich ſchon oft gehört, daß die Armut in manchen Gegenden auch ſchon aufs höchſte geſtiegen ſei. Es gibt darin Reiche, Bettelleute, Zuchthäusler und Bedienten, und das ſind der Beweiſe genug, daß auch die Armut groß ſein muß.

Ich habe in der Schweiz, im Kanton Luzern, eine Gegend gefunden, wo es Kinder von ſieben Jahren gab, die, als ſie mich ein Stück Brot eſſen ſahen, ihre Eltern frugen, was das ſei. Sie kannten nichts als Milch und Kartoffeln.

In Baſel beſonders mag es bedeutend reiche Leute geben, denn beinahe die ganze Stadt Mülhauſen gehört ihnen, im

---

Das Zuſammenſcharren iſt das ſchändlichſte kommerzielle Laſter, indem es immer den leidenden Teil der Induſtrie trifft. Entſteht eine Teuerung der Lebensmittel und der Waren, ſo ſteht der Zuſammenkratzer im Hinterhalt, um das Übel zu vergrößern, bemächtigt ſich der Vorräte, eignet ſich die zu, die man erwartet, und entzieht ſie dem Umlauf, indem er den Preis derſelben verdoppelt und verdreifacht durch Schleichwege, auf welchen er die Seltenheit der Produkte übertreibt und Befürchtungen verbreitet, die man nur erſt zu ſpät als nichtig erkennt. Sie ſind im induſtriellen Körper eine Bande Henker, welche die Wunden der Leidenden auf dem Schlachtfelde aufreißen und vergrößern.

Endlich, alle dieſe Laſter und viele andere, welche ich nicht zitiert habe, vermehren ſich die einen durch die andern durch die feine Verſtrickung des kaufmänniſchen Netzes; denn die Produkte gehen nicht nur einmal durch die Hand des gierigen Kommerzes; es gibt welche, die durch 20 bis 30 Netze paſſieren, ehe ſie in die Hand des Konſumenten gelangen. Zuerſt, ehe die Materialien in die Hand des Arbeiters gelangen, der ihnen die erſte Form gibt, gleiten ſie durch die Klauen des Kommerzes. Aus der Hand des erſten Arbeiters kommen ſie wieder an den Kommerz, und ſo immer wieder nach jeder andern Form, die der Arbeiter den Produkten gibt, bis zu ihrer letzten Verarbeitung. Dann gehen ſie in die großen Kontors, welche ſie an die Großhändler verkaufen und dieſe wieder an die kleinen Handlungen der Städte und von da wieder an die kleinen Dorfkrämer. Bei jedem dieſer Durchzüge laſſen die Produkte einen Teil in den Händen der

neuen Quartier ist kein Haus, auf das sie nicht Hypothek hätten; auf diese Weise werden also die Folgen des großen Reichtums einiger Baseler mehr in Mülhausen gespürt als in Basel, denn die Herren der Fabriken müssen den jährlichen Zins für das zur Aufbauung derselben geliehene Kapital nach Basel schicken, und die Fabrikarbeiter in Mülhausen den Herren den Zins wieder verdienen.

Ebenso ist es mit dem Kommerz. Das Zusammenraffen von Reichtümern bringt nicht immer an der Seite und in der Nähe des Krämers Mangel hervor, sondern dehnt sich öfter auf entferntere Gegenden aus; ebenso wie man in einer Ebene Hügel aufwerfen kann und dabei die Vertiefungen, welche die ausgegrabene Erde bildet, doch am Fuß der Hügel vermeiden kann, wenn man die Erde zu deren Aufwerfung in einer entfernteren Gegend ausgegraben hat.

Betrachten wir an Markttagen die Hunderte von Bauern und Bäuerinnen, die mit ihren kleinen Kram in die Stadt

---

Handelsleute: urteilt nun, ob dieser wilde Kommerz, dem unsere Ökonomisten alle Liebe ihres Herzens weihen, eine so große Quelle der Wohlfahrt ist.

Es ist doch ausgemacht, daß man den kommerziellen Körper, in seinem gegenwärtigen Zustand betrachtet, und mit der Rolle verglichen, die er spielen sollte, mit einem Schwelger vergleichen kann, den die fleißigen Arbeiter, sowie die Konsumenten, gezwungen sind, zu nähren von ihrem reinen Einkommen; mit einem Vampir, welcher die Reichtümer und das Blut des gesellschaftlichen Körpers saugt, unter dem Vorwande, dieses Blut und diese Reichtümer in Umlauf zu bringen. Es ist ausgemacht, daß er, im Vergleich zum Produzenten, ein Seeräuber ist, welcher nach Beute kreuzt; daß er, im Vergleich zum Konsumenten, eine Spinne ist, welche ihr Gewebe spinnt, um die unvorsichtige Fliege auszusaugen. Dieser Vergleich ist ganz treffend; denn so wie die Spinne in unsern Häusern und Feldern ihr fein gesponnenes Gewebe ausspannt, ebenso legt der Kommerz in unsern Straßen und öffentlichen Plätzen seine Waren aus und spannt seine goldenen Netze, und wenn die Fliege sich fängt, wenn der einfältige Tropf da ist, so erscheint er am Kontor, um ihn auszusaugen. Man sieht oft in der Luft im Winde spielende Spinnenwebe, reisende Spinnen; ebenso haben wir reisende Krämer und Kramladen.

Der Betrug im Kommerz ist zum Sprichwort geworden. Der Gebrauch dieses Betruges ist so ungezügelt, so allgemein, daß man nicht wagt, ein Kind in einen Laden zu schicken. Das

ziehen, um ihn da zu verhandeln. Die meiſten kommen mehrere Stunden Weges daher; jeder bringt, was er glaubt los zu werden, niemand aber weiß, was am nötigſten gebraucht wird.

Manche müſſen deshalb ihre Waren ganz oder teilweiſe wieder mit nach Hauſe nehmen, nachdem ſie die Zeit unnütz verloren. Wieder andere müſſen mit geringem Vorteil, noch andere wohl gar mit Schaden verkaufen, um nur nicht ohne Geld zurückzukehren.

So viele tauſend Verkäufer und Käufer ſich an Markttagen zuſammendrängen, ſo viele tauſend Tage oder Stunden gehen auch für die Geſellſchaft verloren. Wie ſie da ſitzen einer an dem andern mit ihrem kleinen Warenkram, das iſt wahrlich ſpaßhaft anzuſehen. Alle wollen die Stadt verproviantieren, und niemand weiß genau, was ſie braucht, drum haben auch hunderte jeder etwas von ein und derſelben Ware, als: Obſt, Butter, Käſe, Eier, Gemüſe u. dergl. Und für jede dieſer beſonderen kleinen Quantitäten die vielen Karren, Körbe

---

iſt etwas Schändliches! Abſcheuliches! In ſolcher Geſellſchaft leben wir nun, das iſt der Kommerz, den wir haben; ſolche Gelehrte haben wir! ſolche Leute, welche die Meinungen leiten! Was für Leute! Was für Gelehrte! die ſich vor dem Kommerz beugen, Weihrauch auf dem Altar des Kommerzes opfern, den Kommerz anbeten und ihn Vater und Mutter, Ernährer der Nationen nennen! Mitleiden über ſolche Leute! Mitleiden und Verhöhnung!

Es iſt wahrlich zu verwundern, daß man nichts zu kritiſieren findet, als nur immer die Regierung! Es ſcheint, als verſchlinge die Regierung nur ganz allein die Reichtümer der Nationen, als ſei ſie nur allein die Pumpe, welche beſtimmt iſt, den Unterhalt der Nationen auszuſchöpfen. — Bis zur Ökonomie in den Staatsfinanzen, zur Verminderung der Steuern, Verminderung des Soldes der unfruchtbar Angeſtellten, bis zum Verlangen einer billigen Regierung, ſoweit ſind wir ſeit 40 Jahren gekommen, das iſt das große Revolutionsbanner und die vermeintliche politiſche Weisheit! — — Gut! Die Angeſtellten, die Armee, die Heere von Steuereinnehmern und Grenzaufſehern, die Polizei und mehrere andere Zweige der Regierung ſind unfruchtbar und koſtſpielig zu erhalten; ein Teil dieſer Ämter muß verſchwinden und die übrigen ökonomiſcher verwaltet werden; aber mit den politiſchen Reformen erreicht ihr dieſen Zweck nicht, welche beſtändig Vermehrungen in der Armee und der Polizei nach ſich ziehen. Die Bewegungen, welche den politiſchen Boden durchwühlen, treiben notwendigerweiſe neue Zweige am Stamme der

und Menſchen; wenn man allen Käſe, alle Butter, alle Eier, jedes auf einem Wagen transportiert hätte — wie dies nämlich im Zuſtand der Gemeinſchaft der Fall ſein würde — ſo hätte man der Hunderte von verſchiedenen Körben und Säcken nicht nötig gehabt, und die Hunderte von Bauern hätten ſich nicht zu ſchinden gebraucht mit dem Einpacken und dem Transport, ſie hätten nicht notwendig gehabt, ſich halbe Tage lang im Sommer der Hitze, und im Winter der Kälte auszuſetzen, noch ſich des Verkaufs wegen zu kümmern, zu ärgern und wohl gar zu ſtreiten, zu zanken und zu ſchlagen. Es wäre von den Waren weniger verloren gegangen und weniger zerbrochen worden; die Käufer ebenfalls hätten nicht nötig gehabt, ihre Zeit zu verlieren, oder ſich des ſchlechten Kaufs oder Betrugs wegen zu ärgern. Auch dieſe Käufer hätten ihre Hunderte und Tauſende von Körben, Säcken und Kiſten nicht nötig, noch liefen ſie Gefahr, beſtohlen zu werden oder ihre Kleider zu beſchmutzen und zu zerreißen.

Regierung und verdoppeln, verdrei- und vierfachen die Steuern. Die Erfahrung und die Logik haben das hinlänglich bewieſen.

Das iſt auch eine Steuer wie die der Regierung, welche der Kommerz den Völkern auferlegt; das iſt auch eine Armee wie der Kriegerſtand, dieſe unzählige Handelsarmee, welche immer zu Felde zieht, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu ſchätzen und zu erbeuten! und welcher Unterſchied? — Hier bezahlt man mit ſeinem Leben und Blut, und erhält für ſeine Wunden ſeltene und mäßige Belohnungen; hier Ehre, Adel, Ehrgeiz, Aufopferung und Vaterland! — Dort Geld! Betrug! Geld! Geld und Geld!

Der kaufmänniſche Geiſt bläſt in alle Adern des geſellſchaftlichen Körpers die Verdorbenheit und den Eigennutz; er zernagt und zerſtört das Nationalgefühl*); er bringt alle niedrigen, eigennützigen und verderblichen Gefühle in Gärung; er entthront alles, was edel und groß iſt; er mißt mit der Elle und wiegt mit der Wage ſeines Kontors die Kunſt und die Poeſie; er begreift den Menſchen nur als eine Maſchine, welche zählt, multipliziert, addiert und ſubtrahiert. Seine Literatur, das iſt der Wechſel und das zahlbare Billett; ſeine Strategie, das iſt die Erhöhung und Erniederung der Preiſe; ſeine Staatsſtreiche ſind Kommerzſtreiche; ſein Degen iſt die Elle; ſeine Kriegsgefangenen ſind in den Schuldgefängniſſen; ſein Sieg iſt die Ausſaugung des Wohles der Völker; ſein Rückzug, das iſt der Bankerott; ſeine Ehre, das iſt das Geld! ſein Ruhm das Geld!

*) Dies iſt ſeine nützlichſte und wohltätigſte Eigenſchaft.
Anm. d. Verf.

Auf die Märkte müßt ihr gehen und vor den Krämerläden eure Beobachtungen machen, da werdet ihr den Unfug der alten gesellschaftlichen Ordnung am leichtesten gewahr. Wem da nicht ein Licht aufgeht, der muß arg mit dem Star behaftet sein.

Und nun der grenzenlose Unfug beim Reisen und Warentransport! Öfters werden die Waren aus einem Lande mehrere hundert Stunden weit nach einem entlegenen Markt transportiert und dort aus der einen Hand in die andere verkauft, so daß mitunter zuletzt die Waren nach eben derselben Gegend wieder hintransportiert werden, in welcher sie fabriziert wurden.

Nun nehmen wir an, welche ungeheure Armee der Grenzsoldaten und Schleichhändler Europa nähren muß! Wer aber muß diese Menschen erhalten? Der, der die Waren verarbeitet, niemand anders; denn der, der sie verbraucht, lebt viele Male auch noch vom Nichtstun.

In Leipzig, zur Zeit der Messe, wird die Vorbereitung zum Schmuggelgeschäft wahrhaft fabrikmäßig betrieben. Da werden ungeheure Warenvorräte in lauter kleine Pakete verpackt, um sie so desto leichter durch zahlreiche Schmuggelbanden über die russische Grenze zu bringen. So war es wenigstens vor zehn Jahren. Da ist kein Geschäft, was nicht teilweise für die Schmuggelei in Requisition genommen wird; Wagen, Möbel und Kleider werden zu dem Zweck verfertigt. Wozu alle diese unnütze Arbeit? — Um den Druck der Großen und ihrer Privatinteressen zum Vorteil einzelner entgegenzuwirken. Von allen Seiten nichts als Raub, Diebstahl und Plünderung! Ein ewiger Krieg der persönlichen Interessen. Die Beute des Sieges teilen sich die Listigen und Mächtigen, die Kriegskosten aber sind für das arbeitende Volk.

Dreizehntes Kapitel.

Religion und Sitten.

Die Religion ist der rätselhafte Wegweiser durch ein unbekanntes Diesseits (das irdische Leben), nach einem noch unbekannteren Jenseits (die himmlische Glückseligkeit) oder mit anderen Worten, das Streben nach dem Ideal höchster Vollkommenheit. Zu dieser irdischen, zu einem gemeinschaftlichen, höheren Ziele führenden Lebensreise haben die Politik und die Phantasie zur verschiedene Wege gefunden, und uns dazu die Rasenwege mit ein und derselben Farbe gemalt.

Diese auf derselben so deutlich bezeichnete, steile, holprige, staubige Straße ist der Weg, den Armut und Elend betreten. In dicht gedrängten Reihen ziehen die abgemagerten, schweißtriefenden Generationen schweigend und duldend vorwärts; den kummervollen Blick nach dem ersehnten Ziele ihrer Leiden gerichtet.

Auf beiden Seiten dieser Straße ziehen sich angenehme, schattige, blumenreiche, mit erquickenden Früchten und Quellen begrenzte Rasenwege entlang. Dieses sind die Wege der irdischen Glückseligkeit, welche von den Reichen und Mächtigen, den Listigen, Pfiffigen und Gewaltübenden betreten werden.

Um nun dem großen Haufen auf der Elendsstraße den Genuß des irdischen Glücks vergessen zu machen, hat man ihn auf das dunkle, hoffnungsvolle Jenseits angewiesen, und ihm die geduldige Entbehrung der irdischen Genüsse zur Bedingung des Genusses der künftigen ewigen Glückseligkeit gemacht.

Pfaffen und Gelehrte wurden von denen auf den Rasenwegen gedungen, um diese Lehre jenen auf der Elendsstraße zu predigen; dafür ward auch ihnen ein schmaler Fußsteig neben derselben. — Gendarmen und Büttel wurden noch hinzugefügt, um den Menschenknäuel vorwärts zu hetzen, und sein Abweichen von der Straße zu verhüten.

Seit dieſer Zeit nannten ſich die Pfaffen Seelenhirten.

So treiben unter der Anleitung politiſcher Bevorrechtler und bezahlter Religionslehrer die einen in Freuden und Überfluß, die anderen unter Entbehrung und Leiden ein und demſelben Ziele zu.

Und wie die erſten ſich in Marſch ſetzten, ſo marſchierten die folgenden nach, wie jene ihre Laſten trugen, ſo trugen ſie dieſe auch, wie die erſten eine gegen die Vorſchriften der Hirten unternommene Abweichung von der bezeichneten Straße Sünde nannten, nannten es die anderen auch ſo.

Sobald die erſten das Beiſpiel der Eſelei (die man ſpäter Bigotterie nannte) gaben, ſo gaben es die Andern auch: wie die erſten dem Widerſtand einzelner gegen die Schergen der Gewalt ruhig zuſahen, ſo auch die übrigen; wie jene den einen Dieb nannten, dem es einfiel, von der Straße des Elends, der Arbeit und der Mühen einen Augenblick abzuweichen, um gegen den Willen der Spaziergänger rechts und links einige Früchte zu brechen, ſo ſprachen es ihnen dieſe nach; und als die armen, verlumpten, abgemüdeten und ausgehungerten Elendspilger anfingen, den erſten Dieb zu verachten, ſo verachteten ihn alle übrigen auch.

Ebenſo die Bevorrechteten auf den Wegen des irdiſchen Glücks. Weil der Vater ſeinen Diebſtahl Eigentum nannte, nannte ihn der Sohn auch ſo, ohne zu wiſſen, daß Eigentum und Diebſtahl desſelben Urſprungs ſind.

Als man endlich anfing es zu begreifen, waren es zwei voneinander verſchiedene Begriffe geworden.

Das urſprüngliche Recht des Menſchen zu nehmen, zu haben und zu beſitzen, welches anfangs niemandem ſchadete, weil es genug zu nehmen, zu haben und zu beſitzen gab, und jeder nach Belieben ſich zueignen konnte, ohne dadurch dasſelbe Recht eines andern zu kränken, war weder ein Eigentum noch ein Diebſtahl.

Erſt ſpäter, als durch die ſtarke Vermehrung der Menſchen, ſowie durch das Zuſammendrängen derſelben auf einem Punkt, es nötig wurde, zu arbeiten, um zu leben, und einzelne ſich mittelſt der Hülfe übermäßigen Habens und Beſitzens von der Arbeit ausſchloſſen, fing dieſes natürliche Recht an, ein Unrecht zu werden, und die beſondere Beſitznahme einzelner, des zur Erhaltung aller nötigen Bodens, wurde ein Diebſtahl gegen die Geſellſchaft.

Und wie damals die Tonangeber, ſo betrachteten alle folgenden jede ausſchließliche Beſitznahme des Bodens als eine Eroberung, als einen Raub.

Aber der Diebſtahl war darum noch keine Schande geworden, ſondern er war vielmehr eine Ehre; denn er bewies Gewandheit, Liſt, Mut und Tapferkeit. Darum nannte man auch einige Zeit darauf das damit erworbene Gut Eigentum, machte es legitim und ließ es vom Vater auf den Sohn forterben.

Auch das haben ſie wieder einer dem andern nachgeäfft.

Aber gegen dieſen mit dem Namen Eigentum belegten legitimen Diebſtahl empörte ſich die menſchliche Natur fortwährend. Dies zu verhindern, wurde jede nicht legitime Art von Diebſtahl von den Eigentümern verboten und mit Strafen belegt.

Um ſich dieſen Strafen zu entziehen, fing der Feige an, heimlich zu ſtehlen, und die Handlung des Diebſtahls zu leugnen.

Seit dieſer Zeit wird der Dieb verachtet und der Eigentümer geehrt, und zwar um ſo mehr, je reicher er iſt.

Dieſe Verwandlungen in den Gewohnheiten ſind das Bild alles deſſen, was wir Sitten nennen. Alle ſind der Veränderung unterworfen, und die meiſten derſelben können und werden in einer künftigen Ordnung der Dinge durch andere erſetzt werden. Nur die ſind bleibend, welche auf ein natürliches Gefühl gegründet und mithin zur Erhaltung der Harmonie in der Geſellſchaft notwendig ſind, als z. B. die Treue, die Liebe, die Aufrichtigkeit uſw.

Die Naturgeſetze ſind alſo die einzigen Grenzen der Freiheit der Sittenbildung.

In unſerem heutigen Syſtem der Selbſtſucht wird ihnen jede beliebige Richtung gegeben, welche imſtande iſt, den perſönlichen Intereſſen einiger und ihren beſonderen Begierden zu ſchmeicheln. Darum macht man auch daraus je nach Belieben Tugend oder Laſter, Sünde oder Leberwurſt.

Ein ſittlicher Menſch iſt alſo ein ſolcher, welcher gewiſſenhaft auf der ihm von Amts wegen vorgezeichneten Bahn fortwandelt, auf welcher ihn die Alten haben gehen lernen. Jeden andern, der davon abſpringt, um ſich ſelber einen Weg zu ſuchen, nennt man unſittlich.

Folgt einem ſolchen Abſpringer ein ſtarker Haufen, und läßt dieſer auch wieder nach dem Vorbilde der Alten ſeinen Zug in Ordnung halten, ſo nennt man dies eine Veränderung

oder Milderung der Sitten. So oft alſo der rumpelige, ſchwere Alltagskarren durch einen tüchtigen Stoß der Zeitbegebenheiten aus dem alten Gleiſe geriſſen wird und derſelbe auf noch unbefahrener Straße ein neues bildet, verändern oder mildern ſich die Sitten. Wenn Pfaffen und Büttel viel Mühe haben und große Anſtrengungen machen müſſen, die Menſchen auf die Elendsſtraße zurückzudrängen, ſo nennt man das eine Verderbnis der Sitten.

Jede Veränderung und Verbeſſerung oder Milderung der Sitten entſteht alſo aus der gelungenen Abweichung einiger von den alten Sitten. Jeder Verſuch der Abweichung aber wird Unſittlichkeit genannt.

Da nun der Fortſchritt des Wiſſens nur in der ganzen oder teilweiſen Abweichung vom alten Schlendrian, in dem gewaltſamen Herausfahren aus dem alten Gleiſe denkbar iſt, ſo iſt jede auf den Vorteil einiger berechnete Polizei der Sitten ein Hindernis des Fortſchritts.

Unſere heutigen Sitten ſind alſo nichts als ein heilig gewordenes „Loaſſen mers hoalt immer beim Alten“. Alles Streben daher, die alten Sitten zu erhalten, iſt ein Streben des Stillſtandes und der Bedrückung, und daher die größte Stütze des Deſpotismus und der Sklaverei.

Aus dieſer Sittenpolizei entſtehen die oft ſehr verwirrten Begriffe von Tugend und Laſter, von gut und böſe, von Verbrechen und Strafen, von Anſtändigkeit und Unanſtändigkeit von Sittlichkeit und Unſittlichkeit.

Was bei dem einen Volke gut heißt, iſt bei dem andern Volke böſe, was hier eine erlaubte Handlung iſt, iſt dort eine unerlaubte; was unter gewiſſen Umſtänden und bei gewiſſen Perſonen ſittlich iſt, iſt unter andern Umſtänden und bei andern Perſonen unſittlich, z. B.:

Nach den Sitten der Zigeuner ſpringen die Kinder beiderlei Geſchlechts oft bis ins fünfzehnte Jahr mit einander nackend herum, und der Bruder verkehrt mit der Schweſter, ohne daß die Alten dabei eine Verletzung des Gefühls der Schamhaftigkeit ahnden, während die Türken das Ausgehen unſerer Weiber und Mädchen mit unverſchleiertem Geſicht und Buſen als eine Schamloſigkeit und Unſittlichkeit bezeichnen.

Wir unſererſeits halten wieder die Vielweiberei der Türken für ein Laſter und würden uns derſelben ſchämen, während manche unſerer Regierungen nicht die mindeſte Scham haben,

die Vielmännerei der öffentlichen Mädchen gegen eine zu erlegende Steuer zu dulden, mit welcher sie ihre Pfaffen und Gesetzausleger bezahlen. So ist es nach den Gesetzen der Juden eine erlaubte, gottgefällige Handlung, einen Fremden (einen Christen) zu betrügen, während der Gegensatz davon bei den Christen, wie billig, eine Sünde ist.

Der reiche Mann, welcher jährlich 5000 Reichsthaler und darüber zu verzehren hat, gilt für einen tugendhaften Mann, wenn er davon jährlich der Armenbüchse einige hundert zukommen läßt, während die, deren Arbeit, Mühe und Entbehrung er diese Einnahmen verdankt, für lasterhaft gelten, wenn sie für das wenige, was ihnen von der schmalen Löhnung nach Bestreitung des Allernotwendigsten übrig bleibt, ein Glas Wein oder Bier trinken, anstatt es für eine unsichere Zukunft auf die Seite zu legen. Der reiche Almosengeber trinkt aber auch Wein, und zwar einen weit besseren als der Arbeiter, obgleich er ihn nicht verdient hat.

Und nun die von der römischen Kirche verordneten Gebote der Fasttage! Welche Verhöhnung des Armen! Der soll an bestimmten Tagen fasten, während für ihn doch alle Tage das ganze Jahr hindurch Fasttag ist. Wahrlich, ich möchte wohl manchmal unsere Festtagsgerichte mit den Fastenspeisen der vornehmen bigotten Katholiken tauschen.

Alle diese Begriffsverwirrungen sind eine Folge der uns durch die Herrschaft einiger und des persönlichen Interesses mehrerer aufgezwungenen Sittenpolizei.

Also in einem Systeme der Freiheit und Harmonie aller keine Sittenpolizei!

Wer für den Fortschritt ist, muß auch für die Änderung der denselben hindernden Sitten und für die Aufhebung alles Sittenzwanges sein.

Sowohl die Religion als der Fortschritt zeigen uns das Ziel, welches zu erreichen wir uns bestreben sollen; es ist das Ideal höchster Vollkommenheit; aber die Staatspolitik teilt uns dazu auf verschiedenen Wegen die Reisepässe aus, und die durch die Polizei des Staates und der Kirche bewachten Sitten sind die Ursachen, warum wir auf der uns angewiesenen, holprigen, steilen, staubigen Straße des Elends dem gewohnten Zuge vertrauungsvoll folgen, und es nicht wagen, an die von der Natur uns allen bestimmten Quellen der irdischen Glückseligkeit hinüberzuspringen.

Unſere eingefleiſchten alten Sitten ſind doch alſo die feſteſte Stütze des heutigen Syſtems der Ungleichheit, der Tyrannei und Unterdrückung. Um dieſe Sitten zu verbeſſern, müſſen wir ſie zerſtören.

Sobald dies gelungen, ſtürzt der ganze morſche Bau der heutigen geſellſchaftlichen Ordnung ganz von ſelbſt zuſammen.

Wenn die Hausherren den neuen Bau verweigern, ſo muß der Einſturz des alten Gebäudes befördert, und an den neuen Bau keine Hand gelegt, ſondern jeder neugelegte Grund immer wieder von neuem zerſtört werden, wenn der Plan dazu nicht den Intereſſen aller auf gleiche Weiſe entſpricht.

Dies iſt das letzte und kräftigſte Mittel eines Volkes und auch das ſicherſte.

Zweiter Abſchnitt.

Ideen einer Reorganiſation der Geſellſchaft.

Einleitung.

Hier handelt es ſich nun nicht mehr allein darum, die Fehler der alten Organiſation aufzudecken, die Fehler, deren üblen Eindruck man täglich empfunden und noch empfindet; ſondern es handelt ſich vielmehr darum, ſich und die Geſellſchaft im Geiſte in eine neue, beſſere Ordnung der Dinge hineinzudenken; alle Wünſche und Intereſſen, alle Fähigkeiten und Begierden abzuwägen, und ein Syſtem zu finden, welches wo möglich geeignet iſt, allen Forderungen genugzutun.

Dieſe Aufgabe habe ich in dieſem Abſchnitte zu löſen verſucht; du Leſer, magſt nun das Ganze deinem Urteile unterwerfen.

Wirf aber nicht gleich den Knüppel der Vorurteile darüber hinaus mit der Frage: kann von Nazareth auch etwas Gutes kommen?

Du weißt, irren iſt menſchlich, ſelbſt der von Nazareth irrte ſich*), und vollkommen iſt nichts unter der Sonne; auch der von Nazareth war nicht vollkommen.**)

Wer für den Fortſchritt iſt, darf keine Lehre für vollkommen halten; wenn er keine vollkommenere kennt, ſo iſt das kein Grund, die Möglichkeit einer vollkommeneren zu bezweifeln. Die Mängel aber, die man rügt, muß man zu beweiſen und zu beſeitigen verſtehen, wo nicht, ſo iſt man nur ein Tadler und kein Verbeſſerer.

Nie, ſolange die Welt ſteht, wird eine Organiſation der Geſellſchaft von allen Generationen und Individuen als unabänderlich gut und vollkommen angeſehen werden, ſo wenig als jede der verſchiedenen Erfindungen in Gewerben, Künſten und Wiſſenſchaften.

---

*) Matth. 24, 29; Mark. 11, 13.
**) Matth. 19, 17; Joh. 12, 5—8.

Das höchſte Ideal der Vollkommenheit wird die Menſchheit nie erreichen, ſonſt müßte man einen Stillſtand des geiſtigen Fortſchrittes derſelben annehmen.

Eben darum weil Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe einer beſtändigen Vervollkommnung unterworfen ſind, ſo iſt es auch die Organiſation der Geſellſchaft, welche eine Folge der Vervollkommnung des Wiſſens iſt.

Die fortſchreitende Entwickelung und Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Ordnung, muß mit der Entwickelung und Vervollkommnung der Ideen Hand in Hand gehen. Mit jener innehalten wollen, wenn dieſe fortſchreiten, und die Vorteile ihrer Verwirklichung in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen geltend machen, war und iſt immer ein Unglück für die Menſchheit, weil dadurch der natürliche Gang der Entwickelungen geſtört, und ein ſchreiendes Mißverhältnis zwiſchen den Forderungen der natürlichen Begierden einerſeits, und den Fähigkeiten ſie zu befriedigen andererſeits, herbeigeführt wird.

Dieſe Störung des Strebens nach Vervollkommnung iſt die Urſache aller Leiden, welche die Menſchheit ſeit undenklichen Zeiten heimgeſucht hat. Man hielt immer zu ſtrenge an den alten Inſtitutionen; die Mächtigſten und Liſtigſten verknüpften damit ihre perſönlichen Intereſſen, und wandten darum alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel an, um jede Neuerung zurückzuhalten, die dieſe Intereſſen zu gefährden drohten.

Alle unſere Inſtitutionen waren Verwirklichungen der Ideen des Fortſchrittes und bezweckten in ihrer Entſtehung daher auch immer etwas Gutes; *je mehr aber dieſe Inſtitutionen veralten, ohne den fortſchreitenden Ideen angepaßt zu werden, deſto nachteiliger werden ſie der Geſellſchaft.*

Dieſes alles wohl überlegend, kam ich zu dem Schluß, daß es in einer gut geordneten Geſellſchaft nur *ein bleibendes* Geſetz geben könne, das des *Fortſchritts*, welches das Naturgeſetz der Geſellſchaft iſt, daß alle übrigen Geſetze, *ſowie alle Strafen* mit der Freiheit des Individuums und dem Wohle der Geſellſchaft unverträglich ſind; und daß, um ſolche Ordnung möglich zu machen, alle perſönlichen Intereſſen in *ein allgemeines Intereſſe* verſchmolzen, und den größten Genies, in den nützlichſten Wiſſenſchaften die Leitung desſelben anvertraut werden müſſe. Das iſt es, was ich in dieſem Abſchnitte ausführlich erklären werde.

Erſtes Kapitel.

Das Element der geſellſchaftlichen Ordnung.

Alle Organiſationen der Geſellſchaft, die guten wie die ſchlechten, haben ein und dasſelbe urſprüngliche Element, auf welches man bei einer Veränderung derſelben jedesmal zurückgehen muß; dieſes Element ſind die menſchlichen Begierden. Unter Begierden verſteht man nicht bloß die Lüſternheit nach irgendeinem Gegenſtande, ſondern überhaupt alles Begehren, Verlangen, Trachten, Sehnen, Hoffen und Bedürfen des Menſchen. Wenn wir heute eines dieſer Worte ſtatt Begierde anwenden, ſo iſt es, um den ſtärkeren oder minderen Grad des Ausdrucks derſelben zu bezeichnen, z. B. eſſe ich, um meinen Hunger zu ſtillen, eine Portion Fleiſch und Gemüſe, ſo habe ich ein Bedürfnis befriedigt, eſſe ich noch Obſt darauf, ſo habe ich ein Verlangen geſtillt, gelüſtet mir es aber außerdem noch nach Zuckerwerk, ſo nennt man das eine Begierde. Wenn wir nun aber glauben, bei einer ähnlichen Mahlzeit unſere Begierde geſättigt zu haben, ſo würde ein reicher Mann, der beſſere Koſt gewöhnt iſt, mit derſelben Mahlzeit kaum ſein Bedürfnis befriedigen, mithin iſt ſelbſt die Bezeichnung des ſtärkeren oder geringeren Grades des Ausdrucks einer Begierde nichts Poſitives, ſondern etwas Angenommenes, und darum wollen wir, um recht verſtändlich zu ſein, alles Bedürfen, Verlangen, Begehren uſw. Begierden nennen.

Die Mittel, welche dazu dienen, die Begierden zu befriedigen, nennt man Fähigkeiten, und die Anwendung dieſer Fähigkeiten ſind die mechaniſchen und geiſtigen Arbeiten des Menſchen.

Die Fähigkeiten ſind denn doch alſo die natürlichen Grenzen der Begierden, weil ſie die Mittel zur Befriedigung derſelben liefern.

Um nun den ganzen Organismus in Bewegung zu ſetzen, ſo legte die Natur in die Befriedigung der Genüſſe alle ihre Reize und ließ dieſe letztere auf die Sinne wirken. Die Sinne regten nun die Begierden auf, die Begierden die Fähigkeiten und dieſe die Tätigkeit des Menſchen. Die Früchte dieſer Tätigkeit wurden ſo wieder zu Genüſſen, in die raſch wieder die Reize der Sinne eingriffen, um die Begierden zu erregen.

Auf dieſe Weiſe ſind die Begierden die Triebfedern des ganzen Organismus, und damit dieſe nicht erſchlaffen, hat es die Natur ſo eingerichtet, daß ſie immer ſtärker werden, je mehr ſich die Fähigkeiten des Menſchen entwickeln und vervollkommnen; z. B. ging man erſt nur zu Fuß, ſo fing man ſpäter an zu reiten, dann an zu fahren, darauf baute man Landſtraßen und Kanäle; einmal daran gewöhnt, trieben die Begierden zur Erfindung der Eiſenbahnen und Anwendung der Dampfkraft an. Dieſe wird jetzt auch immer mehr und mehr vervollkommnet, und wer weiß, ob nicht die Luftſchiffahrt auch noch ſo verbeſſert und vervollkommnet werden wird, daß ſie Landſtraßen und Eiſenbahnen unnötig macht. So erweitern ſich die Begierden der Menſchen mit den Grenzen der Fähigkeiten immer mehr und mehr und bilden durch die letzteren auf dieſe Weiſe das, was wir den Fortſchritt nennen.

Die Geſamtheit aller menſchlichen Begierden iſt immer der Geſamtzahl aller vorhandenen Genüſſe gleich, durch welche die erſteren erregt werden; und die Geſamtheit der Fähigkeiten aller reicht immer hin, die Summe von Genüſſen herbeizuſchaffen, welche die Begierden aller zu ihrer Befriedigung verlangen.

Obwohl nun in der Geſellſchaft das ſchönſte Gleichgewicht menſchlicher Begierden und Fähigkeiten beſteht, ſo iſt dies doch bei dem Individuum nicht der Fall, ſo daß beſonders in unſeren ziviliſierten Ländern niemand mehr mit ſeinen eigenen Fähigkeiten allein imſtande iſt, ſeine Begierden zu befriedigen; denn der Menſch kann ſich nicht allein ein Haus oder Schiff oder eine Landſtraße bauen, noch ſonſt irgendeine wichtige Arbeit allein machen, ſondern er iſt genötigt, ſeine Fähigkeiten mit denen anderer auszutauſchen, um die Begierden befriedigen zu können, die er im Laufe des Fortſchrittes kennen gelernt hat.

Um die Ausbildung ſeiner Fähigkeiten war es dem Menſchen immer am meiſten zu tun, weil er nur durch ſie

ſeine Genüſſe vermehren und ſo den Forderungen ſeiner Begierden reichlich nachkommen konnte; eines der kräftigſten Mittel aber, ſeine Fähigkeiten zu vermehren und auszubilden, war das Leben in Geſellſchaft oder die Organiſation derſelben.

Vereinzelt iſt der Menſch eine ſchwache Kreatur im großen Weltenraum, aber vereinigt, was iſt er da nicht alles imſtande. Vereinzelt kann ihn ein Gewitter einſchüchtern, eine Ratte ihm Furcht einjagen; vereinigt läßt ſich der rieſige Elefant von ihm zum Laſttier abrichten und die Blitze des Himmels ſich ihre Bahn bezeichnen. Vereinzelt ruft ihm der reißende Waldſtrom zu: bis hierher und nicht weiter! Vereinigt ringt er den Brandungen des Meeres Königreiche ab. Vereinzelt knauſert die Natur mit ihm über ihre Gaben; vereinigt zwingt er ihr Reichtum und Überfluß ab. Vereinzelt muß er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen; vereinigt wendet er ſeine geiſtigen Kräfte vorteilhaft an und erſetzt ſeine phyſiſchen durch die Kraft der Elemente. Auch in den Begierden der verſchiedenen Individuen ſchuf die Natur eine Verſchiedenheit, ſo zwar, daß die Fähigkeiten und Begierden eines jeden Individuums beſondere Eigenſchaften haben, ſeien ſie auch noch ſo unbemerkbar; demungeachtet aber verhält ſich die Geſamtſumme aller Fähigkeiten der Geſellſchaft immer gleich zu der Geſamtſumme aller Begierden.

Durch die Verſchiedenheit der Fähigkeiten bei den verſchiedenen Individuen wurde es den letzteren unmöglich, ihre Begierden vollkommen zu befriedigen, ohne ſich an die Geſellſchaft anzuſchließen. Dieſe Verſchiedenheit der Fähigkeiten und der große Vorteil einer Vereinigung der Fähigkeiten mehrerer Individuen zur Vermehrung der zur Befriedigung der Bedürfniſſe erforderlichen Mittel, dann der Reiz der Genüſſe, welchen die Natur in die Bande der Ehe und Familie legte; alles dieſes waren ebenſoviele natürliche Einladungen zum geſellſchaftlichen Leben und zum Studium desſelben.

Das geſellſchaftliche Leben und ſeine Wohltaten haben die Menſchen bereits ſeit Jahrtauſenden gekoſtet, allein das Studium desſelben iſt ihnen erſt ſeit kurzem eingefallen und iſt noch lange nicht im Zuge; denn es iſt ſogar noch unterdrückt und verboten.

Im Anfang, wo der Menſch noch wenige Begierden kannte, hatte er auch nur geringe Fähigkeiten und ebenſo war

ſeine Begierde der Geſelligkeit geringer. Die Natur wirkte daher nur durch die Ehe und Familie auf dieſe. Doch je mehr ſich ſeine Begierden entwickelten, deſto ſtärker entwickelte ſich auch ſeine Liebe zur Geſelligkeit, weil er in ihr die Mittel fand, ſeine Tätigkeit zu vervielfachen und ſeine Genüſſe zu vermehren.

Da nun alſo kein einziges Individuum mit ſeinen eigenen Fähigkeiten ſeine Begierden vollkommen befriedigen kann und er ſich unglücklich und krank fühlt, wenn er das nicht kann, da ferner ſich die Summe der Fähigkeiten aller zu der Summe der Begierden aller immer im gleichen Verhältnis verhält, ſo folgt daraus, daß alle Individuen, um zu genießen, austauſchen müſſen, und daß die, das natürliche Geſetz des Fortſchrittes am wenigſten ſtörende Methode des Austauſches der Fähigkeiten der verſchiedenen Individuen die beſte Organiſation der Geſellſchaft iſt.

Nun wollen wir unterſuchen, was am ſtörendſten auf die natürliche Richtung der Begierden und auf den Gang des Fortſchrittes, der davon eine Folge iſt, einwirkt.

Wenn die Methode des Austauſches der Fähigkeiten widernatürlich und ſchlecht iſt, ſo kann es vorkommen, daß

a) die Befriedigung der Begierden, welche dazu dienen ſoll, die eigenen Fähigkeiten der Tätigkeit und des Genuſſes zu erhalten und zu vermehren, nur ſtatt deſſen dazu dient, die Fähigkeiten zu zerſtören und zu vermindern, z. B. durch das Übermaß körperlicher und geiſtiger Genüſſe zum Nachteil der eigenen körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten;

b) daß die Begierden der einen zum Vorteil der andern unterdrückt werden, z. B. durch Genüſſe, welche durch ſchlechte Löhnung und Beköſtigung der Arbeiter erkauft werden uſw.;

c) daß die Fähigkeiten der einen zum Vorteil der andern unterdrückt werden durch die ungleiche Erziehung der Kinder der Armen und der der Reichen uſw.;

d) daß die Begierden der einen zu ihrem Nachteil und zum Vorteil der andern geweckt und genährt werden, z. B. der Ehrgeiz und die Ruhmſucht des Kriegers zum Vorteil des Fürſten, die Liebe zum Luxus zum Vorteil der Krämer und Fabrikanten, die Liebe zum Geld zum Vorteil der Geldmänner und hundert andere Fälle;

e) daß die Fähigkeiten der einen zum Nachteil der andern unterdrückt werden durch die Bevorzugung der Söhne privilegierter Familien, wenn es sich um die Verwaltung eines wichtigen Amtes handelt; dann durch das Geldsystem, welches den Ideen und Talenten von drei Vierteilen der Menschheit den Weg zur Verwirklichung und Anwendung ihrer Ideen und Fähigkeiten versperrt.

Mithin entsteht doch aus der Freiheit und der Harmonie der Begierden und Fähigkeiten aller alles Gute und aus der Unterdrückung und Bekämpfung derselben zum Vorteil einiger alles Böse.

In diesen wenigen Worten ist alles in allem enthalten; versuchen wir nun eine Organisation der Begierden und Fähigkeiten aller nach diesem Grundsatze zu geben.

Alle Begierden teilen wir in drei Hauptklassen:

1. Die Begierden des Erwerbes.

Die Befriedigung dieser Begierde nennt man: Erwerb, Besitz, Lohn, Eigentum, Verdienst usw.; den, der diese Begierde befriedigt, Besitzer, Eigentümer, Käufer, Herr, Meister usw.

Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder listige Unterdrückung der Begierden anderer und durch Benutzung und Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, so heißt sie: Raub, Diebstahl, Bankrott, Wucher, Betrug, Steuer; auch zuweilen Lohn, Verdienst, Gewinn usw.

2. Die Begierden des Genusses.

Die Befriedigung dieser Begierden nennt man: Gesundheit, Wohlstand, Glück, Ehre, Ruhm, Vergnügen usw. Den, der diese Begierde befriedigt, nennt man: wohlhabend, glücklich, zufrieden, vergnügt, einen Lebemann usw.

Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder listige Unterdrückung anderer und durch Benutzung oder Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, so heißt das: Luxus, Verschwendung, Überfluß, Reichtum, Prasserei usw.

3. Die Begierden des Wissens.

Die Befriedigung dieser Begierde nennt man: Verstand, Weisheit, Talent, Gelehrsamkeit usw.; den, der diese Begierden befriedigt, nennt man: verständig, weise, talentvoll, gelehrt usw. Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder lästige Unterdrückung der Begierden anderer und durch

Benutzung und Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, ſo heißt das: Tyrannei, Betrug, Lüge uſw.

Alle übrigen Begierden bilden entweder einen Teil dieſer oder entſtehen aus der Anwendung der Fähigkeiten, dieſelben zu befriedigen.

Die Begierden zu erwerben, zu genießen und zu wiſſen ſind allen Menſchen gemein und entſpringen eine aus der andern; denn der Menſch kann nichts genießen, was er nicht ſchon hat und nichts haben, ohne zu wiſſen, wo und wie er es bekommt; ſonach iſt doch die Begierde des Wiſſens die Haupttriebfeder des geſellſchaftlichen Organismus, durch welche alle übrigen geleitet werden.

Die Begierde des Wiſſens machte die Entdeckung, daß die vereinten Fähigkeiten mehrerer Individuen imſtande ſind, den Begierden derſelben mehr Genuß zu verſchaffen als die vereinzelten.

Dieſe Entdeckung benutzten nun die Menſchen auf eine ſehr verſchiedene Weiſe, jeder nach ſeinen Lieblingsbegierden.

Da einige ſahen, daß man durch die vereinten Fähigkeiten mehrerer imſtande war, die Begierden derſelben entſprechender zu befriedigen, ſo ſchloſſen ſie daraus, daß man ja auch ebenſogut die Begierden anderer zügeln könne, um die einiger zu vermehren.

Man machte ſich alſo an das Werk, die Begierden einiger zum Vorteil anderer zu zähmen, und nannte dieſe Zähmung, wenn ſie freiwillig war, Tugend, und Laſter, wenn das Individuum ſich dagegen empörte.

Die auf dieſe Weiſe den Begierden vieler teils freiwillig gegebene, teils gewaltſam aufgedrungene Richtung nannte man Sitten.

Die Zähmung der Begierden der einen zum Vorteil der Begierden der andern erzeugte die ſcheußliche Ungleichheit in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, gebar und vermehrte Geſetze, Verbrechen und Strafen.

Zuerſt übernahm die Begierde des Erwerbes die Leitung der geſellſchaftlichen Organiſation. Nach ihr ſetzte ſich die Begierde des Genuſſes mit ans Ruder. Beide regieren noch bis auf den heutigen Tag, während das Wiſſen ſich unter die Wänſte ſeiner ſinnlichen Genoſſen beugt.

Die auf dieſe Weiſe unterdrückte Wißbegierde artete aus in Unſinn, Irrtum, Aberglauben, Vorurteil, Täuſchung und

Lüge, welche zum Vorteil der Genuß- und Habſucht verbreitet wurden.

Allein die Gewalt des Wiſſens konnte doch nicht dauernd unterdrückt werden, und wenn ihm ſcheinbar die Leitung der Organiſation der Geſellſchaft entzogen war, ſo war dies auch eben nur ſcheinbar; denn langſam unterminierte dasſelbe während dem Druck, der auf ihm laſtete, die Grundpfeiler der alten Organiſation, dem Fortſchritt eine unerwartete Bahn brechend, und von Zeit zu Zeit den Begierden der Habſucht und der Genüſſe ſeine Lockſpeiſen der Erfindungen und Entdeckungen vorwerfend, welche jene ſchützten und pflegten, ohne zu ahnen, daß ſie dadurch ihren eigenen Werken, Wunſch und Willen entgegenarbeiteten.

So wurde die Buchdruckerkunſt und die Anwendung der Dampfkraft auf Maſchinen erfunden. Mittelſt der erſten wird es möglich, die Lichtfunken der Wiſſenſchaften zu ſammeln und zu erhalten bis zu einer nicht fernen Periode, wo ſie ſtark genug ſein werden, den Damm zu überfluten, welchen ihnen die Begierden des perſönlichen Intereſſes in den Weg ſetzen.

Nun ſtehen wir am Vorabend einer gewaltigen Kriſis! Ein mächtiges, feſt eingewurzeltes, bis jetzt von den Philoſophen noch verſchontes Vorurteil iſt niederzureißen; dies kann jetzt aber nur in den großen Städten Frankreichs und Englands am wirkſamſten geſchehen. Alſo nieder damit! und aus allem einen kurzen, praktiſchen Schluß gezogen! — — —

Alle Begierden ſind natürlichen Urſprungs; von der Richtung, welche man denſelben gibt, von der Erleichterung oder Erſchwerung ihrer Befriedigung, alſo mit einem Worte: von der Organiſation der Befriedigung der Begierden und des Austauſches der Fähigkeiten aller hängt die gute oder ſchlechte Organiſation der Geſellſchaft, hängt das Glück oder Unglück der Individuen ab.

Sonach darf doch in einer guten Organiſation der Geſellſchaft keine Begierde des einen zum Vorteil des andern unterdrückt, ſondern einer jeden muß in der natürlichen Ordnung der Dinge ihre freie Befriedigung gelaſſen werden, wenn dieſelbe nicht der Freiheit anderer und ſomit der Harmonie des Ganzen ſchadet.

Nach den Geſetzen der Natur iſt nun die Begierde des Wiſſens diejenige, welche die andern leitet, denn man kann nichts genießen, ohne es zu haben, und nichts haben, ohne zu wiſſen, wo und wie es zu bekommen ſei.

Die gesamten Fähigkeiten, welche alle anwenden, um die Begierden des Erwerbes zu befriedigen, nennt man Produktion, und die gesamten Fähigkeiten aller, um die Begierden der Genüsse zu befriedigen, die Konsumtion.

Die Begierde der Kenntnis der Veredlung und Vervollkommnung der Begierden und Fähigkeiten aller ist die des Wissens und die durch dieselbe geführte Leitung der Befriedigung der Begierden und des Austausches der Fähigkeiten aller die Verwaltung.

Sonach muß die Organisation der Gesellschaft nach den verschiedenen Begierden der Menschen und den Fähigkeiten, welche zur Befriedigung dieser Begierden dienen, in folgender Ordnung bestehen:

1. Die Verwaltung oder die Fähigkeiten des Wissens.
2. Die Produktion oder die Fähigkeiten des Erwerbens.
3. Die Konsumtion oder die Fähigkeiten des Genusses.

Die Ausbildung dieser verschiedenen Fähigkeiten muß nach den Naturgesetzen vor sich gehen, folglich muß die des Wissens zuerst ausgebildet werden, dann die des Erwerbens und dann erst die des Genusses.

Diese Reihenfolge der Ausbildung muß freiwillig und allgemein sein; wir nennen sie Erziehung.

Unter freiwilliger Erziehung verstehe ich, daß man jeder Begierde und Fähigkeit den natürlichen Lauf lasse, solange dieser der Gesellschaft nicht schädlich zu werden droht, d. h. solange derselbe nicht die Rechte und Freiheiten der Begierden und Fähigkeiten anderer stört.

Die Befriedigung der Begierden einzelner kann entweder dazu beitragen, die Fähigkeiten und Begierden einzelner zu erhalten, zu vermehren und zu vervollkommnen oder sie zu zerstören, zu vermindern und schädlich zu machen.

Aus der Praxis dieses Schlusses entstehen die meisten individuellen und alle Krankheiten des sozialen Körpers.

Gesundheit ist die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten der Individuen mit der gesellschaftlichen Ordnung. Krankheit ist das Mißverhältnis der Begierden und Fähigkeiten der Individuen und der gesellschaftlichen Ordnung.

Sonach gibt es in einer guten Organisation der Gesellschaft weder Laster noch Verbrechen, weder Gesetze noch Strafen, sondern Regeln und Heilmittel. Das, was wir heute Verbrechen nennen, sind Krankheiten, meist hervorgerufen durch

die ſchlechte Organiſation der Geſellſchaft, durch die widernatürliche Richtung der Begierden und Fähigkeiten.

Um dieſen nun ihre natürliche Richtung wiederzugeben, muß damit angefangen werden, der Wiſſenſchaft wieder den Platz einzuräumen, den ihr die Natur bezeichnete, nämlich den der Leitung aller übrigen Begierden und Fähigkeiten.

Um dieſes nun richtig zu können, muß man das perſönliche Intereſſe von der Wiſſenſchaft und die Produkte dieſer von den Individuen trennen, ſo daß im wahren Sinne des Wortes die Wiſſenſchaft die Verwaltung der Geſellſchaft leitet und nicht das Individuum.

Zu dieſem Ende kann die Verwaltung der Geſellſchaft weder auf einen Fürſten, noch auf eine Diktatur, noch auf eine republikaniſche Wahlmehrheit übergehen; alle dieſe Regierungsformen verwalten das perſönliche Intereſſe und ſind durch dasſelbe an die Regierung gelangt. Für die Übergangsperiode jedoch iſt die Diktatur notwendig, um die neue Organiſation einzurichten.

Wir werden im folgenden Kapitel ſehen, auf welche Weiſe es möglich iſt, die Wiſſenſchaft von den Individuen zu trennen und ihr die Leitung der Organiſation der Geſellſchaft zu übertragen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwaltung.

Der Zweck der Ausbildung ist, den Austausch der Fähigkeiten und Begierden der verschiedenen Individuen nach den Naturgesetzen zu leiten und denselben die zum Wohle und zur Harmonie aller nötige, natürliche Richtung zu geben, oder mit anderen Worten: die gleiche Verteilung der Arbeiten und der Genüsse nach denselben Gesetzen und die Vertilgung und Heilung der menschlichen Schwächen und Krankheiten, welche diese natürliche Richtung stören.

Die Individuen, welche vermöge ihrer Eigenschaften das Verwaltungspersonal bilden, dürfen deswegen nicht den mindesten Vorzug vor andern haben; ebenso haben sie dieselbe Verpflichtung der Anwendung ihrer Fähigkeiten wie alle übrigen.

Dieses ist eine Hauptsache, auf welche die Gesellschaft nicht streng genug achten kann.

Nur denen, die regieren wie jetzt oder verwalten wie später, keine besonderen Vorrechte eingeräumt; ihnen die nützliche Anwendung ihrer Fähigkeiten zum Wohle aller nicht geschenkt. Wo dieses geschieht, ziehen der demütige Arbeiter und Bauer den Hut tiefer, blickt der eingebildete Pinsel stolzer über die Achsel, und die ganze Gesellschaft — besonders die Jugend — richtet sich nach den Beispielen von oben. Die ersten müssen im wahrhaften Sinne des Wortes die letzten sein, und die letzten die ersten; solange das nicht ist, sind wir verloren, getäuscht, unglücklich und betrogen zum Vorteil der Selbstsüchtigen.

Also, das wichtigste Amt in der Gesellschaft darf nicht mehr eintragen als das letzte, und das letzte nicht weniger als das erste.

Da nun das Verwaltungspersonal die Leitung der Fähigkeiten und Begierden aller, sowie den gegenseitigen Austausch

derſelben zum Wohle aller übernehmen ſoll, ſo iſt es notwendig, daß dasſelbe aus Perſonen beſtehe, welche teils

1. ſich in verſchiedenen Fähigkeiten ausgebildet haben, und zwar vollkommener als alle übrigen;

2. aus ſolchen, welche die vollkommenſte Kenntnis der Wirkung der verſchiedenen Fähigkeiten und Kräfte beſitzen;

3. aus ſolchen, welche die natürliche Richtung und Fähigkeiten aller mit Erfolg ſtudiert und ſich in dieſem Studium die größten Kenntniſſe erworben haben.

Alle anderen Perſonen ſind zur Verwaltung untauglich und können daher wohl regieren, aber nicht verwalten.

Der Unterſchied zwiſchen den heutigen Regierungen und den künftigen Verwaltungen iſt folgender:

Die heutigen Regierungen bekümmern ſich weder um den Austauſch der verſchiedenen Fähigkeiten, noch um die Richtung, welche die Begierden der verſchiedenen Individuen nehmen. Solange dieſe Richtung ihren perſönlichen Intereſſen nicht zu ſchaden droht, laſſen ſie alles Kopf unter, Kopf über gehen, laſſen nützliche Fähigkeiten erſticken oder zum Vorteil ſchädlicher Begierden einzelner unterdrücken. Statt dem Unfug durch weiſe Vorkehrungsmaßregeln Einhalt zu tun, ſuchen ſie ihn vielmehr auf alle mögliche Weiſe zu unterſtützen und zu rechtfertigen, um deſto leichter ihr eigenes Intereſſe befriedigen zu können. So ſuchen ſie der Wiſſenſchaft die Leitung der Begierden und Fähigkeiten oder überhaupt mit andern Worten, die Verwaltung der geſellſchaftlichen Ordnung zu entziehen, und bedienen ſich, um dieſen Zweck zu erreichen, der rohen Mittel der Belohnungen und der Strafen, indem ſie die Übel der Menſchheit vermehren und den Teil derſelben, welchen ſie künſtlich hervorgerufen haben, Verbrechen nennen.

Die Regierungen ſehen mehr auf ihr eigenes Wohl, als auf das Wohl der übrigen. Sie verhindern den Fortſchritt durch das Feſthalten an alten Grundſätzen und Inſtitutionen, auf welchen ſie ihr perſönliches Intereſſe gebaut haben, welche den fortſchreitenden Ideen ſchroff entgegenſtehen und durch den Druck der Herrſchaft der ſinnlichen Begierden nach und nach zu Vorurteil, Irrtum und Lüge wurden.

Nichts iſt vollkommen unter der Sonne, darum darf an alten Sagen, Lehren, Grundſätzen und Inſtitutionen zum Nachteil des Fortſchrittes nicht feſtgehalten werden. Was vor tauſend oder hundert Jahren gut war, iſt es nicht mehr heute

oder für immer. Da die Ideen mit den Generationen fortſchreiten, ſo müſſen auch die Inſtitutionen einer beſtändigen Vervollkommnung unterworfen ſein, weil ſie nichts anderes ſind als eine Verwirklichung früherer Ideen. Das iſt aber niemals im Intereſſe der Regierenden, weil man ihnen erlaubt, ihre perſönlichen alleinigen Vorteile mit den alten Grundſätzen und Inſtitutionen zu verbinden. Solange man aber einigen die Macht zu regieren, d. h. zu befehlen überträgt, wird es immer ſo ſein.

Eine Verwaltung dagegen muß den Auftrag haben, die Begierden und Fähigkeiten aller — die des Verwaltungsperſonals mitinbegriffen — zum Vorteil der Geſellſchaft zu regeln und in Harmonie zu bringen. Hier gibt es mithin weder Ehrenbezeugungen noch Unterwürfigkeitsformeln, weder äußere Auszeichnungen des Ruhmes noch der Verachtung; hier iſt nichts zu befehlen und nichts zu gehorchen, ſondern zu regeln, anzuordnen und zu vollenden. Da gibt es weder Verbrechen noch Strafen, ſondern nur noch einen Reſt menſchlicher Schwächen und Krankheiten, welche die Natur in uns legte, um durch die Beſeitigung derſelben unſere phyſiſche und geiſtige Tätigkeit anzufeuern, damit ſie auf dieſe Weiſe ein Triebrad des Fortſchrittes werde.

Alles in der Natur iſt gut und nützlich, auch ihre Unvollkommenheiten, denn ſie erzeugen unſere Tätigkeit, und was wäre das Leben ohne dieſe?

Drittes Kapitel.

Von den Wissenschaften.

Unter den vielen Wissenschaften, die betrieben werden, gibt es manche, welche der Gesellschaft oft mehr schädlich als nützlich sind; wieder andere ganz unnütze Wissenschaften können wir gleichwohl vor der Einrichtung einer besseren Ordnung der Gesellschaft nicht entbehren. Manche derselben hat während der Herrschaft der sinnlichen Begierden in der Gesellschaft Wurzel gefaßt und in der schlechten Organisation derselben Nahrung gefunden.

Schon sind das Sterndeuten, Traumauslegen, Wahrsagen und Goldmachen von dem Throne der Wissenschaften gestürzt worden, auf welchem sie sich mittelst Hilfe der sinnlichen Begierden einen Platz erschlichen hatten. Noch gibt es der trügerischen Usurpatoren die Menge, welche die geistige Tätigkeit der Wißbegierigen vom nützlichen Wissen abzulenken und auf sich zu ziehen suchen.

Seht dort das Bild der kalten, gefühllosen Göttin mit Schwert und Wage! Seht, wie die wißbegierige Jugend scharenweise unter ihren falschen Kultus gedrängt wird! — Solange sie sich solchem Dienste weihen, solange sie sich über verstaubten Gesetzbüchern den Kopf zerbrechen und nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Gesellschaft vor hundert und vor tausend Jahren die unsrigen abwägen wollen: solange wird die Gelehrsamkeit der Menschheit mehr schaden als nützen, solange ist sie nichts als eine auf den Thron der Gewaltigen erhobene Buhle der sinnlichen Begierden.

Ziehen wir mancher modernen Gelehrsamkeit das schöne Kleid aus, so haben wir oft den nackten Unverstand vor Augen. Das ist kein Wunder! Wenn man lehren, schwatzen und schreiben muß, um seine Existenz zu sichern, kann unmöglich alles gut sein.

Desgleichen: ſolange eine ſchöne Stimme, ein gefälliges Äußere, ſchöne Reden und Phraſen noch imſtande ſind, einem Menſchen die kalte Beurteilung wegzuzaubern, ſolange hat er noch keine Überzeugung in irgendeinem Prinzip erlangt.

Schönſprecherei und Schöngeiſterei ſind Künſte wie das Kartenſchlagen und Seiltanzen.

Notwendige Wiſſenſchaften ſind ſolche, ohne welche ein Stillſtand im Fortſchritt eintreten und mithin die Auflöſung der Geſellſchaft erfolgen würde.

Nützliche Wiſſenſchaften ſind alle ſolche, deren Ideen ſich zum Wohle der Geſellſchaft verwirklichen laſſen.

Angenehme Wiſſenſchaften ſind ſolche, welche ſowohl durch ihre Ideen, als durch die Verwirklichung derſelben, der Geſellſchaft Bequemlichkeit, Vergnügen und Unterhaltung gewähren.

Alle übrigen Geiſtesprodukte ſind unnütze Wiſſenſchaften oder Künſte.

Jeder Zweig der Arbeit wird auf dem Höhepunkt ſeiner Vervollkommnung, wo er den Ideen einen Wirkungskreis gewährt, zur Wiſſenſchaft.

Die Philoſophie iſt das Wiſſen aller Wiſſenſchaften. Sie iſt der Geſellſchaft dann am nützlichſten, wenn ſie die durch die geſamten Wiſſenſchaften gegebenen Ideen in eine die Harmonie des Ganzen bezweckende Ordnung zu bringen ſich bemüht.

Weil nun die Philoſophie aus der Konzentrierung der Ideen aller übrigen Wiſſenſchaften beſteht, ſo iſt ſie auch keine beſondere, auf die Praktik gegründete, ſpezielle Wiſſenſchaft, ſondern eine allgemeine, deren Ausbildung mit jeder der übrigen Wiſſenſchaften verbunden iſt.

Es kann mithin in jedem Zweige des Wiſſens Philoſophen geben, und jeder Philoſoph kann in irgendeinem Zweige des Wiſſens vollkommener ausgebildet ſein als in den übrigen.

Die Philoſophie iſt es alſo, welche das Ruder der Verwaltung der geſellſchaftlichen Ordnung leitet.

Diejenigen Wiſſenſchaften, durch welche ſie ſie vorzüglich leitet, ſind:

1. Die philoſophiſche Heilkunde.

Dieſes iſt die nötigſte und wichtigſte Wiſſenſchaft der künftigen Generationen; ihr Studium begreift die ganze phyſiſche und geiſtige Natur des Menſchen, ſeine körperlichen

und geiſtigen Schwächen und Krankheiten und die Kenntnis der Vertilgung und Ausrottung derſelben.

Die größten Philoſophen werden doch alſo auch zugleich Ärzte und Sittenlehrer und ihre Aufgabe die Heilung aller Körper- und Seelenkrankheiten ſein; denn man wird aufhören, dieſe letzteren Verbrechen zu nennen.

So wie heute der Arzt ſich beſtrebt, die Heilung der körperlichen Leiden ſo ſchnell wie möglich zuſtandezubringen und die Lage des Kranken ſo erträglich und angenehm wie möglich zu machen, ſo wird der künftige Arzt auch mit der Heilung der Seelenkrankheiten verfahren. Eine der Hauptaufgaben dieſes Zweiges der Wiſſenſchaft iſt daher auch die Organiſation der Fähigkeiten und Begierden des Individuums in der Geſellſchaft und die Erleichterung der natürlichen Begierden und Fähigkeiten mit denen aller.

Alſo alles nützliche Wiſſen der heutigen Philoſophen, Rechtsgelehrten, Theologen und Mediziner konzentriert ſich nach Ausſcheidung alles Schädlichen in den Brennpunkt der philoſophiſchen Heilkunde.

2. Die Phyſik.

Darunter verſtehen wir die Kenntnis der Kräfte der Natur, ſowie das Studium ihrer Anwendung zum Wohle der Menſchheit. Unter der Leitung dieſer Wiſſenſchaft ſtehen die Arbeiten des Ackerbaues, der Bergwerke, Glashütten, Tongruben, der Waſch- und Färbeanſtalten, der Heizungen und Beleuchtungen der Gebäude, der Kochanſtalten, der Bereitung der Getränke, ſowie die Aufſicht über die Aufbewahrung der in den Magazinen und Kellern aufgeſpeicherten rohen Produkte uſw.

3. Die Mechanik.

Dieſe Wiſſenſchaft begreift die vollkommene Kenntnis der Theorie und Praxis jeder der verſchiedenen Hand- und Maſchinenarbeiten. Die in dieſer Wiſſenſchaft gemachten neuen Erfindungen bilden den Zentralpunkt der Wiſſenſchaft, von welchem aus die neuen Theorien in die Praxis geleitet werden.

Viertes Kapitel.

Von den Wahlen.

Wenn wir einen prüfenden Blick auf alle beſtandenen und noch beſtehenden Organiſationen der Geſellſchaft und auf die verſchiedene Art und Weiſe, in der ſie regiert wurden und noch regiert werden, richten, ſo finden wir, daß noch niemals und nirgends die Wiſſenſchaft darin den Platz behauptete, der ihr gebührt. Und doch hat noch keines der Mitglieder der verſchiedenen Regierungen die Macht und Notwendigkeit der Herrſchaft des Wiſſens leugnen können, ſondern ſie waren vielmehr genötigt, ſich beſtändig mit dem Schein der Weisheit zu umgeben, und jeden aufblitzenden mächtigen Strahl derſelben entweder durch Beſtechungen zu gewinnen, oder ihn durch rohe viehiſche Mittel zu unterdrücken und zu verdunkeln.

Aufrichtig geſtanden, ihr Großen dieſer Erde! müßt ihr nicht zugeben, daß die Leitung und Verwaltung der geſellſchaftlichen Organiſation durch das Vorrecht der Geburt eine Verkennung des Fortſchrittes und der natürlichen Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten iſt?

Fragt eure eigene innere Stimme, fragt euer durchlauchtigſtes, großmächtigſtes Ich, ob es zugunſten der Aufklärung und des Fortſchrittes der Geſellſchaft im 19. Jahrhundert ſpricht, wenn ſie die für die Leitung ihrer Verwaltung nötigen Kenntniſſe und Talente in dem Hirn eurer Nachkommen ſuchen muß; als wenn die Weisheit ein Zuchthengſt wäre, der ſeine Eigenſchaften auf eine und dieſelbe Raſſe verpflanzt.

Unter der Herrſchaft der Legitimität gleicht der Fortſchritt einem Uhrwerke, an welchem Waffen, Orden und Geldſäcke die Stelle der Gewichte vertreten. Alle Tage die alte Leier, immer das ewige eintönige Ticktack der Angeſtellten und Höflinge; alle Tage dieſelben Stunden der Mühen und Plagen und von Zeit zu Zeit dieſelben Schläge des Schickſals.

In der Demokratie wird das Leben ſchon lebendiger; der Fortſchritt findet hier doch manchmal Gelegenheit, das Talent aus dem Drängen und Wirren der Maſſen an die Spitze der Geſchäfte zu ſchieben; indes treibt der Zufall dabei ſo ſein Weſen, daß auch hier nach den beſtehenden Organiſationen das Reich des Wiſſens nicht garantiert iſt.

Was muß nun geſchehen, frug ich mich oft, um der Weisheit und dem Fortſchritt die Leitung der Verwaltung zu ſichern? Vor allem dachte ich mir, iſt es notwendig, den Einfluß der ſinnlichen Begierden auf dieſelbe zu beſeitigen. Dieſes geſchieht durch den Zuſtand der Gemeinſchaft.

Ein reiferes Nachdenken belehrte mich jedoch bald, daß das nicht genüge, denn obgleich man von der einen Seite durch die gleiche Verteilung der Genüſſe verſichert iſt, daß das Verwaltungsperſonal ſeine Talente und Fähigkeiten nicht zum Nachteile der Übrigen verwenden kann, ſo bietet doch wieder von der anderen Seite das entſcheidende Stimmenmehr der Maſſen wenig Garantie, daß die vorhandenen wichtigſten und nützlichſten Fähigkeiten und Talente auch immer aus den Wahlen hervorgehen. Wohl werden im Zuſtande der Gemeinſchaft die Wahlen weniger parteiiſch und leidenſchaftlich ſein, als dies im jetzigen Zuſtande der Ungleichheit der Fall iſt, aber nun kommt der eigentliche Fehler der vielköpfigen Verwaltungen, dieſer iſt die Abſtimmung nach vorheriger Diskuſſion über die Annahme oder Verwerfung dieſes oder jenes Gegenſtandes der Verwaltung. Dabei gibt es denn gewöhnlich die langweiligſten Diskuſſionen für und wider, und am Ende, wenn infolge dieſer entmutigenden, zeitraubenden Streitereien der Neid, die Eiferſucht, Eitelkeit, Ruhm und Ehrgeiz aufgeregt wurden, und dieſe Leidenſchaften die Stimme kaltblütiger Beurteilung in fieberhaft aufwallende Parteilichkeit verwandelt haben, dann wirft ein jedes Individuum ſein Veto in die Urne, um den Wert des Talentes zu beſtimmen, das ſie öfters nicht zu ſchätzen verſtehen und über das es ihnen nach einer aufregenden Diskuſſion kaum möglich iſt, ein richtiges Urteil zu fällen, ſelbſt wenn ſie die richtigen Kenntniſſe der Sache hätten. Die zufälligen Eigenſchaften eines einzigen Wählers, der gute oder böſe Wille desſelben entſcheiden hier oft über das wertvolle Talent, ſodaß, wenn es in einer Repräſentantenkammer unter 100 einen gibt, welcher durch Verwirklichung ſeiner Idee dem Volke außerordentlich nützen

könnte, und es gibt darin nur 48, welche den Wert derſelben verſtehen und anerkennen, ſo ſind die übrigen 51 imſtande, ſie zur Minorität zu machen, d. h. ihnen und der ganzen übrigen Geſellſchaft ihren Willen zum Geſetz aufzuſtempeln; ja, dieſe Abſtimmungen ſind ſolche Haſardſpiele, daß es oft nur auf die zufällige Abweſenheit, auf die gute oder böſe Laune eines Individuums ankommt, um die Annahme oder Verwerfung eines wichtigen Vorſchlages zu entſcheiden. Selbſt eine parlamentariſche Mehrheit iſt öfter, bei Lichte beſehen, nichts als eine ſchwache, unwiſſende oder übelwollende Minderheit, wenn man ſich die Mühe nehmen wollte und könnte, die Meinung jedes einzelnen Wählers über die von den Deputierten erfolgte Annahme oder Verwerfung irgend eines Vorſchlages zu erfragen, beſonders im jetzigen Zuſtande der Ungleichheit. Von dieſen und anderen Mängeln liefern uns die Parlamentsverhandlungen der Beiſpiele die Menge. Nirgends haben die Kunſtgriffe und Intrigen der Männer ſinnlicher Begierden mehr Spielraum als hier. Das kennen, das wiſſen wir beinahe alle und haben es ſelbſt teilweiſe erfahren, nur wagten wir daraus nicht immer den Schluß zu ziehen, daß das, was man in bezug auf die Wahlen Volksherrſchaft nennt, nichts iſt als eine angenehme Täuſchung, ein Begriff, der, genau kritiſiert, viel verſpricht und wenig hält.

Dieſe Erkenntnis des falſchen Begriffs, den man ſich unter der Benennung „Volksherrſchaft“ machte, hatten in neuerer Zeit die meiſten demokratiſchen Parteien und beſonders die Sozialiſten. Dieſe letzteren fühlten die Notwendigkeit, die Wahlſyſteme entweder bedeutend zu vervollkommnen oder dieſelben ganz zu verwerfen und die Organiſation der Geſellſchaft auf feſterem Grunde zu bauen. Hatte man doch lange die bittere Erfahrung gemacht, daß die Abſtimmung der Maſſen mit den dabei geſpielten Intrigen und Wahlumtrieben nicht imſtande ſei, irgend einer freien Inſtitution eine dauernde Garantie der Erhaltung und Entwickelung zu geben. Man ſah ja oft genug, welcher Mittel man ſich bediente, um das wohlmeinende nützliche Genie von der Leitung der Verwaltung zu entfernen oder demſelben, wenn das nicht gelang, in einer vielköpfigen, neidiſchen und eiferſüchtigen Repräſentantenkammer mit Erfolg entgegenzuwirken.

So wurden den Leuten — Gott ſei Dank! — ſeit 1830 endlich die langweiligen, ekelhaften, ſtreitſüchtigen Debatten der vielköpfigen konſtitutionellen und republikaniſchen Hyder zum Ekel.

Verzweifelnd an den Unvollkommenheiten der bekannten Wahlſyſteme verwarfen einige franzöſiſche Kommuniſten dieſelben für die Übergangsperiode ganz und ſchlugen für dieſelbe die Diktatur vor, die Verbeſſerung der Wahlſyſteme der Zukunft überlaſſend. Owen übertrug in ſeinem Syſtem die Leitung der Verwaltung den Individuen in einem gewiſſen Alter von Jahren, ſodaß der Menſch, je älter er wird, zu immer wichtigeren Ämtern der Verwaltung berufen iſt. Fourier erkannte die Wichtigkeit der Fähigkeiten, verband ſie aber mit dem perſönlichen Intereſſe, paralleliſierte ſie durch den Einfluß des Kapitals, und ließ ſie gleichwohl unter dem rohen Joch des Stimmenmehrs.

Die Mängel aller bekannten Wahlſyſteme erkennend und die Notwendigkeit einer Reform derſelben fühlend, machte ich mich an die Löſung dieſer Frage.

Zuerſt ſtellte ich mir den von der ganzen gebildeten Welt unbeſtrittenen Grundſatz auf: die Philoſophie muß regieren.

Darauf erläuterte ich mir den Begriff der Philoſophie und fand, daß man darunter den Inbegriff alles Wiſſens verſteht. Nun ſtrich ich aus der Reihe der Wiſſenſchaften jede unnütze und ſchädliche Lehre und nahm dafür jede Arbeit mit darin auf, welche auf dem Höhepunkt ihrer Vervollkommnung den Ideen einen Wirkungskreis gewährt.

Die theoretiſche Kenntnis irgend eines Zweiges der Hand- und Maſchinenarbeiten iſt alſo eine Wiſſenſchaft.

Nun konzentrierte ich im Geiſte alle erhabenen, guten, nützlichen und ſchönen Ideen. Dieſe da, ſagte ich mir, ſind es, die die Welt regieren; und aus den Hinderniſſen, welche ihnen die perſönlichen Intereſſen einiger in den Weg legen, entſtehen alle unſere Übel.

Was muß nun geſchehen, um dieſe Hinderniſſe künftig zu beſeitigen und dem Wiſſen die Leitung der Verwaltung der geſellſchaftlichen Ordnung zu ſichern?

Man muß vor allem das perſönliche Intereſſe davon trennen. Die Wiſſenſchaft muß aufhören, ein Privilegium zu ſein; dem beſchränkteſten Kopf wie dem größten Genie muß die Befriedigung der Begierden nach den gleichen, natürlichen Verhältniſſen möglich werden.

Iſt dies feſtgeſetzt, dann muß denen, welche das größte Genie, die größten Talente und die beſten Ideen haben, die

[illegible] der Verwaltung übertragen werden. Diese aber wird man in ihren Fähigkeiten erkennen.

Der Eindruck, den eine neue Idee auf die Sinne macht, ist um so stärker und die Idee selbst um so faßlicher, wenn sich dieselbe auf dem Papier durch Schriften, Zeichnungen, Pläne und dergl. verkörpert, oder sich überhaupt an irgend einem Gegenstande ganz oder teilweise verwirklicht.

Sobald nun eine Idee sich auf eine solche Weise verkörpert hat, wird es möglich, dieselbe zu prüfen, ohne daß die Gegenwart der Person, von der sie ausging, dabei nötig ist.

Dadurch wird es möglich, bei den Wahlen die Fähigkeiten von den Individuen zu trennen.

Betrachte man die seit einigen Jahren veranstalteten Kongresse der Gelehrten als Repräsentantenkörper des Wissens aller; ziehe man alle unnützen und schädlichen Wissenschaften davon ab, rechne man alle verdrängten nützlichen dazu, so hat man einen Umriß von einem das Wissen repräsentierenden Verwaltungspersonale.

Diese Kongresse oder Akademien des Wissens werfen nun wichtige, das Wohl der Gesellschaft bezweckende Fragen auf. Diejenigen, welche sich um die Lösung dieser Fragen, und das dadurch ihnen zur Verwaltung zu übertragende Amt bewerben wollen, reichen ihre Ideen darüber schriftlich oder in Proben ein.

Die auf diese Weise eingegangenen Werke werden von den Mitgliedern der Akademie geprüft und dem Einsender des besten der Zweig der Verwaltung angewiesen, in welchem er mit seinem Genie der Gesellschaft am nützlichsten sein kann.

Da nun in der künftigen Organisation die Arbeiten der Verwaltung der Gesellschaft nützlich sein müssen, und nicht unnütz und schädlich, wie die unserer heutigen Regierenden; da sie die Leitung aller Arbeiten, den Austausch der Produkte sowie die Beförderung der Harmonie des Ganzen zum Zweck haben: so müssen auch die Mitglieder der Verwaltung sich in diesen Arbeiten die größten Kenntnisse erworben haben, damit sie nicht, wie heute unsere Regierenden, genötigt sind, andere damit zu beauftragen, weil sie wohl befehlen, aber nicht ausführen können. Dazu nun ist die Prüfung der Fähigkeiten der Wahlkandidaten unumgänglich notwendig. Die Prüfung derselben kann auf die oben angeführte oder eine dieser ähnlichen Weise geschehen.

Der Fall, daß die Prüfung durch Fähigkeitsproben die Gegenwart des Individuums nicht nötig macht, dient gerade nun wieder dazu, die Wahlen zu vereinfachen, alle persönlichen Streitigkeiten und Debatten, sowie alle Bestimmungen über Zeit und Dauer der Wahlen sowie über das Alter der Wähler wegfallen zu machen.

Auf diese Weise räumte ich alle Mängel weg, deren sich die Leidenschaften und der Individualismus bedienen konnten, die Anerkennung des Talentes zu verhindern. Noch blieb mir aber eine letzte Aufgabe, nämlich die: auf welche Weise nun die Wahlen vorzunehmen seien; denn durch das Abstimmen des großen Haufens konnte das nicht gehen. Nehmen wir an, jemand hätte eine sehr wichtige Entdeckung in der Physik gemacht, um darüber eine Abhandlung bei den Wahlen abzugeben, so könnten erstens unmöglich alle herzu, um dieselbe zu prüfen, und dann verständen die wenigsten etwas davon, und wenn nun gar 5—6 oder noch mehrere ähnliche Abhandlungen zu prüfen wären, so wäre die Verwirrung fürchterlich, und man könnte dann wohl sagen, daß die Wissenschaft noch einem ärgeren Tyrannen in die Klauen gefallen wäre, als dem monarchischen Ungeheuer und der Hyder der Volksherrschaft.

Niemand kann eine Sache prüfen, von welcher er keine Kenntnisse hat, daher muß die Prüfung der Fähigkeitsproben oder mit andern Worten das künftige Wählen nur von solchen Personen vorgenommen werden, welche schon selber eine solche Prüfung siegreich bestanden haben und infolge derselben Mitglieder des Verwaltungspersonals geworden sind. Nur auf solche Weise stehen die Wahlen mit den Naturgesetzen in Einklang und sind geeignet, den Fortschritt und die Harmonie des Ganzen zu befördern.

Die Eigenschaften müssen also durch die Eigenschaften, das Talent muß durch das Talent, die Weisheit durch die Weisheit gewählt und die Personen während der Wahlen womöglich von den Fähigkeiten getrennt werden.

Das Vorurteil der Persönlichkeit ist noch zu groß unter uns, darum ist es nötig, ihm besonders bei den Wahlen entgegenzuwirken.

Sieht man eine schöne Arbeit, ein neues Kunstprodukt, liest man ein schönes Buch, so fragt man gewöhnlich fast unwillkürlich: wer hat das gemacht? — Auf die Person, auf

die gesellschaftliche Stellung derselben und auf die Verhältnisse, die uns an dieselbe knüpfen, kommt dann gewöhnlich bei der Beurteilung desselben sehr viel an. Auf letztere üben, ohne daß wir es merken, die verschiedenartigsten Umstände und Rücksichten der erstenerwähnten Gegenstände einen entschiedenen Einfluß aus.

Die Persönlichkeiten verhindern und verpfuschen überall die gründliche Prüfung der Fähigkeiten.

Wir sehen das im Leben so oft; es wimmelt darin von solchen Beispielen, sodaß gewiß jedermann die Notwendigkeit einer gründlichen Reform der bestehenden Wahlsysteme einsehen wird.

Wem die durch die bestehenden Wahlsysteme repräsentierte sogenannte Volksherrschaft noch nicht zum Ekel ist, der lese nur einige Jahrgänge konstitutioneller und republikanischer Repräsentantenverhandlungen, wenn ihm dies möglich ist und frage sich hernach, ob solches meist unfruchtbare, unnütze, streitige und langweilige Gewäsch wohl geeignet ist, den Fortschritt und die Freiheit aller zu fördern? All dieser Wortschwall ist Spreu, die man den Völkern in die Augen wirft, damit sie nicht sehen, wer ihnen die Körner frißt. —

Nun will ich es versuchen, eine Idee der Wahlreform zu geben. Für die Verwaltung der Gesellschaft denke ich mir folgende Ordnung:

An der Spitze derselben steht das Trio oder der Dreimännerrat, aus den größten Philosophen bestehend, welche zugleich die vorzüglichsten Genies in der Heilkunde, der Physik und Mechanik sind.

Danach kommt die Zentralmeisterkompagnie, durch welche das Trio gewählt und die wichtigsten Ämter des großen Familienbundes verwaltet sind.

Nach dieser kommen die Meisterkompagnien, welche die Verwaltungen der Distrikte, Länder, Bezirke und kleineren Familienbunde im Bereich des großen Familienbundes sind.

Um die Verwaltung zu erleichtern und zu vereinfachen, wählt jede Meisterkompagnie aus ihrer Mitte einen Werksvorstand, welcher aus den obersten Führern jedes Geschäfts besteht. Den aus der Mitte der Zentralmeisterkompagnie gewählten nenne ich den großen Werksvorstand. Dieser steht dem Trio als ausübendes Verwaltungspersonal zur Seite.

Was die allgemeinen Angelegenheiten des großen Familienbundes anbetrifft, so steht jeder Werksvorstand unter der unmittelbaren Leitung des Trio.

Die Werksvorstände bilden also einen ausübenden Ausschuß der Meisterkompagnien und sind zugleich Mitglieder derselben.

Den Meisterkompagnien zur Seite stehen die Akademien oder die Verwaltungspersonale aller schönen und angenehmen Arbeiten, so lange diese nicht allgemein geworden sind. Diese bilden wie die Meisterkompagnien einen Ausschuß aus ihrer Mitte, welchen man den akademischen Rat nennt.

Allen diesen die Verwaltung leitenden Körpern stehen Gesundheitskommissionen zur Seite, welche wieder alle unter der besonderen Leitung des Gesundheitsrates stehen.

Dieser letztere steht mit dem großen Werksvorstand dem Trio in der Leitung der wichtigsten Angelegenheiten der Verwaltung und der Harmonie des Ganzen zur Seite.

Nun zu der nötigen Wahlordnung.

Art. 1. Alle Aufnahmen in das Trio, in die Zentralmeisterkompagnie, die Meisterkompagnien und Akademien geschehen, wenn dies irgend möglich ist, durch Bewerbungen um die Lösung von Konkursfragen mittelst der Einsendung von Wahlproben, als: schriftliche Abhandlungen über nützliche, wissenschaftliche Gegenstände, Erfindungen und Entdeckungen, Proben von Kunstprodukten, Zeichnungen und Plänen von Bauten, Maschinen, Werkzeugen und ähnlichen Gegenständen, Beifügung von Modellen im Kleinen u. s. w.

Art. 2. Die verschiedenen Bewerber reichen ihre Produkte entweder bei der Zentralmeisterkompagnie, den Meisterkompagnien oder den Akademien ein, je nachdem sie sich davon die Aufnahme in die eine oder die andere Versammlung versprechen.

Art. 3. Der Name des Einsenders bleibt den Wählern bis nach geschehener Prüfung unbekannt und wird nur im Falle der Aufnahme, und zwar nach dem Ausspruch derselben, bekannt gemacht.

Art. 4. Wenn eine Erfindung oder Entdeckung von besonderer Wichtigkeit die Gegenwart des Erfinders oder Entdeckers bei der Prüfung nötig macht, so fällt obige Bestimmung weg.

Art. 5. Die Prüfung der eingesandten Wahlproben übernehmen diejenigen Mitglieder, welche darin die meisten

Kenntniſſe beſitzen, als: die Mechaniker die Maſchinen, die Weber die Stoffe, die Phyſiker die Abhandlungen neuer Ideen über die Benutzung der rohen Naturkräfte, die Ärzte die über die Heilung der phyſiſchen und geiſtigen Krankheiten, die Maler die Gemälde u. ſ. w.

Art. 6. Wenn die eingeſandte Wahlprobe den davon erwarteten Reſultaten entſpricht, ſo daß man daran einen hohen Grad der Geſchicklichkeit, des Talentes und der Weisheit des Bewerbers erkennen kann, ſo wird derſelbe als Mitglied der Verſammlung aufgenommen, bei welcher er ſeine Wahlprobe zur Prüfung eingereicht hat.

Art. 7. Findet die Prüfungskommiſſion an den eingeſandten Wahlproben Mängel, ſo werden dieſelben mit den Bemerkungen der Kommiſſion und der Aufforderung, ſie zu verbeſſern, an die Einſender zurückgeſchickt. Je nachdem denſelben nun entweder die Verbeſſerung oder Widerlegung dieſer Mängel gelingt, wird ihre Aufnahme in die Verſammlung bei der zweiten Einſendung angenommen oder abgewieſen.

Art. 8. Die Prüfungskommiſſionen können nur mit Stimmeneinheit einen Beſchluß faſſen; wenn dieſe nicht ſtattfindet, ſo wird das Protokoll der Beratungen derſelben, nebſt der in Frage geſtellten Wahlprobe, dem Gutachten des Werksvorſtandes überlaſſen, welcher dann nach dem Stimmenmehr entſcheidet.

Art. 9. Bei Konkursfragen, wo das zu verſehende Amt demjenigen ſchon im voraus beſtimmt wird, welcher die Frage am beſten löſt, beſtimmt auch die Annahme der Wahlprobe ſchon den vom Kandidaten zu beſetzenden Platz.

Art. 10. Die Wahlen in das Trio und in die Werksvorſtände geſchehen durch die Löſung von Konkursfragen; alle hierin vorzunehmenden Wahlen durch das Stimmenmehr, welche durch das Abgehen oder Abſterben von Mitgliedern erfolgen können, werden als proviſoriſch betrachtet.

Art. 11. Die Werksvorſtände erſetzen in letzterem Falle ihre Mitglieder durch das Stimmenmehr aus den Meiſterkompagnien und der große Werksvorſtand die ſeinigen aus der Zentralmeiſterkompagnie, wenn ſie durch die Löſung von Konkursfragen ſich nicht genug ergänzen können.

Art. 12. Diejenigen unter dem durch die Fähigkeiten gewählten Verwaltungsperſonal, welche die meiſten und wichtigſten Vervollkommnungen und Entdeckungen gemacht, die beſten,

nützlichsten und neuesten Ideen veröffentlicht oder die meisten und schätzbarsten Kunstprodukte geliefert haben, werden also durch die oben bezeichneten Wahlen entweder Mitglieder des Werksvorstandes oder des akademischen Rats, je nachdem sie schon durch die eingesandten Wahlproben entweder Kandidaten des Verwaltungspersonals der notwendigen und nützlichen oder der angenehmen Arbeiten geworden sind.

Art. 13. Jede Wahlprobe wird nach geschehener Prüfung neben den früheren Wahlproben der Mitglieder, welche die Prüfungskommission bildeten, in den Ausstellungssälen aufgestellt und dem Volk das Resultat der Prüfung bekanntgemacht.

Art. 14. Lassen sich für eine, von den Prüfungskommissionen und den Werksvorständen verworfene, Wahlprobe eine Menge Individuen mit Kommerzstunden (s. Kapitel 10) einschreiben, so daß dies die Errichtung eines Ateliers für dasselbe Produkt nötig macht, so wird der Einsender desselben Mitglied der Akademien. Dieser Umstand ist dann gleichsam als ein Appell an das Volk zu betrachten.

Art. 15. Mitglied der Meisterkompagnien kann er jedoch durch eben bemerkten Umstand nicht werden, solange das Produkt seiner Erfindung nicht in dem Bezirk einer Meisterkompagnie allgemein geworden ist.

Art. 16. Erfordert die Anerkennung der Nützlichkeit und des Wertes irgend eines Vorschlages eine lange Probezeit, so kann der Einsender des Artikels dennoch gleich Mitglied der Anstalt sein, sobald die Wahrscheinlichkeit der Idee nicht von den prüfenden Mitgliedern in Zweifel gezogen wird. In das Trio und zum Werksvorstand kann derselbe jedoch nicht gewählt werden, bevor die Verwirklichung der neuen Idee nicht die davon versprochenen Resultate geliefert hat.

Art. 17. Die Wahlen der Mitglieder der Gesundheitskommissionen werden durch die Menge der glücklichen Heilungen schwieriger geistiger und physischer Krankheiten bestimmt, ebenso die des Gesundheitsrats, welcher den Kern der Wissenschaft der philosophischen Heilkunde im ganzen Bereich des großen Familienbundes repräsentiert. Die schriftlichen Zeugnisse dieser Heilung, sowie den Namen des Arztes geben die Spitallisten und Kommerzbücher. (S. Kapitel 10, Art. 7 und vgl. Kapitel 15, Art. 9.) Diese Wahlen werden von den betreffenden Kommissionen nach dem jedesmaligen Abgang ihrer Mitglieder selbst vorgenommen.

Art. 8. Die Amtsdauer der Gewählten ist unbestimmt, [illegible] die Epoche der Wahlen. Wenn viel gedacht und [illegible] wird, so wird auch viel gewählt. Je mehr Talent und Genie sich zu den Wahlproben drängt, um so schwieriger wird das Erlangen derselben gemacht.

Art. 9. Die Mitglieder des Trio, der Zentralmeisterkompagnie, der Meisterkompagnien und Akademien, welche von einem Kandidaten an Wissenschaft, Genie und Kenntnis übertroffen werden, räumen diesem den Platz, ebenso werden die, welche [illegible] unterworfen sind, durch die ihnen in der Wissenschaft am nächsten stehenden Mitglieder ersetzt, ausgenommen, wenn das Genie der ersteren, trotz ihrer Kränklichkeit, noch wirksam und dabei unersetzbar ist.

Art. 10. Alle Zug- und Werkführer, sowie alle Ämter, welche keine besonderen wissenschaftlichen Kenntnisse erfordern, werden von den verschiedenen Arbeitersektionen aus ihrer Mitte gewählt, entweder durch Wahlproben, durch das Stimmenmehr, durch das Los, durch das Alter, durch die Dauer der Arbeitszugehörigkeit in einem und demselben Geschäft, kurz, wie und auf welche Weise sie darüber in den verschiedenen Gruppen übereinkommen.

Art. 11. Die Lösung aller Arbeiten jedoch, welche ein bedeutendes Talent erfordern und welche gleichwohl nicht alle von den Mitgliedern der Meisterkompagnien und Akademien besetzt werden können, weil ihre Anzahl nicht ausreicht, werden von den Werkvorständen aus den ihnen vorgelegten Listen der Auszeichnungen in Geschicklichkeit und Fleiß den Fähigsten übertragen.

Art. 12. Jedem steht es frei, mit ein und derselben Wahlprobe sich zugleich in mehreren Meisterkompagnien und Akademien um die Aufnahme zu bewerben.

Art. 13. Die Wahlen der Mitglieder der Meisterkompagnien und Akademien sind nur in dem Land oder Bezirk gültig, wo sie gewählt werden.

Mit einem ähnlichen Wahlsystem wird es möglich, die Herrschaft des Wissens zu begründen und die der rohen Gewalt auf immer auszuschließen. All unser Wirken muß darauf gerichtet sein, die Männer der Privilegien von der Regierung auszuschließen. Niemand darf ärmer sein als die Regierung! den Grundsatz laßt uns proklamieren. Niemand kann Volksvertreter werden, der sich weigert, seine Güter zum besten des Staates herzugeben,

das laßt uns kühn in Wort und Schrift veröffentlichen, es laut in die Welt hinausrufen, damit ſie es in den entlegenſten Hütten vernehmen. Niemand darf mehr regieren im heutigen Sinne des Wortes, wenn man will, daß die Weisheit verwalte.

In unſeren jetzigen Wahlſyſtemen ſind es die Vorrechte der Geburt, die Gunſt der Großen, Titel, Geld, die Gabe trügeriſcher, kriechender Beredſamkeit u. dgl., mittelſt welchen ſie ſich an die Spitze der Geſchäfte drängen, nicht, um ſie zu verwalten, ſondern um ſie zu plündern und ſich davon zu mäſten, während das wahre, aber in der Armut vegetierende Wiſſen entweder von der vorurteilsvollen ſtupiden Menge nicht gehört wird oder von den regierenden Privilegierten Geld, Amt und Brot erhält, um zu ſchweigen.

Die Charlatane der rohen Gewalt treiben darum auch bei den Wahlkomödien nach wie vor ihr Weſen. Sie teilen ſich darin die politiſchen Rollen aus und nehmen das Maul voll Liberalismus und Preßfreiheit: ſobald es ihnen jedoch damit gelingt, ſich an das Ruder der Geſchäfte zu ſchwingen, beuten ſie alle gemachten politiſchen Spiegelfechtereien und Phraſen von Freiheit, Recht und Vaterland zu ihrem eigenen perſönlichen Vorteil aus.

Dagegen iſt kein anderes Mittel zu ergreifen als das: die Wahlen der Volksvertreter ungiltig zu erklären, wenn ſie ſich weigern, ihre Güter zum beſten des Staates herzugeben.

Solange es denen, welche die Reichtümer aller verwalten, erlaubt iſt, beſondere Reichtümer für ſich zu haben und zu erwerben, ſolange werden ſie auch durch ihre Verwaltung den Intereſſen aller ſchaden.

Es genügt aber nicht damit, daß die Männer des Verwaltungsperſonals nicht mehr in ihrem perſönlichen Intereſſe regieren, ſondern ſie müſſen auch außerdem im Intereſſe aller zu verwalten *verſtehen*. Dies kann aber nur in einem Wahlſyſteme, ähnlich dem hier gegebenen, garantiert werden. Darin iſt weder eine unwiſſende noch verkäufliche oder auf das perſönliche Intereſſe erpichte Verwaltung mehr möglich.

Die Folgen einer ſolchen Wahlreform werden nun aber ſein, daß

a) das wahre, nützliche Wiſſen wirklich regieren und ſomit die Herrſchaft der rohen, viehiſchen Gewalt aufhören wird;

b) den natürlichen Vorteilen einer gewandten Rede und eines gefälligen Äußeren wird dadurch die Möglichkeit

genommen, den Wert irgend einer Idee in ein falſches Licht zu ſetzen, um dadurch die Beurteilung der prüfenden Mitglieder irrezuführen;

c) es werden dadurch alle Perſönlichkeiten bei den Wahlen vermieden, ſowie alle unnützen, langweiligen und ſtreitigen Debatten;

d) der Eifer für den Fortſchritt in Erfindungen, Künſten und Wiſſenſchaften wird dadurch eine rieſige, nie gekannte Höhe erreichen;

e) jeder Perſonenwechſel in der Verwaltung wird der Geſellſchaft einen neuen, ſchaffenden, tatkräftigen Impuls geben und nie eine Urſache des Stillſtandes oder Rückſchrittes für ſie ſein;

f) die Ausführung jeder neuen, großartigen Idee wird mit einem Eifer und einer Schnelligkeit bewerkſtelligt werden, von welchen wir uns heute keine Idee machen können.

Fünftes Kapitel.

Von den Arbeiten.

Artikel 1. Der Unterricht aller für die Gesellschaft notwendigen und nützlichen Arbeiten, sowohl der mechanischen als geistigen, wird in der Schularmee betrieben.

Art. 2. Niemand kann aus derselben in die Gesellschaft eintreten, welcher sich nicht die Praktik irgend einer nützlichen mechanischen Arbeit angeeignet und ein Examen darin bestanden hat. (S. Kapitel 14, Art. 1.)

Art. 3. Die Wahl der Arbeit bleibt jedem Individuum überlassen.

Art. 4. Jedem steht es frei, in einem oder mehreren Arbeitszweigen, je nach Abwechselung der Arbeitsstunden, zu arbeiten, wenn er sich darin die nötigen Vorkenntnisse erworben hat.

Art. 5. Zu dem Ende werden alle Arbeitszweige in mehrere Klassen und Unterabteilungen abgeteilt, damit es durch die Vereinzelungen der Arbeiten jedem leicht wird, in mehreren Geschäften zu arbeiten, ohne vorher genötigt zu sein, das ganze Geschäft mit allen seinen Verzweigungen zu erlernen.

Art. 6. Die für alle gleiche, allgemeine Arbeitszeit für die Produktion des Notwendigen und Nützlichen wird nach den Bedürfnissen der Konsumtion aller vom Trio berechnet und bestimmt.

Art. 7. Notwendige Arbeiten sind alle Arbeiten für das Gedeihen und den Fortschritt der nützlichen Wissenschaften, für die Unterhaltung und Vervollkommnung der Heilanstalten, für die allgemeine Erziehung der Jugend und den gegenseitigen Austausch der Produkte, sowie die für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Erholung der Glieder der Gesellschaft nötigen Arbeiten.

Nützliche Arbeiten ſind alle die, welche die vorhergehenden erleichtern und vervollkommnen, als: die Vervollkommnung der Werkzeuge der Arbeit, der Bau von Maſchinen, Straßen, Eiſenbahnen, Kanälen u. ſ. w.

(Über die Arbeiten des Angenehmen ſehe man überhaupt Kapitel 12.)

Art. 8. Den Greiſen, Schwachen und Krüppelhaften werden die leichteſten Ämter als Aufſeher u. dgl. angewieſen.

Art. 9. Jedem Individuum, das nicht Mitglied der Meiſterkompagnien oder Akademien iſt und welchem daher die Studienzeit nicht mehr als Arbeitszeit angerechnet wird, kann, wenn es ſich ferner auf den Univerſitäten noch mehr ausbilden will, ſich ſolche Arbeitsſtunden wählen, welche nicht in die Zeit der Lehrvorträge der Profeſſoren fallen.

Art. 10. In der Erntezeit bleiben alle Univerſitäten geſchloſſen, und die lehrenden und lernenden Mitglieder derſelben arbeiten mit auf den Feldern.

Art. 11. Alle Arbeiten, welche es möglich machen, können von zwei zu zwei Stunden gewechſelt werden.

Art. 12. In den Arbeiten, zu welchen ſich die Arbeiter am meiſten drängen, kann, wo dies der Arbeit ſelbſt nicht hinderlich iſt, niemand täglich mehr als zwei Stunden arbeiten. (S. Kapitel 11, Art. 7.)

Art. 13. Der Druck notwendiger und nützlicher literariſcher Arbeiten wird nach vorheriger Prüfung vom Trio, von der Zentralmeiſterkompagnie oder den Meiſterkompagnien verordnet; die des Angenehmen verordnen die Akademien. Jedes Werk der Art muß alſo vorher an eine von dieſen eingereicht werden. Findet ein ſolches Werk Anerkennung bei einer ſolchen Verſammlung, ſo wird dem Autor dafür eine zu beſtimmende Summe Kommerzſtunden bewilligt. Dieſe Summe kann ſo ſtark ſein, daß ſie alle Blätter ſeines Kommerzbuches ausfüllt, d. h. ſie kann ſo viele Kommerzſtunden enthalten, als jeder andere die Freiheit hat, in dem Zeitraum von einem Jahr zu machen. (S. Kapitel 12, Art. 17—20.)

Art. 14. Bei Geſchäften, welche eine anhaltend ſtrenge Arbeitszeit erfordern, werden alle Arbeitsſtunden, welche täglich jede Perſon in ſolchen Geſchäften über die Zeit zu machen verpflichtet iſt, für Kommerzſtunden angemerkt. Dies iſt z. B. der Fall bei den Seeleuten, den Poſtbegleitern uſw. (S. Kapitel 10, achte und neunte Frage.)

Art. 15. Da die Arbeiten der Mitglieder des Trio, der Zentralmeiſterkompagnie und der Meiſterkompagnien, die der Profeſſoren, Lehrer und Ärzte, meiſtens rein geiſtiger Natur ſind; da ferner das Genie dieſer Perſonen der Menſchheit oft in einem Jahre wichtigere Dienſte leiſtet, als Millionen Handarbeiter während ihrer ganzen Lebenszeit, und dies zwar durch die Erfindungen nützlicher Maſchinen uſw.; da ferner es eine Torheit wäre, ſolche vorzüglichen geiſtigen Kräfte, welche ſchon Proben ihres Wertes abgelegt haben, in eine beſtimmte Arbeitszeit einzwängen zu wollen, was ohnehin nicht möglich iſt: ſo bleibt jedem dieſer Mitglieder für die Ausübung ſeines Amtes eine freie Wahl der Arbeitszeit überlaſſen. (S. Kapitel 10, Art. 22.)

Art. 16. Dasſelbe gilt für das Perſonal der Akademien. (S. Kapitel 12, Art. 22.)

Sechstes Kapitel.

Die Meiſterkompagnien.

Artikel 1. Eine Meiſterkompagnie iſt das Zentrum der nützlichſten Fähigkeiten und Wiſſenſchaften der Bewohner eines Landes oder Diſtrikts im Bereich des großen Familienbundes, und folglich als ſolches das Verwaltungsperſonal dieſes Diſtrikts.

Art. 2. Die Mitglieder der Meiſterkompagnien werden nach Art. 1 bis 8 des vierten Kapitels gewählt.

Art. 3. Jede Meiſterkompagnie zerfällt in zwei Abteilungen: die männliche und die weibliche. Erſtere iſt aus den Vorſtehern der männlichen, letztere aus den Vorſteherinnen der weiblichen Arbeiter zuſammengeſetzt.

Art. 4. Die Meiſterkompagnien haben durch die aus ihrer Mitte gewählten Prüfungs-Kommiſſionen, ſowie durch den aus ihrer Mitte gewählten Werksvorſtand, bei den Wahlen der Fähigkeiten eine prüfende, beratende und entſcheidende Miſſion.

Art. 5. Die Jugend in der Schularmee iſt auf eine ähnliche Weiſe organiſiert wie die mündige Geſellſchaft. Sie hat deshalb ebenfalls eine Meiſterkompagnie aus zwei Abteilungen beſtehend; die der Knaben und Jünglinge und die der Mädchen. (S. Kapitel 14, Art. 7 bis 12.)

Art. 6. Der Wirkungskreis jeder Meiſterkompagnie wird vom Trio je nach dem Klima und der geographiſchen Lage eines Landes und den Bedürfniſſen und Gewohnheiten ſeiner Bewohner geregelt.

Siebentes Kapitel.

Von der Zentralmeiſterkompagnie.

Artikel 1. Was die Meiſterkompagnien für jeden beſondern Diſtrikt, für jedes beſondere Land ſind, das iſt die Zentralmeiſterkompagnie für den ganzen Familienbund.

Art. 2. Wie die Meiſterkompagnien den Kern des Wiſſens eines Landes oder Diſtriktes bilden, ſo bildet die Zentralmeiſterkompagnie den Kern des Wiſſens des ganzen Familienbundes.

Art. 3. Die Wahlen der Mitglieder der Zentralmeiſterkompagnie werden wie die der Meiſterkompagnien nach Art. 1 bis 6 des vierten Kapitels vorgenommen, nur mit dem Unterſchiede, daß von allen großen Denkern, Talenten und Genies nur die durch ihre Ideen hervorragendſten und nützlichſten, Mitglieder der Zentralmeiſterkompagnie werden können.

Art. 4. Von den Mitgliedern der Zentralmeiſterkompagnie werden durch den Werksvorſtand die wichtigſten Poſten der Verwaltung des großen Familienbundes beſetzt; als: das Trio oder die höchſte Spitze der Verwaltung des großen Familienbundes; der große Werksvorſtand, aus den Vorſtehern ſämtlicher Arbeitszweige beſtehend; die Profeſſoren auf den Univerſitäten und die Lehrer in den hohen Schulen, die Direktoren der verſchiedenen Diſtrikte und Gemeinden.

Art. 5. Die Zentralmeiſterkompagnie hat als ſolche bei den Fähigkeitswahlen des großen Bundes wie bei allen

wichtigen Fähigkeitswahlen im Intereſſe des großen Bundes, eine prüfende, beratende und entſcheidende Miſſion.

Der einen Teil derſelben bildende, große Werksvorſtand hat noch nebenbei eine unter der Leitung des Trio ſtehende, ausübende Miſſion.

Art. 6. Die Zentralmeiſterkompagnie zerfällt ebenſo wie jede Meiſterkompagnie in zwei Abteilungen, eine weibliche und eine männliche, je nach den verſchiedenen männlichen und weiblichen Arbeitszweigen.

Achtes Kapitel.

Von den Werksvorſtänden.

Artikel 1. Jede Meiſterkompagnie wählt aus ihrer Mitte nach Art. 10 und 11 des vierten Kapitels einen Werksvorſtand.

Art. 2. Den von der Zentralmeiſterkompagnie auf dieſe Weiſe gewählten nenne ich den großen Werksvorſtand. Derſelbe ſteht nebſt dem Geſundheitsrat dem Trio als Miniſterium zur Seite.

Art. 3. Die Werksvorſtände beſtehen aus den Vorſtehern und Vorſteherinnen der verſchiedenen Zweige der notwendigen und nützlichen Arbeiten. Jedes einzelne Mitglied desſelben iſt alſo der oberſte Leiter oder die oberſte Leiterin irgend eines ganzen Geſchäftszweiges entweder im Bezirk der Meiſterkompagnien oder im Bezirk des ganzen Familienbundes.

Art. 4. Sämtliche Mitglieder der Werksvorſtände haben in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder der Meiſterkompagnien oder der Zentralmeiſterkompagnie eine beratende, prüfende, entſcheidende Miſſion, mittelſt welcher ſie bei den wichtigſten Wahlen mitwirken.

Art. 5. Alle Werksvorſtände ſtehen, was die allgemeinen Angelegenheiten anbetrifft, unter der höchſten Leitung des Trio, und haben in dieſer Beziehung eine ausübende Miſſion.

Art. 6. Die prüfende Miſſion der Werksvorſtände beſteht in dem Examen der eingeſandten Wahlproben, die aus-

übende in der Anordnung der gleichen Verteilung der Arbeiten und Genüſſe nach den Berechnungen des Trio, die entſcheidende in der Abſtimmung über alle Fragen, in welchen die Prüfungs-Kommiſſionen keine Einheit zuſammenbringen konnten.

Art. 7. Jedem Werksvorſtand wird durch die Wahlen nach Art. 17 des vierten Kapitels eine Geſundheitskommiſſion beigeſellt, welche die Leitung der Geſchäftsſperre (ſ. Kapitel 11) nach den Verordnungen des Werksvorſtandes übernimmt.

Art. 8. Unter der Leitung dieſer, einen Teil jedes Werksvorſtandes bildenden Geſundheitskommiſſionen, ſtehen die Geſundheitskommiſſionen und Ärzte aller Diſtrikte und Gemeinden.

Neuntes Kapitel.

Vom Trio.

Artikel 1. Das Trio ist die höchste Spitze der Verwaltung des großen Familienbundes.

Art. 2. Dasselbe ist aus den größten Philosophen, welche zugleich die vorzüglichsten Kenntnisse in der Heilkunde, der Physik und Mechanik besitzen, gewählt.

Art. 3. Die Wahlen in das Trio werden nach Art. 10 des vierten Kapitels vorgenommen.

Art. 4. Da die Fähigkeitswahlen mittelst der Lösung von Konkursfragen auf jedes Individuum treffen können, so ist es bei der Lösung der Fragen für die Trio-Wahlen auch nicht nötig, daß die Kandidaten derselben schon vorher Mitglied einer Meisterkompagnie gewesen seien.

Art. 5. Die Zentralmeisterkompagnie bestimmt entweder gleich bei Aufwerfung der Konkursfragen oder wenn die Lösung derselben den Forderungen nicht entspricht durch Stimmenmehr des großen Werksvorstandes das Präsidium im Trio; sonst verwaltet jedes der Mitglieder vorzüglich den Zweig der Verwaltung, in welchen er durch seine anerkannte Wahlprobe berufen ist.

Art. 6. Das Amt eines Mitgliedes des Trio dauert so lange, als die Wichtigkeit und die Nützlichkeit seiner Erfindung dauert; so lange dieselbe nicht vor einer noch wichtigeren in den Hintergrund tritt oder durch die Wahlproben eines anderen bedeutend vervollkommnet wird.

Art. 7. Alle Maßregeln, worüber die Mitglieder des Trio verschiedener Meinung sind, werden vom Präsidium desselben entschieden.

Art. 8. Das Trio gesellt sich zur Erleichterung seiner Arbeiten den Gesundheitsrat und großen Werksvorstand zu.

Art. 9. Die Zentralmeiſterkompagnie wirft beſtändig Konkursfragen auf, um die geiſtige Tätigkeit in immer regem Eifer zu erhalten und auf dieſe Weiſe Mittel zu finden, die Ideen und Erfindungen des beſtehenden Trios zu überflügeln und dadurch die Wahlen in das Trio zu erneuern.

Konkursfragen für die Trio-Wahlen oder das Präſidium in demſelben werden ungefähr ähnliche ſein:

Dem Erfinder einer reichen, ſchönen, wohlklingenden und nach den kürzeſten und faßlichſten Regeln zuſammengeſetzten Weltſprache der Eintritt oder das Präſidium im Trio.

Demjenigen, welcher Mittel findet, dieſe oder jene geiſtige oder phyſiſche Krankheit gründlich zu heilen oder ganz auszurotten, den Eintritt in das Trio oder in das Präſidium desſelben.

Demjenigen, welcher das beſte Mittel findet, die neue Weltſprache einzuführen und die alten verſchwinden zu machen, demjenigen, welcher die Luftſchiffahrt als vorteilhaftes Transportmittel möglich macht, dem, welcher eine Methode und eine Maſſe erfindet, um mittelſt derſelben die Gebäude künftig von Grund aus in einem Stück gießen zu können, wie heute die Glocken, der Eintritt in das Trio uſw. Dieſe Konkursfragen für die Wahlen richten ſich nun je nach den gemachten Erfindungen und den Bedürfniſſen der Zeit.

Zehntes Kapitel.

Die Kommerzſtunden.

Harmonie aller! Und darin größtmöglichſte Freiheit eines jeden! Das iſt die Aufgabe, welche wir zu löſen uns bemühen wollen; der Geiſt, welcher ſich von nun an kräftig in Wort und Schrift ausſprechen muß, die Idee, welche ich in dieſem Syſtem anſchaulich zu machen verſuchen will.

Was aber iſt Freiheit?

Das reinſte Ideal derſelben ſtellten die Dichter und Philoſophen auf die ſchwindlichſte Höhe ihrer Phantaſie; darum haſchte man auch bisher immer vergebens nach dem Schatten ihrer Wirklichkeit.

Laſſen wir darum dieſe göttliche Freiheit der Dichter an dem trefflich gewählten, nur in der Phantaſie erreichbaren Platz, und machen wir uns im Kreiſe unſerer Begierden und Fähigkeiten ein Nachbild derſelben für die Wirklichkeit. In dieſem Sinne antworte ich: Freiheit iſt die Fähigkeit, alles tun zu können, was man will.

Einen ausgedehnteren Begriff menſchlicher Freiheiten gibt es nicht, und auch keinen beſtimmteren, denn er bezeichnet ſchon die natürlichen Grenzen dieſer Freiheiten, nämlich die Fähigkeiten.

Das Wollen iſt der Ausdruck der Begierden des Menſchen, das Können iſt der ſeiner Fähigkeiten, und das Tun iſt der Akt der Handlung beider. Je größer alſo die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten des einzelnen iſt, um ſo größer iſt auch ſeine perſönliche Freiheit, und je größer die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten aller iſt, deſto möglicher und größer iſt auch die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten und folglich auch die Freiheit eines jeden.

Die Harmonie aller wird beſtimmt durch die Beobachtung der natürlichen Gleichheit der Verhältniſſe, der Urſachen

Auf der ersten schmalen Rubrik wird oben die Zahl des Überschusses der Kommerzstunden des Individuums angemerkt; darunter das Atelier oder der Ort, an welchem er arbeitet. Vollbringt ein Individuum seine tägliche 6stündige Arbeitszeit in zwei oder drei verschiedenen Geschäften, so wird von jedem Werkführer derselben auf dieser Rubrik dieselbe Anmerkung gemacht. Der beigefügte Stempel drückt dann zugleich aus, ob jemand im selben Arbeitszweige 2, 4 oder 6 Stunden täglich arbeitet. Dann die Wohnung desselben und wann er eingezogen ist, sowie, wann er sie quittiert hat und zuletzt den Speisesaal. Die Zahl der vorgemachten Kommerzstunden muß auf jedem Blatte oben angemerkt werden, bevor es gültig sein kann. Diese Anmerkung macht allemal der Werk- oder Zugführer zu Ende des fünften Arbeitstages auf das folgende neue Blatt. Die übrigen Bemerkungen sind nur nötig, wenn die Wohnung, der Speisesaal oder das Atelier von einem Individuum gewechselt wird.

Auf der zweiten wird unter der Rubrik „Gesundheits-Bulletin" die Gattung, Dauer, Ursache und Wirkung jeder das Individuum betreffenden Krankheit angemerkt.

Auf der dritten Rubrik, „Arbeitsstunden", werden von den verschiedenen Chefs die Stunden angemerkt, welche jedes Individuum über die Zeit gearbeitet hat, mit Angabe der Zahl derselben und der Abteilung des Arbeitszweiges. — Diese drei Rubriken sind auf einer Blattseite.

Auf der vierten, gegenüberstehenden Rubrik, „Genußstunden", werden alle Genüsse und Produkte des Angenehmen angemerkt, welche sich das Individuum eintauscht, und zwar der Wert derselben, sowie das Etablissement, wo sie genommen wurden.

Die Stempel der Arbeitsstunden sind mit der Unterschrift des Werkführers versehen; ebenso die des Gesundheits-Bulletins mit der des Arztes.

Art. 8. Die Arbeitsstunden werden nur jeden fünften Arbeitstag angemerkt, die der Genußstunden beim jedesmaligen Empfang der Genüsse des Angenehmen. Ausnahmen hiervon machen alle Genüsse, auf deren täglichen Bedarf und Empfang man sich monatsweis oder jährlich abonniert, als: Theater, Konzerte, Tabak, Reitpferde, Hunde, Vögel usw.

Art. 9. Für die Austeilung der Genüsse kann jedes Etablissement seine Stempeleinteilung so klein machen, als wünschens-

wert ist. So kann die Stunde Arbeitszeit in 10 oder 60 Teile geteilt werden, wenn dies bequem und nötig ist.

Art. 10. So lange nicht auf den ersten Rubriken des Kommerzbuches eine gewisse zu bestimmende Zahl vorgemachter Arbeitsstunden angemerkt ist, darf niemand Genußstempel darin eintragen, oder mit andern Worten; niemand kann die Genüsse des Angenehmen schmecken, bevor er nicht über die Zeit gearbeitet hat.

Art. 11. Die Kommerzbücher werden alle Jahre erneuert. Diese Erneuerung geschieht im Winter oder kurz vor der Erntezeit. Beim Schlusse der Kommerzbücher würde es sich z. B. treffen, daß manche viel Arbeitsstunden noch vorgemacht hätten; da nun der Harmonie des Ganzen wegen nur eine gewisse zu bestimmende Zahl davon ins neue Buch auf die erste Rubrik übertragen wird und die übrigen für den Inhaber des alten Buches verloren gehen, wenn er sie nicht durch Genußstunden ins Gleichgewicht bringt, so wird jeder dahin trachten, dies zu tun, und manche werden auch einige Tage lang nicht arbeiten, um sich die täglichen sechs Stunden der allgemeinen Arbeitszeit in dem Kommerzbuch durch die früher gemachten Arbeitsstunden ausgleichen zu lassen. Der Schluß der Kommerzbücher ist doch also als eine wahre Karnevalswoche zu betrachten, die man, um den nötigen Feldarbeiten nicht zu schaden, in eine passende Zeit verlegen muß.

Art. 12. In jedem neuen Kommerzbuche wird auf dem Extrablatt (s. Art. 7) die ganze Summe der früher gemachten Kommerzstunden angemerkt, sowie die dafür in vorzüglicher Quantität eingetauschten Genüsse, als z. B.: Waldmann machte in 8 Jahren 5600 Kommerzstunden, davon glich er 50 versäumte Arbeitstage mit 300 Kommerzstunden aus, 300 andere Kommerzstunden finden sich ausgeglichen durch in verschiedenen öffentlichen Etablissements genommene Getränke und Erfrischungen, 3000 Kommerzstunden ließ er sich ausgleichen durch den Eintausch verschiedener in den Ausstellungssälen genommenen Waren, und 2000 Stunden verwandte er auf Abonnements verschiedener Genüsse des Angenehmen. Außerdem werden auf diesem Extrablatt die gemachten Reisen sowie die überstandenen Krankheiten des Individuums angemerkt und was sonst noch für nötig befunden wird; mit einem Wort, dieses erste Blatt soll eine Gesamtübersicht aller früher zu Ende gegangenen Kommerzbücher des Individuums geben. Diese Übersicht wird unter der Leitung der Gesundheitskommissionen ausgestellt.

Art. 13. Die Kommerzſtunden dürfen in ihren Folgen der Geſundheit der Individuen ſowie der Harmonie des Ganzen nicht ſchaden; zu dieſem Ende ſtehen ſie unter der Aufſicht eines Geſundheitskomitees. (S. Kap. 15, Art. 16.)

Art. 14. Niemand erhält in irgend einer Stadt, einem Etabliſſement oder ſonſt an irgend einem andern Ort als in den Spitälern Nahrung, Wohnung, Kleidung und Arbeit, wenn er nicht den Wechſel ſeiner früheren Wohnung, ſeines Speiſeſaales oder ſeines Ateliers in ſeinem Kommerzbuche hat anmerken laſſen; zu dieſem Ende hat jeder unbekannte Gaſt ſeinem neuen Wirt das Buch vorzuzeigen. Ebenſo erhält niemand die Genüſſe des Angenehmen in den öffentlichen Etabliſſements, wenn nicht in ſeinem Kommerzbuche vorgemachte Arbeitszeit angemerkt iſt; und nur nach Maßgabe, als die Zahl der vorgemachten Arbeitsſtunden groß oder klein iſt, kann er die Genüſſe und Produkte des Angenehmen in größerem oder minderem Wert erhalten. Dies iſt notwendig, um eine richtige Kontrolle über den richtigen Austauſch der Vorräte in den Magazinen und Etabliſſements führen zu können, ſowie um zu verhüten, daß jemand ſich der allgemeinen Arbeitszeit entziehe, um jahrelang ohne Arbeit auf Reiſen zuzubringen.

Art. 15. Jeder, welcher bei der allgemeinen Arbeitszeit einige Stunden oder Tage fehlt, läßt ſich die fehlende Zeit als Genußſtempel von ſeinem Werkführer in das Buch eintragen. Wenn dies bis zu einer gewiſſen von den Mitarbeitern zu beſtimmenden Zeit nicht geſchieht, ſo wird derſelbe in ſeiner Wohnung und ſeinem Speiſeſaal als krank gemeldet. Die Dauer der Friſt richtet ſich je nach der Jahreszeit und der Notwendigkeit der Arbeit, ſowie nach dem guten Willen und Zutrauen der Mitarbeiter, weil dieſe im Falle eines Defizits verpflichtet ſind, die fehlende Zeit durch Kommerzſtunden nachzuholen.

Art. 16. Jedes Defizit an den Rechnungen eines Etabliſſements, eines Vereins, einer Gemeinde uſw. wird von den Konſumenten des Angenehmen getragen, z. B. wir ſind unſer 50 Sänger, wir bilden zuſammen einen Verein und abonnieren uns alle bei den Agenten der Akademie, damit man uns täglich Getränke und Erfriſchungen liefere. Nehmen wir nun an, das monatliche Abonnement für dergleichen Getränke und Erfriſchungen koſtete uns jeden 30 Arbeitsſtunden; nach zwei oder drei Monaten wären nun aber gerade die beſten Sänger mit

dieſen 30 vorzumachenden Arbeitsſtunden im Rückſtand. Würde ſich deswegen der ganze Sängerverein auflöſen wollen? Nein! Sondern ſie würden in Maſſe ihre Kommerzbücher auflegen und ſich jeder etliche Genußſtunden mehr einſtempeln laſſen, um das durch einige entſtandene Defizit zu decken. Wäre das Defizit jedoch ſo beträchtlich, daß die vorgemachten Arbeitsſtunden einiger nicht hinreichten, den Rückſtand der übrigen zu decken, ſo wird die Verabfolgung der Getränke und Erfriſchungen von ſeiten der Akademie ſo lange eingeſtellt, bis die Bücher ſich in beſſeren Umſtänden befinden.

In den öffentlichen Etabliſſements, die jeder zur unbeſtimmten Zeit oder zufällig beſucht, wie heute unſere Wirtshäuſer, wo die wenigſten Gäſte abonniert ſind, und es deshalb alle Tage etwas zu ſtempeln gibt; da, wo der Austauſch der Produkte des Angenehmen bis in die kleinſten Einzelheiten betrieben wird, kann nur ein Defizit entſtehen, wenn der angeſtellte Wirt die Kommerzbücher der ihm unbekannten Gäſte nicht jedesmal nachſieht; wenn er Leuten Getränke, Erfriſchungen und dergl. verabreicht, die nicht vorgearbeitet haben; wenn er das Verabreichte nicht einſtempelt, oder ſich im ſtempeln irrt.

Wer ſoll nun da den Schaden tragen, wenn ſich nach der Monats- oder Jahresrechnung ein Defizit ausweiſt? Doch nicht der von den Akademien eingeſetzte Wirt oder Aufwärter, denn die haben ja eben nicht mehr wie jeder andere. Die Akademie kann ihn auch nicht eher tragen als im äußerſten Notfall. Es müſſen doch alſo alle Konſumenten eines ſolchen Etabliſſements es ſein, die ihn tragen. Darum alſo wie folgt:

Art. 17. Jeder Vorteil und jedes Defizit in den Rechnungen der verſchiedenen Etabliſſements des Angenehmen wird nach Jahresrechnung unter die Konſumenten desſelben verhältnismäßig verteilt, und ihnen alſo zu der im neuen Buch einzutragenden Summe von vorgemachten Arbeitsſtunden zugeſchrieben oder davon abgezogen, je nachdem ein Gewinn oder ein Verluſt ſich herausſtellt.

Art. 18. Wird durch den Genuß des Angenehmen die Harmonie des Ganzen geſtört und iſt der Eintritt einiger arbeitsfähigen Mitglieder in die Spitäler davon die Folge, ſo wird dieſer Verluſt von allgemeiner Arbeitszeit gleichfalls den Konſumenten desſelben Genuſſes zugerechnet. Alſo je mehr Branntweinräuſche in den Spitälern kuriert werden, deſto teurer wird der Branntwein; je mehr man ſich um den Beſitz koſt-

barer oder ſeltener Gegenſtände ſtreitet (ſiehe Kap. 15, Art. 15), deſto mehr wird ihre Anfertigung und ihre Erwerbung erſchwert. (Siehe Kap. 11, Art. 8.)

Art. 19. Sowie in der für alle berechneten Arbeitszeit des Notwendigen und Nützlichen ſchon die aller zur Arbeit Unfähigen miteingerechnet und auf die übrigen verteilt iſt, ebenſo müſſen die Akademien auch allen Konſumenten des Angenehmen, die nicht mehr fähig ſind, Kommerzſtunden zu machen, dieſelben Genüſſe fortwährend gewähren, und den Wert der Arbeitszeit derſelben mit zu der zur Hervorbringung des Angenehmen nötigen Arbeitszeit ſchlagen. Die denſelben auf dieſe Weiſe unter der Form einer Penſion gewährten Genüſſe müſſen im Werte den von denſelben früher durchſchnittlich gemachten Kommerzſtunden gleich ſein.

Art. 20. Da in den Kommerzbüchern immer eine beſtimmte Zahl Arbeitsſtempel vorgemacht werden müſſen, um das Eintragen der Genußſtempel zu erlangen, ſo iſt es nötig, daß die neuen Kommerzbücher jedesmal 8 Tage vor Ablauf der alten herausgegeben werden. In die alten werden dann während dieſer Zeit nur die Genußſtunden eingeſtempelt und in die neuen die Arbeitsſtunden.

Art. 21. Geht ein Kommerzbuch verloren, ſo bekommt das Individuum ein neues; die im alten vorgemachten Kommerzſtunden gehen jedoch für dasſelbe verloren.

Art. 22. Den Mitgliedern des Trio, der Zentralmeiſterkompagnie und der Meiſterkompagnien ſowie allen, welche durch die Fähigkeitswahlen zu irgendeiner wichtigen Miſſion berufen werden, wird gleich bei der Prüfung der Wahlprobe und nach Anerkennung derſelben eine gewiſſe Summe Kommerzſtunden ausgeſetzt, je nach dem Nutzen, der aus der Verwirklichung der neuen Idee für die Geſellſchaft hervorgeht. Dieſe anfangs beſtimmte Summe Kommerzſtunden wird dieſen Individuen ſolange zugeſchrieben, als ſich dieſelben in ihrem Amte erhalten. (Siehe Kap. 4, Art. 19.)

Was die übrigen Verhältniſſe anbetrifft, ſo ſind ihre Kommerzſtunden derſelben Kontrolle unterworfen wie alle übrigen, ebenſo haben ſie wie dieſe ihre Genußſtempel nach den empfangenen Arbeitsſtempeln zu regeln.

Art. 23. Obwohl das Verwaltungsperſonal der Arbeiten und Produkte des Angenehmen ebenfalls an keine beſtimmte,

allgemeine Arbeitszeit gebunden ist, weil sich die geistigen Arbeiten desselben so wenig nach Stunden berechnen lassen als die des Verwaltungspersonals der Arbeiten des Notwendigen und Nützlichen, so kann doch die im vorigen Artikel enthaltene, die Männer des Wissens betreffende Bestimmung für dasselbe nicht gelten, weil die geistige Tätigkeit derselben wohl schöne und angenehme, aber keine notwendigen und nützlichen Produkte liefert. Wollen sie also die Genüsse des Angenehmen genießen, so müssen sie dafür in den notwendigsten Arbeiten Kommerzstunden machen wie alle übrigen. (Siehe Kap. 12, Art. 22 und Kap. 5, Art. 15 u. 16.)

Art. 24. Alle durch Kommerzstunden erworbenen Produkte des Angenehmen werden nach dem Tode des Erwerbers zur Verfügung der Gesundheitskommissionen gestellt, welche allen diesen Gegenständen, welche sich dazu eignen, eine allgemeine, nützliche Bestimmung geben und die übrigen öffentlich zerstören.

Weil ich nun fürchte, in diesem Kapitel nicht von allen Lesern gut verstanden zu werden, so will ich vor dem Schlusse desselben noch folgende Fragen abhandeln:

Erste Frage. Warum kann man sich denn nicht lieber des Geldes oder der Karten bedienen, anstatt der Kommerzbücher?

Antwort. Der ganze gesellschaftliche Unfug samt seinen Übeln und Verbrechen kann nur in einer schlechten Methode der Regelung des Austausches Nahrung finden. Unsere Münzen, Banknoten, Staatspapiere, Aktien u. dgl. sind eben solche schlechten Tauschmittel; denn:

a) man kann mit ihnen große Summen in einzelnen Haufen aufhäufen und folglich dadurch Mangel bei andern hervorrufen.

b) Man kann sich damit der allgemeinen notwendigen Arbeitszeit entziehen und dadurch die Ursache werden, daß andere sich zu Tode schinden müssen.

c) Mittels der Eigenschaft desselben, Mangel und Überfluß, Wohlstand und Elend künstlich hervorrufen zu können, wird Leben, Gesundheit, Glück und Freiheit der einen ein Spielball der Gelüste der anderen. Man kann sich damit, einer den anderen, betrügen, bestehlen, bestechen, verhöhnen; sich demütige Sklaven damit verschaffen und zum Vorteil der Begierden einiger die Harmonie des Ganzen stören.

d) Wenige einzelne können dadurch zum Nachteil aller übrigen einen hohen Grad individueller Freiheit erlangen. Um ſo freier die einen mittels des Geldes leben können, um ſo tiefer verſinken die anderen in das Joch der Unterwürfigkeit und Sklaverei.

e) Es treibt durch die Verjährung den Unfug von Generation zu Generation auf eine immer ſchrecklichere Höhe: denn das Geldſyſtem zieht die zur Erhaltung aller nötigen Kräfte auf immer größere Haufen zuſammen, um die Mäſtung ſeiner Kreaturen deſto vollkommener bewerkſtelligen zu können. Je mehr und je größere Haufen nun von den für die Erhaltung aller nötigen Bedürfniſſen für einige zuſammengekratzt werden, um ſo größer wird der Mangel der übrigen, und zwar immer größer, je mehr ſich die von den Zuſammenkratzern regelmäßig Ausgeplünderten vermehren.

f) Das Geldſyſtem iſt im Widerſpruch mit jeder vernünftigen Ordnung; daher die vielen unvernünftigen und widerſprechenden Geſetze. Solange die Geſellſchaft noch eines derſelben nötig hat, wird ihr jeder Atemzug der Freiheit verpeſtet.

g) Das Geldſyſtem verhindert und verzögert jeden für das Wohl aller berechneten Fortſchritt, weil der Geldmann nur das unterſtützt, was ihm perſönliche Vorteile bietet.

Ob die Maſchinen die Arbeit verkürzen oder nicht, unſere Lage wird dadurch im heutigen Geldſyſtem nicht verbeſſert. Manche Maſchinen ſchaffen 10-, ja 100mal mehr als der Menſch mit ſeinen beiden Händen, deswegen müſſen wir doch eben ſo lange arbeiten als früher. Vielleicht gerade deswegen müſſen wir länger arbeiten, weil die Konkurrenz der Maſchinen uns zwingt, uns jede Herabſetzung des Lohnes und Verlängerung der Arbeitszeit gefallen zu laſſen, wenn wir nicht vorziehen, zu ſtehlen oder zu ſterben.

Alſo in einem Syſteme der Harmonie und Freiheit kein Geld!

Ebenſowenig ſind Karten oder Marken ein zweckmäßiges Tauſchmittel: denn um Anhäufungen zu verhüten, müßte man ſie ebenfalls von Zeit zu Zeit durch andere erſetzen; dies würde aber bei den Karten mehr Umſtände machen. Der Hauptgrund, warum ſie in einem Syſteme der Harmonie und Freiheit nicht als Tauſchmittel dienen können, iſt der: daß mittels derſelben

Schenkungen, Beſtechungen, Haſardſpiele, Betrug und Diebſtahl möglich ſind wie unter dem Geldſyſtem. Darum können weder Stücken Metall, Holz, Steine oder Karten in einer auf Harmonie und Freiheit baſierten Organiſation der Geſellſchaft als Tauſchmittel dienen.

Ein Tauſchmittel kann daher der Harmonie und Freiheit nur durch folgende Eigenſchaften zweckdienlich ſein.

a) Es darf ſich damit nichts aufhäufen, verſchenken, verſpielen, vererben und ſtehlen laſſen.

b) Es muß ſich damit die Freiheit keines einzigen zum Vorteil eines anderen beeinträchtigen laſſen.

c) Es muß trotz allen Austauſches doch immer in der Hand des Beſitzers bleiben und zugleich ein Tagebuch ſeiner Begierden und Fähigkeiten ſein.

Zweite Frage. Warum kann man ſich der Kommerzbücher nicht auch für den Austauſch der Produkte des Notwendigen und Nützlichen bedienen?

Antwort. Weil dieſe etwas Notwendiges und Beſtimmtes ſind, was jeder in gleichem Verhältniſſe haben muß, ebenſo wie die zur Hervorbringung dieſer Produkte nötigen Fähigkeiten. Zu dem aber, was alle in gleichem Verhältniſſe haben müſſen, darf es in einem Syſtem der Harmonie und Freiheit keine Tauſchmittel geben, weil dieſe letzteren eigentlich hauptſächlich nur dazu dienen, den Freiheitstrieb einzelner zu befriedigen und eine ungleiche Verteilung der Genüſſe da möglich zu machen, wo ſie niemandem ſchadet. Da, wo die Verteilung in den Verhältniſſen für alle gleich iſt, bedarf es ja alſo auch keines Tauſchmittels. Die Bedürfniſſe des Notwendigen und Nützlichen ſind nun aber für alle gleich, wie die zur Hervorbringung derſelben nötige Arbeitszeit. Durch eine Ausdehnung des Tauſchmittels auf die Produkte des Notwendigen und Nützlichen würde nur die Verteilung nach den gleichen Verhältniſſen unmöglich gemacht. Mancher würde zum Ekel der anderen in zerriſſenen und ſchmutzigen Kleidern einhergehen, um einige Flaſchen Wein mehr trinken zu können. Andere würden deswegen Ökonomie an Möbeln und Hausrat machen, noch andere wohl gar an der Koſt; beſonders würde dieſes alles in der Übergangsperiode der Fall ſein. Darum müſſen die Tauſchmittel für das Notwendige und Nützliche aufhören, es wäre ſogar gut, wenn es möglich wäre, ſie ganz und gar aufhören zu machen. Einige halten dies für möglich,

ich aber, der ich vor allem die Harmonie aller und darin die Freiheit eines jeden will, habe bis jetzt dieſe Möglichkeit noch nicht einſehen können, weil noch niemand ſich bemühte, ſie zu beweiſen; indes wünſche ich ſie.

Dritte Frage. Durch die Kommerzſtunden wird es möglich, daß ein Individuum einige Tage die allgemeine Arbeitszeit verſäumt, weil es ſich ſeine täglichen 6 Stunden von den ſchon vorgemachten Kommerzſtunden abſtempeln laſſen kann; andere Individuen wieder arbeiten gar nicht mehr in der allgemeinen nützlichen und notwendigen Produktion, weil ſie in den Arbeiten des Angenehmen angeſtellt ſind; als Maler, Bildhauer, Goldarbeiter, Putz- und Modefabrikanten, Zuckerbäcker, Deſtillateure, Romantiker, Schauſpieler, Sänger u. dgl., wie wird es nun da möglich, mittelſt der Kommerzbücher das nötige Gleichgewicht der Begierden und Fähigkeiten zu erhalten und die für alle für das Notwendige und Nützliche feſtzuſetzende Arbeitszeit zu berechnen?

Antwort. Die Verwaltung der ganzen Geſellſchaft teilt ſich in zwei Ordnungen, die der Arbeit oder die Geſchäftsordnung und die des Genuſſes oder die Familienordnung. In der erſten wählen alle Arbeiter und Arbeiterinnen oder die Meiſterkompagnien, die Leiter der Arbeiten, vom Werkführer und Zugführer an bis zum Werksvorſtand und Trio.

Dieſes letztere kennt nun die Zahl aller arbeitsfähigen Glieder der Geſellſchaft, ſowie die aller verzehrenden Mitglieder. Nach den Bedürfniſſen dieſer letzteren fällt es alſo auch nicht ſchwer, die für alle nötige Arbeitszeit zu berechnen. Geſetzt nun, unter einer Bevölkerung von 15000 Individuen gebe es 10000, welche fähig wären, eine volle Arbeitszeit zu verrichten; nehmen wir an, dieſe vollbrächten jedes an beſtimmter allgemeiner Arbeitszeit jährlich 1800 Stunden, ſo wären das für alle zuſammen 18000000 jährlicher Arbeitsſtunden, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet. Kämen nun bei der Jahresrechnung infolge der Kommerzſtunden nur 9000000 Stunden heraus für die für die allgemeine Arbeitszeit berechneten, ſo würden die fehlenden dafür durch 9000000 Kommerzſtunden erſetzt. Nur gegen einen Überſchuß an Kommerzſtunden erhalten die Akademien ihre zur Produktion des Angenehmen nötigen Materialien. Da nun jene ohne dieſe nichts fabrizieren laſſen können, ſo iſt es ſowohl in ihrem als im Intereſſe aller Konſumenten des Angenehmen, daß

beim Anmerken der Stempel in den Kommerzbüchern keine Fehler vorgehen. Das Trio und die Gewerbsvorstände haben doch also um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Rechnungen in bezug auf die Kommerzbücher nicht das mindeste zu besorgen, weil notwendigerweise immer ein Überschuß an Kommerzstunden da sein muß, für welchen sie den Akademien die Materialien liefern, die zur künftigen Fabrikation nötig sind, und weil, wenn dieser nicht da ist, im Notfalle an den vorgemachten Arbeitsstunden aller abgeschrieben wird, was auf keinen viel beträgt. (S. Art. 16.)

Was nun die Ordnung des Genusses oder die Familienordnung anbetrifft, so hat das Trio in allen Gemeinden und Distrikten Direktoren über die Aufsicht und die Verwaltung der Vorräte eingesetzt. Diese berichten nun ungefähr wie folgt: Für eine Bevölkerung von 15000 Menschen brauchen wir dahier täglich 5000 Pfund Fleisch, 20000 Pfund Brot, 100 Scheffel Hülsenfrüchte oder Kartoffeln, 15000 Maß Milch, 10000 Maß Bier, 6000 Maß Wein usw. An Vorrat haben wir: Nun läßt er das ganze Register folgen von allem, was in Magazinen, Scheuern, Kornböden und Kellern aufgespeichert ist, so wie eine Übersicht des Gemüsebaues und des Viehstandes.

So laufen nun die Berichte aus allen Distrikten bei der höchsten Bundesbehörde ein. Nach denselben wird nun von letzterer zuerst der gegenseitige Austausch des Überflusses verschiedener Produkte des einen Distrikts mit dem des anderen angeordnet; ist dies geschehen, so regeln die Direktoren den Austausch unter den verschiedenen Gemeinden ihres Distrikts und dann die Gemeinden den unter die Küchenkommissionen und diese an jeden einzelnen durch dessen tägliche Beköstigung. An die Arbeiter für das Angenehme wird dann das Notwendige ebenso geliefert, wie an alle übrigen, weil ihre Arbeitszeit ja schon durch Kommerzstunden ausgeglichen wird. Ebenso an die, denen es einfällt, einmal einige Tage nicht zu arbeiten, wenn sie dafür sich für jeden Tag sechs vorgemachte Arbeitsstunden ausstempeln oder mit anderen Worten, sich sechs Genußstempel in ihr Buch eintragen lassen. Sobald dies aber nicht geschieht oder sobald alle vorgearbeiteten Stunden durch Genußstempel gleichgemacht sind und das Individuum dennoch fortfahren will, nicht zu arbeiten, so wird vom Atelier aus die Anzeige in seiner Wohnung gemacht, daß er krank sei, ebenso in seinem Speisesaal. Jeder aber auf diese Weise Angemeldete findet nur im Spital

Logis und Koſt, weil keine andere Wohnung und keine andere Tafel ihm offen ſtehen, ſolange nicht im Kommerzbuch entweder der ſeit 24 Stunden erfolgte Wechſel der Wohnung und des Speiſehauſes oder der Austritt aus dem Krankenhauſe und die Heilung der Krankheit angemerkt iſt. (S. Kapitel 15, Art. 11.)

Vierte Frage. Auf welche Weiſe wird allen Verfälſchungen und Veruntreuungen vorgebeugt?

Antwort. Hauptſächlich dadurch, daß die Begierden des Erwerbens und Genießens durch die Kommerzſtunden für alle auf gleiche Weiſe befriedigt werden können; des Betruges hat man mithin ganz und gar nicht nötig, es ſei denn, man wolle ſich des Genuſſes aller Produkte des Angenehmen teilhaftig machen, ohne wie andere dafür zu arbeiten.

Dieſes wird aber ſo leicht nicht, denn wenn man ſich das Kommerzbuch auch ſelbſt machen könnte ſamt ſeinen Stempeln, ſo würde dies doch nicht hinreichen, die Geſellſchaft in ihrem Intereſſe zu täuſchen; denn erſtens iſt es nicht möglich, ſich der allgemeinen Arbeitszeit pflichtwidrig zu entziehen, weil jeder, der nicht kommt, um ſich den Betrag der verſäumten Zeit einſtempeln zu laſſen, als Kranker in ſeinem Wohn- und Speiſehauſe angezeigt wird und daſelbſt ſofort für ihn alle Bedienung aufhört. Da nun niemand ſich auf dieſe Weiſe der Arbeit entziehen kann, ſo iſt ferner zweitens gewiß, daß auch niemand ſich ſelbſt falſche Stempel in das Buch eintragen kann, weil dies der Werk- oder Zugführer oder die Kameraden am Ende des fünften Arbeitstages im Buche ſehen würden.

Gelänge es aber wirklich einigen, ſich durch außerordentliche Geſchicklichkeit doppelte Bücher zu fabrizieren, ſo würden die durch dieſelben zu erhaltenden Genüſſe mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden ſein; denn einmal dürften ſie ſich in den Stunden, wo Kommerzſtunden gemacht werden, nicht zu oft den Genüſſen überlaſſen, weil dies auffallend ſein würde, wenn man die Menge der Genußſtempel mit der vielen freien Zeit vergleicht; dann wären dieſelben doch genötigt, ſich bei ihren Genüſſen von den Leuten zu trennen, mit denen ſie arbeiten, damit dieſe den Unterſchied nicht gewahr würden; auch müßten ſie viele der eingetauſchten Gegenſtände den Augen der übrigen zu verbergen ſuchen. Dann wäre es auch hauptſächlich ein Beweis, daß dieſelben geſchickter und pfiffiger ſeien, als die mit der Fabrikation der Kommerzbücher von den Akademien beauftragten Perſonen.

Die Akademie hätte ſich ſolches Defizit doch nur allein zuzuſchreiben und die Konſumenten des Angenehmen müßten den ganzen dadurch entſtandenen Verluſt teilen, was ein mächtiger Beweggrund iſt, ſeine Geſchicklichkeit nicht auf ſolche Weiſe zu erproben und ſich dadurch die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitmenſchen zu verſcherzen, die, einmal verloren, in einem Syſteme der Harmonie nur mit Mühe durch Auswanderung in eine fremde Gegend und durch ein beſſeres Betragen wieder zu erringen iſt.

Würden ſolche Kommerzbücher vollkommen nachgemacht ſamt ihren Stempeln und Unterſchriften, ſo wäre dies alſo ein Beweis, daß die Akademien mit der Fabrikation und der Einrichtung derſelben nicht die geſchickteſten und pfiffigſten Männer beauftragt hätten. Ein ſolcher Fall würde alſo zur Folge haben, die Fabrikation und das Reglement der Bücher anderen Leuten, und vielleicht gerade den Nachahmern anzuvertrauen.

Fünfte Frage. Wird das Stempeln der Bücher nicht eine langweilige Methode ſein.

Antwort. Sie iſt meiner Meinung nach kürzer als unſere Geldwechſelmethode, denn einmal iſt dabei nie etwas zu wechſeln und zu zählen, mit Ausnahme der Jahresrechnung.

Dadurch, daß ſie nur für die Befriedigung der Begierden gebraucht werden, und alſo alle das Einkaufen und Eintauſchen der zu den Bedürfniſſen des Notwendigen und Nützlichen erforderlichen Kleinigkeiten unnütz machen, wird ſie ſchon bedeutend abgekürzt. Was nun das Auszahlen oder die nach Ablauf von fünf Arbeitstagen einzuſtempelnden Arbeitsſtempel anbetrifft, ſo nimmt dieſe Methode nicht mehr Zeit in Anſpruch, als das Auszahlen des Wochenlohnes. In der Zeit von fünfzehn Minuten kann ein Werk- oder Zugführer die zehn Bücher ſeiner Gefährten alle mit den nötigen Stempeln und Unterſchriften verſehen. Das Bemerken des Wechſels des Orts, der Wohnung, des Speiſeſaales, des Ateliers, iſt mit weniger Umſtänden verknüpft, als heute das Ausſtellen unſerer Reiſepäſſe, Mietskontrakte, der Rechnungen unſerer Speiſewirte und der Arbeitsbeſcheinigungen und Atteſte unſerer Meiſter, Fabrikanten, Herren u. dergl.

Was nun die Genußſtempel anbetrifft, da werden die Umſtände und der Zeitverluſt des Stempelns ſchon dadurch außerordentlich vereinfacht, daß es jedem möglich gemacht wird, ſich auf verſchiedene Genüſſe des Angenehmen, auf Monate und auf das Jahr zu abonnieren, indem eine Anzahl Gleichgeſinnter

Vereine zu diesem Zweck bilden, als: Sing- und Lesevereine, Musik- und Turnvereine, Abendunterhaltungen u. dergl.

Jeder solcher Verein hat pränumerando für den richtigen Beitrag aller seiner Mitglieder und läßt sich den täglichen Bedarf an Tee, Bier, Wein, Kaffee, Kuchen, Likören und Erfrischungen aller Art in Summa liefern. Den Verbrauch dieser Gegenstände, und den dafür zu entrichtenden Betrag, regeln diese dann unter sich monatsweise, und die Akademie macht nur eine monatliche, vierteljährige oder jährige Revision der Bücher der Mitglieder. Das Defizit, was dann möglichenfalls bei dem einen oder dem anderen Mitgliede eintreten könnte, füllt die Gesamtheit durch überzählige Genußstempel aus. Jedem solchen Vereine ist aber vorzüglich daran gelegen, geregelte Mitglieder zu haben, auf die sich alle anderen verlassen können. Fiele demnoch (was gar nicht möglich scheint) ein allgemeines bedeutendes Defizit vor, so müßten dann natürlich die übrigen Konsumenten durch einen sehr kleinen Beitrag bei der Jahresrechnung dasselbe decken. Dies zöge aber die Auflösung eines solchen Vereins nach sich, indem demselben von den Akademien nichts eher geliefert würde, bevor er seinen Rückstand nicht durch Kommerzstunden ausgeglichen hätte. Und welcher andere Verein würde solche Mitglieder gern unter sich aufnehmen? Das Stempeln der Genußstunden in den übrigen Etablissements, wo jeder gleichsam im Vorbeigehen ein Glas Wein, Bier, Milch, ein Paket Tabak u. dergl. nehmen kann, ist ebenfalls nicht umständlich. Der Gast legt das letzte Blatt von den in seinem Buch gestempelten auf, und der angestellte Wirt — welches gewöhnlich die zur Arbeit untauglich gewordenen sind — drückt seinen Stempel hinein. Das ist wenigstens ebenso geschwind gemacht, als das Bezahlen mit dem Gelde, besonders wenn man bedenkt, daß dabei oft Wechseln und Herausgeben, und oft auch Einschreiben auf Kredit vorkommt.

Was nun die Gegenstände des Luxus anbetrifft, da geht der Austausch viel geschwinder als jetzt, wo so viele kostbare Zeit unnütz mit Handeln und Geldwechseln verloren wird.

Die Kommerzbücher sind überhaupt alles in allem, was jeder zur Regelung der Harmonie des Ganzen Schriftliches braucht. Sie vertreten alle unsere in den jetzigen Verhältnissen nötigen Schriften.

Sie sind zugleich: Reisepaß, Taufschein, Heimatsschein, Freischein, Lehrbrief, Wechsel, Quittung, Rechnungsbuch, Tage-

buch, Schulzeugnis, Eintrittskarte, Empfehlungsschreiben, Kollekte, Geldbörse, Kalender; sie sind der Spiegel aller geistigen und physischen Bedürfnisse des Individuums, sein Porträt, seine Biographie; kurz, das ganze bildliche Ich des Individuums, wie es noch nie dargestellt wurde. Diese ungeheure Menge von Zeugnissen, Attesten und Schriften aller Art, die wir unter den jetzigen Verhältnissen nötig haben, und wovon die meisten sehr unnütz sind, konzentrieren sich auf eine vervollkommnete und vereinfachte Weise, in dem einen Kommerzbuch.

Sechste Frage. Wird diese Regulierung nicht durch das Abreisen der einzelnen gestört?

Antwort. Nein, weil niemand an einem fremden Ort, ohne vorgemachte Kommerzstunden, Arbeit, Kost, Wohnung, Kleidung und Reisegelegenheit haben kann, ohne das Visa in seinem Buche vermerkt zu haben. Dieses wird jedoch nur dann gegeben, wenn das Buch in der Ordnung ist, und die Summa der gemachten Arbeits- und Genußstunden in das Buch der Reisenden eingetragen ist; welches dann bei der Jahresrechnung mit in Betracht gezogen wird.

Siebente Frage. Können nicht die Wirte manchen Gegenstand verabfolgen lassen, ohne den Wert derselben in die Bücher einzustempeln?

Antwort. Nicht leicht! Weil erstens das Interesse aller Gäste sowie ihr eigenes dabei beteiligt ist, und jeder bei der Jahresrechnung lieber seinen Gästen einen Vorteil als ein Defizit bietet; dann, weil der Wirt nie allein ist, sondern überall zwei oder vier angestellt sind, die alle das gleiche Interesse haben, eine gute, vorteilhafte Jahresrechnung abzulegen.

Zu dem Amte eines Wirtes kann man soviel Personen anstellen als man will, das tut der allgemeinen Arbeitszeit keinen Abbruch, weil man dazu diejenigen Leute nimmt, die die Gesellschaft ohnehin arbeitslos erhalten muß; zu dem Geschäfte eines solchen Wirtes hat jeder zur Arbeit unfähig gewordene immer noch Lust und Kraft genug. Nun würde aber in einem solchen Systeme der Harmonie jeder eine solche Begünstigung von seiten des Wirtes eher als eine Beleidigung als wie eine Gefälligkeit ansehen. Von dieser Seite ist doch also die Befürchtung einer Unregelmäßigkeit unbegründet.

Achte Frage. Wie würde man es aber mit den verschiedenen Geschäften halten, bei denen eine längere, erschöpfende Arbeitszeit notwendig wird, als z. B. bei den Matrosen, die

oft lange Seereiſen machen, und den Konduktoren von Fuhrwerken, die oft Tag und Nacht bei den Wagen bleiben müſſen; können dieſe denn auch Kommerzſtunden machen?

Antwort. Warum denn nicht? Dieſen wird die ganze Zeit, die ſie nötigerweiſe bei einem und demſelben Geſchäfte über die allgemeine Arbeitszeit zubringen müſſen, als Kommerzſtunden angerechnet. Davon können ſie nun einen Teil ihrer Genüſſe auf den Schiffen ſelbſt befriedigen, und die übrige Zeit und Genüſſe nach der Reiſe einholen. Die Erneuerung der Kommerzbücher ſolcher Individuen kann natürlich nicht in die für alle beſtimmte Zeit fallen, weil ſie auf Reiſen nicht Gelegenheit haben, ihre Kommerzſtunden durch Genußſtempel auszufüllen. Dieſe Erneuerung geſchieht dann vor einer jeden Abreiſe. (Siehe Kap. 5, Art. 20.)

Neunte Frage. Manche Geſchäfte ſind unſtreitig annehmlicher und angenehmer als wieder andere, und doch kann man dabei nicht eine Ablöſung von zwei zu zwei Stunden vornehmen, um dreimal ſoviel Perſonen daran teilnehmen zu laſſen. Dies iſt z. B. bei den Konduktoren von Fuhrwerken der Fall; ſoll man denn da die Arbeitszeit derſelben auch für die gleiche Mühe rechnen, da doch mitunter auch noch Zwiſchenzeiten vorkommen, wo ſie gar nichts tun, wie unter anderen bei der Fütterung der Pferde. Wie würde man denn da die Sachen regeln, um nicht gegen das Prinzip der Freiheit und Harmonie aller zu verſtoßen?

Antwort. Die Arbeitszeit ſolcher Individuen muß nötigerweiſe für voll gelten, weil ſie ja doch dieſe Arbeitszeit nicht für ſich zu anderen Zwecken benutzen können. Nach ſolchen Plätzen drängen können ſich aber die übrigen nicht, ohne ſich dem dazu berechtigenden Examen der Tauglichkeit zu unterwerfen. Dieſes Examen, welches jeder ſchon vor dem Austritt aus der Schularmee ablegen muß, wird aber um ſo ſchwieriger gemacht, je mehr ſich die Schüler zur Erlernung eines angenehm ſcheinenden Geſchäfts drängen. (S. Kap. 5, Art. 20; und Kap. 14, Art. 15.)

Mithin wird doch das Gleichgewicht der verſchiedenen Mühen dadurch keineswegs geſtört, höchſtens kann ſolches Andrängen nur dazu dienen, die Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit auf eine immer höhere Stufe zu heben. An den Meiſterkompagnien iſt es dann, zu beſtimmen, welchen Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten dadurch für das Wohl aller ein höherer

Impuls gegeben werden muß. Übrigens ist die Annehmlichkeit mancher Geschäfte heute bei uns nur scheinbar, weil wir uns keine Idee machen können, wie annehmlich die heute für schwierig betrachteten Geschäfte in einer besseren Organisation der Gesellschaft betrieben werden können.

Zehnte Frage. Wie würde man es nun mit den verschiedenen Plätzen in den Theatern halten, auf die doch alle ein gleiches Recht haben?

Antwort. Auf verschiedene Weise, je nach den Umständen.

In der Übergangsperiode, wo die Theater noch nicht allgemein geworden sind, sowenig wie die Schauspieler, kann man für die verschiedenen Plätze ein verschiedenes Abonnement von Genußstempeln annehmen. Jeder Abonnent erhält dann eine auf die Dauer des Abonnements gültige Einlaßkarte; je nach den Plätzen, auf die er abonniert ist. Will man der Möglichkeit der Verschenkungen dieser Karten vorbeugen, so kann man auch diese, sowie andere in die Kommerzbücher abgestempelte Abonnements, noch außerdem auf dem Extrablatt des Buches anmerken lassen; wenigstens ist dann doch nur ein oft wünschenswerter, gegenseitiger Austausch der täglich zu holenden Eintrittskarte möglich, nicht aber die verführerische Schenkung eines viertel- oder halbjährigen Abonnements.

Der besondere Stempel auf dem Extrablatte dient der Einfachheit wegen, damit die Theaterdirektionen bei der täglichen Austeilung der Karten nicht nötig haben, jedes Buch durchzublättern.

Sind die Theater allgemein geworden, oder will man schon früher die verschiedene Wertbestimmung der Plätze nicht mehr, so kann man die Sachen so einrichten wie folgt:

Am Eingange des Theaters befinden sich mehrere Urnen. In einer derselben sind einzelne numerierte Kugeln. In der zweiten sind diese numerierten Kugeln zu zwei und zwei zusammengefügt; in der dritten drei, und so fort bis auf fünf. Diese in den fünf Urnen enthaltenen Nummern sind aufeinanderfolgend, und repräsentieren sämtliche numerierten Plätze des Theaters.

Die Individuen, die nun einzeln kommen, greifen in die Urne, worin die einzelnen Kugeln sich befinden, und nehmen dann den ihnen danach durch ein Billett bezeichneten Platz ein. Wollen zwei oder mehrere Personen zusammensitzen, so greift eine derselben in diejenige Urne, welche die gewünschte Zahl zusammengesetzter, aufeinanderfolgender Nummern enthält. Sind

die einzelnen Nummern vergriffen, ſo werden ſie durch andere aus den andern Urnen, die man zu dem Zweck auseinandernehmen kann, erſetzt.

Geht das nicht alles ganz vortrefflich? Und doch ſind dieſe hier gegebenen Ideen nur ein unvollkommener Schattenriß von dem was ſein *kann* und *wird*.

In einem Syſtem der Vereinigung iſt viel möglich, was in einem Syſtem der Trennung und Vereinzelung unmöglich iſt.

Elfte Frage. Im Falle nun ein ſolches Kommerzbuch verloren geht, würde dieſer Verluſt nicht eine Unregelmäßigkeit in den Rechnungen, oder wohl gar ein Defizit in denſelben nach ſich ziehen?

Antwort. Die dadurch entſtehende Unregelmäßigkeit iſt von keiner Bedeutung, und kann ſich nicht auf die Verwaltung fühlbar machen, weil dieſelbe keine Kommerzſtunden kreditiert, ſondern dieſelben *verarbeiten* läßt. Das Individuum könnte doch alſo dabei nur verlieren, im Falle es nämlich eine bedeutende Anzahl Kommerzſtunden vorgearbeitet hätte, und der Überſchuß derſelben nicht mehr nachgewieſen werden könnte.

Dieſer Verluſt, der im vorkommenden Falle nur ſehr klein ſein kann, beſonders wenn das Individuum gewohnt iſt, nur ſehr mäßig über die Zeit zu arbeiten, kann aber niemandem zugute kommen als den Konſumenten des Angenehmen. (S. Art. 17 dieſes Kapitels.) Mithin kann doch der Verluſt eines Buches ſowenig wie jeder andere Verluſt oder Gewinn, das Wohl des einzelnen gefährden, und die Harmonie aller ſtören.

Ein außerordentlicher Umſtand wäre nun wohl der, daß der Verlierende Mitglied eines Vereins wäre, der ſeine Bücher mit der Akademie nur nach Jahresſchluß regelte; daß ferner es durch in der Zwiſchenzeit vorgekommene Reiſen und Krankheiten und andere unvorhergeſehene Zufälle ſehr ſchwierig wäre, den Inhalt des verlorenen Buches einzuſehen. In ſolchem Falle bleibt es den Vereinsmitgliedern überlaſſen, ob ſie das Defizit nach Artikel fünfzehn ganz oder teilweiſe übernehmen wollen, wenn der Verlierende ſeiner Unachtſamkeit nicht ſelbſt ein Opfer bringen kann oder will.

Zwölfte Frage. Wird die Regelmäßigkeit der Bücher, und dadurch die Berechnung der Harmonie des Ganzen nicht durch das Ab- und Zureiſen der Individuen geſtört?

Antwort. Nein! denn jedes Individium erhält vor der Abreiſe ſein Buch viſiert, wenn es nämlich keine Kommerz-

ſtunden vorgearbeitet hat, dabei aber doch nach der täglich beſtimmten, allgemeinen Arbeitszeit, die Fahrgelegenheiten benutzen will.

Hat ein Individuum eine Anzahl Kommerzſtunden vorgearbeitet, ſo hat es dieſes Viſa nicht nötig; iſt aber alsdann gehalten, ſolange es nicht arbeitet, ſich die täglich erforderliche, fünf- oder ſechsſtündige Arbeitszeit, von den vorgemachten Arbeitsſtunden abſtempeln zu laſſen.

Ein Reiſender, der keine Kommerzſtunden vorgearbeitet hat, erhält ſeine tägliche Arbeit und ſeine täglichen Bedürfniſſe von den Geſundheitskommiſſionen angewieſen. Will er ſich einige Zeit an einem Orte aufhalten, ſo kann er ſich bei einem Werk- oder Zugführer nach ſeiner Wahl als Arbeiter aufnehmen laſſen. Sobald er den Stempel desſelben in ſeinem Kommerzbuche hat, bekommt er in jedem Etabliſſement des Notwendigen und Nützlichen was er braucht.

Der Werk- oder Zugführer, welcher die Bücher ſtempelt, iſt verpflichtet, jeden Arbeiter, der nicht bei der Arbeit erſcheint, und für den die Kameraden nicht gutſtehen wollen, als krank zu melden. (S. Kapitel 15, Artikel 12.)

Ich hoffe nun mich in dieſem Kapitel ziemlich deutlich erklärt zu haben, und will alſo, obwohl darüber noch viel zu fragen iſt, mit dieſen Fragen ſchließen. Wer mich noch nicht verſtanden hat, wird mich vielleicht durch die folgenden Kapitel beſſer verſtehen.

Soviel iſt indes gewiß: man darf nur ein Syſtem der Freiheit, der Harmonie und Gemeinſchaft aller — hört ihrs, aller!! aller!!! — wollen, ſo wird man es finden. Dies Syſtem oder jenes! Kommerzſtunden oder keine! das alles ſind Nebenſachen; die Hauptſache iſt: Alles für alle zu wollen, und nicht: etwas für die einen, wenig für die anderen und nichts für die übrigen.

Elftes Kapitel.

Die Geschäftssperre.

Ist ein Geschäft mit freiwilligen Arbeitern überfüllt, was gewöhnlich bei den angenehmen Geschäften der Fall ist, so kann in demselben nicht über die Zeit gearbeitet, so können darin keine Kommerzstuden gemacht werden. Diese Verordnung nenne ich die Geschäftssperre.

Mittels derselben wird es möglich, im Zustande der Gemeinschaft jedem die freie Wahl einer angenehmen und leichten, oder unangenehmeren, beschwerlicheren Arbeit zu lassen, ohne daß dadurch bei letzterer ein Mangel an Arbeitern eintritt.

Die ganze Ordnung der Geschäftssperre besteht darin: den Genuß des unnötigen Angenehmen, nur durch die Produktion desjenigen Nötigen, welchem es an freiwilligen Arbeitern mangelt, möglich zu machen, und zwar ohne dadurch weder die persönliche Freiheit, noch die Harmonie des Ganzen zu gefährden, welche letztere zu sichern, der Hauptzweck dieser Institution ist.

Durch die Geschäftssperre wird es ferner möglich, alle Nachteile von der Gesellschaft abzuwenden, welchen sie durch die Zügellosigkeit der Begierden einiger ausgesetzt sein könnte. Wenn z. B. es denkbar wäre, daß im Zustande der Gemeinschaft der Luxus sich auf eine furchtbare Weise vermehrte; wenn sich bei einigen eine wahre Sucht nach goldenen Ketten, Uhren, Ringen, Perlen und Edelsteinen zeigte, und die Ärzte machten den Bericht, daß infolge der Vermehrung und Einführung dieser Gegenstände sich die Spitäler mit Habgierkranken füllten — nämlich solchen, welche sich um den Besitz eines Gegenstandes streiten und schlagen — so wird, wenn es nicht möglich ist, diese Gegenstände allgemein zu machen, von dem betreffenden Gewerbsvorstande die Sperrung der Werkstätten verordnet, in welchen diese Gegenstände bisher fabriziert wurden; dann hört die Krankheit auf einmal auf.

Man kann einwenden: Jeder kann ſich ja einen goldenen Schmuck durch Kommerzſtunden verdienen, wenn er will. Dies wäre aber doch nicht möglich: denn die Materialien dazu würden am Ende zu ſelten werden; auch erfände und fabrizierte man am Ende ſo vielen koſtbaren unnützen Kram, daß es jemandem, der an allen Luxusarbeiten und Produktionen der Phantaſie Freude hätte, zuletzt unmöglich oder doch wenigſtens zu läſtig werden würde, zur Herbeiſchaffung aller dieſer Gegenſtände ſo viele Kommerzſtunden zu machen und da nun jeder Menſch die natürliche Begierde des Habens und des Erwerbens hat, ſo iſt es auch nicht zu verwundern, wenn er dieſelbe auf die leicht möglichſte Weiſe zu befriedigen ſucht. Derjenige, welcher ſtarke Begierden hat, welche durch die Genüſſe, die auf ſeine Sinne wirken, aufgeregt werden, wendet alle ihm möglichen Mittel an, ſie zu befriedigen. Wenn ihm nun die Geſellſchaft dieſe Befriedigung durch die Anwendung ſeiner geringen nützlichen Fähigkeiten erſchwert, ſo ſucht er dieſelbe auf anderem Wege zu erlangen; ſeine Begierden kommen in Konflikt mit der Harmonie des Ganzen und zeigen dadurch an, daß hier etwas an der geſellſchaftlichen Ordnung zu verbeſſern iſt. Er ſtiehlt, heißt das in unſerer Sprache.

Da iſt nun nicht anders nachzuhelfen als durch das Allgemeinmachen oder das Wegſchaffen des fraglichen Artikels, welcher imſtande war, die Unordnung anzurichten; und dazu ſoll die Geſchäftsſperre ebenfalls dienen. Merken wir uns darin überhaupt alſo folgende Punkte:

Art. 1. Sie dient dazu, die Begierden und Fähigkeiten der einzelnen mit den Begierden und Fähigkeiten aller in Harmonie zu bringen.

Art. 2. Sie wird von den Geſundheitskomitees vorgeſchlagen und von den Gewerbsvorſtänden beſtätigt.

Art. 3. Die Geſchäftsſperre gilt für alle Individuen, welche Kommerzſtunden machen, auf die gleiche Weiſe, wenn nicht nach den Naturgeſetzen eine Ausnahme davon gemacht werden muß.

Art. 4. Eine Ausnahme davon machen alle Individuen, welche ihre Arbeitszeit in den dringendſten Geſchäften verwenden, ebenſo die Mütter kleiner Kinder ſowie die Schwachen und Greiſe, die noch arbeiten, aber keine ſtarke Arbeit verrichten können. Dadurch wird die Gleichheit der Verhältniſſe geſichert. (S. Kapitel 13, Art. 6.)

Art. 5. Wenn ein Geſchäft auf einmal viele Arbeiter nötig hat, als z. B. der Ackerbau zur Zeit der Ernte, ſo werden während dieſer Zeit alle anderen Geſchäfte geſperrt, d. h. es können in keinem anderen Kommerzſtunden gemacht werden; jedoch mit Beibehaltung obiger Ausnahmen.

Art. 6. Da jede Art von Arbeiten in verſchiedene Zweige und Unterabteilungen zerfällt, wovon die geringſten ſehr wenig Vorkenntniſſe erfordern, da überhaupt jeder ſowohl in der Schularmee als auch ſpäter beſtändig Gelegenheit und Mittel hat, ſich dieſe Vorkenntniſſe zu erwerben, ſo wird durch eine Geſchäftsſperre auch niemand in die Unmöglichkeit verſetzt, Kommerzſtunden zu machen. Dadurch wird auch die Freiheit geſichert.

Art. 7. Hat ein Geſchäft ſeiner Annehmlichkeit wegen einen zu großen Andrang von Arbeitern, ſo kann darin niemand täglich länger als zwei Stunden arbeiten, ſondern jeder darin Arbeitende muß die übrige Arbeitszeit in einem anderen Geſchäfte ausfüllen. Dadurch wird es möglich, eine dreifach größere Zahl Individuen in ſolchen Geſchäften zu beſchäftigen.

Art. 8. Gibt ein Produkt des Genuſſes des Angenehmen Anlaß zu phyſiſchen oder geiſtigen Krankheiten und kann dasſelbe nicht allgemein gemacht werden, oder wird das Übel durch das Allgemeinmachen nicht vermindert, ſo wird es geſperrt, d. h. die Verfertigung desſelben wird eingeſtellt. Dadurch wird die Harmonie in der Geſellſchaft erhalten und den Nachteilen einer zügelloſen Habgier Grenzen geſetzt.

Art. 9. Kommen infolge zu häufigen Genuſſes geiſtiger Getränke viele phyſiſche Krankheiten vor, die jedoch den einzelnen Individuen nur allein ſchaden, ſo wird die durch die Krankheiten dieſer Individuen verlorene Arbeitszeit mit zu der zur Bereitung dieſes Getränks gehörigen gerechnet, ſodaß die Konſumenten desſelben den der Geſamtheit dadurch zugefügten Nachteil erſetzen. Dadurch haben dieſe ein Intereſſe, ſolche Ausſchweifungen auf alle mögliche Weiſe zu verhüten. Die Geſamtheit kann ſolche durch die Begierden einzelner zum Nachteil anderer führenden Arbeitsverluſte nicht tragen; die durch die übermäßigen Genüſſe des Angenehmen entſtandene Lücke in der allgemeinen nützlichen Arbeit muß doch alſo durch die Konſumenten dieſer Genüſſe getragen werden.

Zwölftes Kapitel.

Die Akademie der schönen Künste und Wissenschaften oder die Verwaltung der Arbeiten des Angenehmen.

Artikel 1. Der Zweck der Akademien ist, diejenigen Fähigkeiten einzelner Individuen zu prüfen und zu entwickeln, welche imstande sind, die besonderen Begierden und Fähigkeiten einzelner anderer Individuen zu befriedigen und zu entwickeln, damit keine Fähigkeit für das Wohl der Gesellschaft verloren gehe.

Art. 2. Diese Fähigkeiten lernen die Mitglieder der Akademien durch die in den Kunstsälen aufgestellten Probearbeiten des Angenehmen oder auch durch die Prüfung des sich um die Aufnahme in die Akademie bewerbenden Individuums kennen, wenn nämlich die Prüfung einer Kunst die Gegenwart des Künstlers durchaus nötig macht, z. B. bei Schauspielern, Kunstreitern, Taschenspielern, Seiltänzern und dergl.

Art. 3. Unter Arbeiten für das Angenehme verstehe ich alle Produkte der Arbeiten für die Verfeinerung der sinnlichen Genüsse; als: für Theater, Bälle, Konzerte, Künstlervorstellungen, Privatfeste, Kuchen- und Zuckerbäckereien, Bier- und Kaffeehäuser; die Zubereitung der verschiedenen angenehmen Getränke, des Tabaks, der Feuerwerke und dergl.

Art. 4. Alle neuen Produkte des Angenehmen, oder Zeichnungen und Proben desselben werden nach geschehener Prüfung der Akademie in die Kunstsäle aufgestellt, um die Begierden der Lüsternen zu erregen.

Art. 5. Je nach den Bestellungen, welche diese machen, läßt die Akademie Ateliers für das neue Kunstprodukt einrichten.

Art. 6. Alle Arbeiten des Angenehmen, welche allgemein geworden sind, gehören nicht mehr unter die Verwaltung der Akademien, sondern unter die der Meisterkompagnien.

Art. 7. Allgemein werden sie dann, wenn die große Mehrheit der Bevölkerung einer Stadt, eines Distrikts oder eines Landes davon Gebrauch macht oder verlangt, davon Gebrauch zu machen.

Art. 8. Mitglied der Akademien ist jeder, welcher durch die Wahl einer in den Kunstausstellungen sich auszeichnenden Arbeit oder nach einer vor den Wahlkommissionen der Akademien bestandenen Prüfung seiner Fähigkeitsproben darin aufgenommen wurde.

Art. 9. Wer an den Genüssen, welche die einen oder die anderen Erzeugnisse des Angenehmen gewähren, teil nehmen will, muß die für dieselbe angemerkte Arbeitszeit durch Kommerzstunden eintauschen.

Art. 10. Auf diese Weise muß die Zeit, welche in dem Distrikt einer Akademie für die Arbeiten des Angenehmen verwendet wird, genau wieder durch Kommerzstunden in den notwendigsten Arbeiten eingebracht werden und die Existenz und das Interesse der Akademien selbst erfordert, daß dies der Fall ist.

Art. 11. Die Gesundheitskommissionen haben darüber zu wachen, daß die durch die Akademien erleichterte Befriedigung der Begierden einiger nicht zum Nachteil der Übrigen ausarte und so die Harmonie der gesellschaftlichen Ordnung störe, z. B. wenn der Verbrauch roher Materialien für die Produktion des Angenehmen den Artikeln des Notwendigen und Nützlichen Abbruch tut; wenn durch die Vermehrung der Luxusgegenstände es wieder Habgierkranke gibt, oder Betrüger, Zusammenkratzer und Diebe, wie wir sie heute nennen, usw.

Art. 12. Im letzteren Falle wird, wenn die Geschäftssperre der Heilung des Übels nicht genügt, der Artikel entweder in der Gesellschaft allgemein gemacht oder aus derselben verbannt.

Art. 13. In den angenehmen Arbeiten können nur von den schwächlichsten Individuen Kommerzstunden gemacht werden. (S. Kapitel 11, Art. 4.)

Art. 14. Die Leitung der Arbeiten des Angenehmen übernehmen die Mitglieder der Akademien; die Aufsicht in den Kunstsälen diejenigen Individuen, welche alters- oder krankheitshalber zu einer anderen Arbeit untauglich geworden sind.

Art. 15. Die Mitglieder der Akademien haben in dieser Eigenschaft weder Einfluß auf die Leitung der Arbeiten des

Notwendigen und Nützlichen noch auf die Prüfung der Fähigkeitswahlen derſelben, wenn ſie nicht durch eine gemachte nützliche Erfindung oder Entdeckung auch zugleich Mitglieder der Meiſterkompagnien ſind.

Art. 16. Alle Genüſſe des Angenehmen, welche allgemein geworden ſind, welche aber dadurch, daß einige Individuen eine ſtärkere Konſumtion derſelben verlangen, auch zugleich in die Rubrik des Angenehmen gehören, wie z. B. Wein, Bier und dergl. werden nicht unter der Leitung der Akademien produziert, ſondern denſelben von den unter der Leitung der Meiſterkompagnien ſtehenden Direktoren fertig geliefert. Der Betrag derſelben wird nach Arbeitsſtunden berechnet und bildet einen Teil der durch die Produktion des Angenehmen vermehrten Arbeitsſtunden, welche bei der Jahresrechnung mit den Kommerzſtunden im Einklang ſtehen müſſen.

Art. 17. Alle ſchönen, literariſchen Arbeiten, die bei der Prüfung der akademiſchen Wahlkommiſſion nicht für vorzüglich anerkannt wurden und durchfielen, werden ſo wie alle übrigen eingereichten Proben in den dazu beſtimmten Sälen zur Durchſicht aufgelegt.

Art. 18. Unterſchreibt ſich dennoch für den Druck eines ſolchen Werkes eine bedeutende Zahl für Kommerzſtunden, ſo läßt die Akademie das Werk drucken.

Art. 19. Für jedes angenommene literariſche Werk ſind dem Verfaſſer eine gewiſſe Summe Kommerzſtunden zu beſtimmen.

Art. 20. Dieſe zu beſtimmende Summe richtet ſich nach der Anzahl der beſtellten Exemplare, darf aber die nicht überſteigen, die jeder andere Arbeiter in einem Jahre zu machen imſtande iſt; auch verliert ſie nach Ablauf des Kommerzbuches ihren Wert wie alle anderen, nicht mit Genußſtempel ausgeglichenen Kommerzſtunden.

Art. 21. Die Arbeitszeit derer, welche unter Leitung der Akademien die Produkte des Angenehmen verfertigen, bleibt dieſelbe wie die der Arbeiten des Notwendigen und Nützlichen, nach welchen die allgemeine Arbeitszeit berechnet und beſtimmt iſt; ſie kann nur mit dieſer verkürzt werden. Vorteile in der Produktion des Angenehmen kommen daher nur den Konſumenten des Angenehmen zugute, nicht aber den Arbeitern in der Produktion des Angenehmen durch beſondere Verminderung ihrer Arbeitszeit.

Art. 22. Die Mitglieder des Verwaltungsperſonals der Arbeiten des Angenehmen ſind wie die des Trio, der Zentralmeiſterkompagnie, der Meiſterkompagnien, der Profeſſoren, Lehrer und Ärzte an keine beſtimmte Arbeitszeit gebunden; den Regeln der Kommerzſtunden ſind ſie jedoch unterworfen wie alle übrigen. Sie ſind alſo wie dieſe verpflichtet, freiwillige Arbeitsſtunden in den dringendſten Arbeiten zu machen, wenn ſie die Genüſſe des Angenehmen befriedigen wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Stellung des Weibes.

Artikel 1. Das weibliche Geſchlecht iſt in bezug auf die Arbeiten, die es verrichtet, ebenſo organiſiert wie das männliche. Es hat alſo ſeine Werkvorſtände, Meiſterkompagnien, Akademien, Kommerzſtunden und Geſchäftsſperre

Art. 2. Das weibliche Geſchlecht hat bei der Wahl der für alle zu verrichtenden Arbeiten vor dem männlichen den Vorrang, kann ſich alſo die leichteſten Arbeiten wählen, wenn es darin an Geſchicklichkeit und Schnelle dem männlichen gleichkommt.

Art. 3. Die vorzüglichſten weiblichen Arbeiten werden durch die Mitglieder der weiblichen Meiſterkompagnien geleitet, welche ebenſo gewählt werden wie die männlichen.

Art. 4. Wenn ſich für die Leitung irgendeiner wichtigen Arbeit in den Meiſterkompagnien keine findet, welche die von den höchſten Verwaltungsbehörden geforderten Talente beſitzt, ſo wird dieſe Leitung männlichen Individuen übergeben.

Art. 5. Das Amt eines Werkvorſtandes über eine der weiblichen Arbeiten können ſie nur dann verſehen, wenn ſie in den darin geforderten Talenten den Mitgliedern der männlichen Meiſterkompagnien gleichkommen.

Art. 6. Den Müttern kleiner Kinder kann kein Geſchäft geſperrt werden, auch müſſen für dieſelben in allen Arbeiten Plätze offen bleiben, damit ſie ſich die leichteſten auswählen können und ſolche, die ſie bequem zu Hauſe neben ihren Kindern verrichten können.

Art. 7. Solange die Natur kein Wunder verrichtet, d. h. ſolange das weibliche Geſchlecht das männliche in nützlichen Wiſſenſchaften, Erfindungen und Talenten nicht übertrifft, ſolange kann es auch zu keinen Ämtern gelangen, von welchen aus es das Ruder der Verwaltung der Geſellſchaft führen

und Mitglied des Trio und der Zentralmeiſterkompagnie werden könnte. Doch wenn einmal die Natur des Weibes und des Mannes ſich ſo verändern würde, daß dies der Fall wäre, dann iſt es auch billig, daß man die Organiſation den neuen Verhältniſſen anpaſſe.

Art. 8. Das Zuſammenleben in der Ehe muß freiwillig ſein und kann von keiner Seite erzwungen werden.

Art. 9. Alle Kinder, welche das dritte oder ſechſte Jahr erreicht haben, nimmt der Staat in die Schularmee auf.

Art. 10. Die Kinder der Eltern, welche krank werden, ſterben oder ſich trennen, nimmt der Staat oder vielmehr die Geſellſchaft zu ſich, ohne Rückſicht auf das Alter.

Art. 11. Ebenſo wie das erwachſene weibliche Geſchlecht, ſo hat die weibliche Jugend in der Schularmee ihre Meiſterkompagnien, Akademien, Kommerzſtunden und Geſchäftsſperren, mit denſelben Bedingungen wie die männliche Jugend, und auch zu demſelben Zweck wie dieſe. (Siehe das folgende Kapitel.)

Durch dieſe Einrichtung iſt allen Kabalen Tor und Tür verſperrt. Mädchen und Jünglinge werden miteinander auferzogen als Schweſtern und Brüder. Sie wiſſen, daß ſie alle die gleichen Rechte, Pflichten und Freiheiten nach den Naturgeſetzen haben; daß unter ihnen niemand arm und niemand reich iſt, und daß ſie alles, was ſie bedürfen, mit leichter Mühe haben können. Der ſchroffe Gegenſatz von natürlicher Einfalt und übertünchter, verſchrobener Bildung, der feine gebildete Weltton des einen und die kraſſe Dummheit und viehiſche Roheit des andern fallen doch hier weg. Ebenſo der Unterſchied zwiſchen reich und arm, zwiſchen hoch und niedrig. Alle wiſſen, daß ſie, wie alle anderen, mit Familie, mit Kind und Kindeskindern verſorgt ſein werden. Unter ſolchen Umſtänden ſpielt die Liebe und Freundſchaft eine heitere, natürliche, ungekünſtelte Rolle.

Wenn heute Eiferſucht und Liebe der Geſellſchaft tauſend blutige Wunden ſchlagen, ſo iſt das auch nur heute. Aber nenne man mir nur ein einziges der alten Übel, das heute nicht mehr exiſtiert. Alle freſſen ſich unter verſchiedenen Namen krebsartig weiter. Trennt den Eigennutz und das Intereſſe von der Liebe, dann wollen wir einmal ſehen, ob ſich nur noch die Hälfte ſolcher ſchauderhaften Geſchichten zutragen, als dies jetzt der Fall iſt. Unter zehn Heiraten hat ſich kaum eine einzige ohne Einwirkung des Eigennutzes gemacht. Hat er Geld?

Hat ſie Geld? und wieviel? — das ſind ſo die gewöhnlichen Heiratsfragen. — Ein in den Ketten des Eheſtandes unter Eiferſucht, Schikane, Zank, Streit und Widerwillen verblühtes Lebensglück iſt die Antwort darauf.

Die Liebe iſt ein Nußkern, die Ehe ſind die Schalen. Das Geldſyſtem iſt der Wurm, welcher ſich in den Kern frißt und ihn verdirbt. Die große Menge nagt an den bittern und an den harten Schalen. Da habt ihr die ganze Definition unſerer heutigen Ehen.

Schaffet den Eheleuten in der geſellſchaftlichen Ordnung eine freie, unabhängige, ſorgenloſe Stellung, und beſeitigt die eiſernen, unnatürlichen Bande, mittels welcher ihr die widerſprechendſten Begierden und Fähigkeiten auf eine ganze Lebenszeit aneinander kettet; gebet den Eheleuten die urſprüngliche Freiheit wieder, die ſie im Paradieſe hatten, dann wird der widrige Skandal aufhören, der heute euren Gerichten alle Hände voll zu tun gibt.

Nichts iſt lächerlicher, als die Treue in der Ehe durch Zwang, Furcht und Schrecken erzwingen zu wollen; man ſieht aber auch die Früchte davon. Ebenſo wie der Dieb, der einen Abſcheu vor dem Morde hat, ſich doch beim Diebſtahl mit Waffen verſieht, ſeiner eigenen Sicherheit wegen, ebenſo haben wir auch ähnlicher Beiſpiele genug von Ehebrechern und Ehebrecherinnen, die infolge der Hinderniſſe, die man den Begierden ihrer Freiheit in den Weg legte, zu Dieben und Mördern wurden. Das iſt in unſerer heutigen Organiſation der Geſellſchaft etwas ſehr Gewöhnliches, daß der Menſch, um den Zwangs- und Schreckensſyſtemen zu entgehen, die man ihn der unerlaubten Befriedigung einer Begierde wegen fühlen laſſen will, ein bedeutend größeres Übel anſtellt. Wer aber muß darunter leiden als die Geſellſchaft?

Wenn das Band der Ehe durch das Bedürfnis der Achtung, der Freundſchaft und Liebe nicht zuſammengehalten werden kann, wenn ſogar das Intereſſe nicht mehr imſtande iſt, es zuſammen zu halten — und das will viel ſagen: — ſo löſt es doch auf ums Himmelswillen! und ſchafft euch nicht einander doppelte und dreifache Höllen!

Trockne deine Tränen! armes, unglückliches, verachtetes und mißhandeltes Weib! und denke, es leiden der Schwachen noch viele auf dem Erdenrund. Einſt wird auch dir der goldene Frühſtrahl des Befreiungsmorgens heranbrechen, um dir die

heißen, bittern Tränen der Sklaverei aus den feuchten Wimpern zu küſſen. Dann blicke deinem Tyrannen ſtolz ins Auge, denn du brauchſt ihn nicht mehr, und das Geſetz ſchützt ihn nicht mehr; dann, arme, betrogene, verführte Dirne, findeſt auch du wieder einen braven Mann, der das Vorurteil des großen Haufens mit Füßen tritt; dann, ihr lebensfrohen Jünglinge und Mädchen in der Blüte eurer Jahre, lebet und liebet! Dann laſſet ausſtrömen die heute in eurem Buſen widernatürlich verſchloſſene Glut, die an eurem Herzen nagt und eure Tatkraft lähmt, ehe ſie eine der Harmonie der Geſellſchaft und eurer Geſundheit ſchädliche Richtung nimmt. Dann liebe, wer zum lieben fähig iſt.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Schularmee.

Artikel 1. Zu dieser gehören alle Knaben, Jünglinge und Mädchen bis zu den Jahren, wo sie sich die zum Eintritt in die Gesellschaft erforderlichen Geschicklichkeiten und Kenntnisse in den Arbeiten und Wissenschaften erworben haben.

Art. 2. Die Schularmee steht unter der Leitung von Lehrern und Lehrerinnen, welche Mitglieder der Meisterkompagnien und der Akademien sind.

Art. 3. Sie wird in allen Wissenschaften und Künsten unterrichtet und an alle Arbeiten gewöhnt.

Art. 4. Die Arbeiten, welche das Trio als besonders nötig für die Gesellschaft bezeichnet, werden von der Schularmee am meisten eingeübt.

Art. 5. Die Arbeiten in der Schularmee werden so geleitet, daß außer dem Unterricht der Jugend auch noch ein materieller Nutzen für die Gesellschaft daraus hervorgeht.

Art. 6. Die Arbeitszeit der Schüler und Schülerinnen wird vom Lehrpersonale je nach dem Alter und den Kräften der ersteren bestimmt.

Art. 7. Die Jugend wird hauptsächlich an die widrigsten Arbeiten gewöhnt. Das Lehrpersonal muß ihr hierin mit den besten Beispielen vorangehen.

Art. 8. Die Schularmee zerfällt in zwei Abteilungen, die weibliche und die männliche, deren jede ihre besonderen Meisterkompagnien und Akademien hat; und deren Mitglieder auf dieselbe Weise gewählt worden sind, wie die der mündigen und wirklichen Meisterkompagnien und Akademien.

Art. 9. Die Vorsteher dieser unmündigen Meisterkompagnien und Akademien sowie die Mitglieder ihrer Gewerbsvorstände sind jedoch nicht von der Schularmee und

nicht aus ihr, ſondern von und aus den wirklichen Meiſterkompagnien, Akademien und Werksvorſtänden gewählt.

Art. 10. Die Schularmee hat auch Kommerzſtunden und eine Geſchäftsſperre, welche jedoch nur den Zweck haben dürfen, die Begierden des Wiſſens und nicht die der ſinnlichen Genüſſe auszubilden; folglich werden in den Arbeiten des Angenehmen der Schularmee keine Gegenſtände der Phantaſie, des Luxus und der Leckerei fabriziert.

Art. 11. Dieſe Organiſation dient dazu, die Jugend an die Organiſation der mündigen Geſellſchaft zu gewöhnen, ihre Fähigkeiten ſo auszubilden, daß ſie den Begierden das Gleichgewicht halten, ſowie überhaupt die Begierden und Fähigkeiten des Wiſſens früher und ſtärker auszubilden, als die des Erwerbes und des Genuſſes.

Art. 12. Allen Schülern und Schülerinnen, welche in der Schularmee durch ausgezeichnetes Genie, Fleiß und Geſchicklichkeit Mitglieder der Meiſterkompagnien wurden, wird, wenn ſie ſich bei ihrem Eintritte in die mündige Geſellſchaft der Ausbildung ihrer Wiſſenſchaften auf den Univerſitäten weihen wollen, der Beſuch derſelben als Arbeitszeit angerechnet.

Art. 13. Der Beſuch der Univerſitäten ſteht auch allen anderen in die mündige Geſellſchaft eintretenden Schülern und Schülerinnen frei, wird aber nur den im vorigen Artikel Bezeichneten als Arbeitszeit angerechnet.

Art. 14. Alle Schüler und Schülerinnen müſſen vor ihrem Austritt aus der Schularmee eine Prüfung der von ihnen in der Geſellſchaft geforderten Kenntniſſe und Fähigkeiten ablegen.

Art. 15. Je nachdem der Zudrang zu einem Geſchäfte ſtark oder ſchwach iſt, wird die Prüfung der ſich zum Eintritt in dasſelbe Meldenden erleichtert oder erſchwert.

Art. 16. Diejenigen, welche bei der Prüfung nicht beſtehen, bleiben noch eine zeitlang bei der Schularmee.

Art. 17. Die Mitglieder der Meiſterkompagnien können, wenn ſie ihre Arbeitszeit in einem der Geſellſchaft nützlichen Geſchäfte wählen, zu jeder Zeit ohne vorherige Prüfung eintreten.

Art. 18. Niemand wird aus der Schularmee entlaſſen, der ſich nicht einer vollkommenen Geſundheit erfreut.

Art. 19. Wird der Zuſtand eines ſolchen Schülers und einer ſolchen Schülerin von den Ärzten als unheilbar und die

Vermiſchung des Individuums mit der Geſellſchaft als dieſer letzteren für ſchädlich erklärt, ſo erfolgt der Transport derſelben nach den zu dieſem Zwecke auf Fluß- oder Küſteninſeln zu errichtenden Aſylen. Siehe Kap. 12, Art. 6, 7 und 9.

Art. 20. Die Schularmee ſteht als ſolche unter der Vormundſchaft der Lehrer und der Geſundheitskommiſſionen; außerdem ſteht dieſe Inſtitution wie alle übrigen unter der höchſten Leitung des Trio.

Fünfzehntes Kapitel.

Die philoſophiſche Heilkunde.

Eine gut geordnete Geſellſchaft kennt weder Verbrechen noch Geſetze und Strafen. Alles, was wir heute Verbrechen nennen, ſind Folgen der geſellſchaftlichen Unordnung. Schaffen wir dieſe Unordnung weg, ſo bleibt uns noch ein natürlicher Reſt menſchlicher Krankheiten und Schwächen; dieſe beſeitigt man aber nicht durch Geſetze und Strafen, ſondern durch Heilmittel.

Wenn man den Wirrwar der Ideen und Handlungen der heutigen Geſellſchaft vom ſozialen Standpunkt aus betrachtet, ſo verdunkelt ſich dieſe ſo oft gerühmte Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts ſtark genug, um die Seher nicht zu blenden.

Manchmal handeln wir unter Gebärden des Ernſtes und mit dem Scheine des Rechts wie Wahnſinnige und Narren.

Einen armen Teufel, welcher dem Nachbar ein Hemd ſtiehlt, weil er keins und der Nachbar ſie dutzendweiſe hat, ſperren wir eine Zeitlang ein, füttern ihn für ein gezwungenes Nichtstun und vernichten durch die Verachtung, die wir auf ihn werfen, ſein und ſeiner armen Familie ganzes künftiges Lebensglück. Einem Krämer mit kurzer Elle, mit falſchem Gewicht und verdorbenen Waren hängen wir kaum eine Geldſtrafe auf, die übrigens doch niemand zahlen muß als ſeine betrogenen Käufer.

Dem Geſchäftsmanne ſteht es frei, ſeinen Kunden eine übertriebene Rechnung zu machen, aber unterſtehe ſich der Arbeiter nur einmal, eine Erhöhung ſeines Lohnes zu fordern, wie die Herren dann mit ihren Polizeimaßregeln auf ihn losdonnern, um ihm das bißchen Männerſtolz wieder aus dem Hirn zu treiben, damit ja nichts darin bleibt, als das Haferſtroh des ergebenen Sklaven!

So geht es zu in unſerer geſellſchaftlichen, ſogenannten Ordnung: Ein buntes, verrücktes Durcheinander! Ein böſes,

fluchbeladenes Weſen! Gibt es wohl ein einziges Übel, das nicht mit doppelt und dreifachen Namen bezeichnet worden wäre, bloß darum, um es nach Gefallen zu entſchuldigen und zu ſtrafen? — Keines! Alles, was ihr Verbrechen nennt und als ſolche beſtraft, erlaubt ihr euch auf der andern Seite unter einem andern Namen. Diebſtahl z. B.

Wenn der Arzt die Krankheit eines Reichen in die Länge zieht, um viele Viſiten auf die Rechnung bringen zu können; wenn der Apotheker ſtatt einer verſchriebenen, wirkſamen aber teuren Arznei eine verfälſchte, zuſammengepfuſchte nimmt, ſind das keine Diebſtähle?

Wenn eure Advokaten — der, welcher für, und der, welcher gegen eine und dieſelbe Sache iſt — ſich miteinander verſtändigen, um einer oder allen beiden Parteien den letzten Heller aus der Taſche zu ſtreiten, iſt das kein Diebſtahl?

Wenn eure Militärkommiſſionen falſche Atteſte verkaufen, um die, welche zahlen können, militärfrei zu machen; wenn man durch eine ähnliche Gelegenheit Päſſe ins Ausland austeilt, iſt das nicht ein geſtohlenes Geld, was auf dieſe Weiſe eingeht?

Wenn eure Krämer ſich den ſchlechteſten Quark furchtbar teuer zahlen laſſen; wenn ſie dadurch binnen kurzer Zeit wohlhabend oder reich werden, ſaget, haben ſie alsdann ihren Reichtum nicht geſtohlen? — oder nennt ihr das Wuchern Verdienſt?

Wenn der Kaufmann dem Fabrikanten und dieſer wieder dem Arbeiter, der ſchon mit hungrigem Magen auf die Löhnung wartet, von ſeinem geringen Lohne herunterzwackt, ſagt doch, ihr Menſchenfreunde, iſt das nicht geſtohlen? Iſt das nicht ein ſcheußlicherer Diebſtahl, als wenn ich hingehe und einem Reichen die Hälfte ſeiner Habe ſtehle?

Eure Kontributionen und Steuern, ſind ſie nicht in mancher Beziehung wirkliche Diebſtähle?

Der Mann, der mit Gewalt in mein Haus kommt, mich auszupfänden, iſt das nicht ein Dieb? — Der, welcher reich wird, weil ihm die Arbeiter um einen Spottpreis arbeiten müſſen, iſt das nicht ein Spitzbube, ein Hallunke, ein Gauner, Räuber und Dieb? — Ah, ihr gebet ſolchen Leuten höflichere Namen! Das iſt ſehr unrecht! Wenn ihr einmal in eurer Geſellſchaft Verbrechen haben müßt, ſo ſchafft ihnen wenigſtens nicht zu viel verſchiedene Namen. Wer ein Dieb iſt, der

heiße dann Dieb; und nicht Spekulant, Bankrottierer, Krämer, Auspfänder, Steuereinnehmer, Hallunke, Schelm, Kanaille usw.

Ihr mordet nicht, nein! aber eure Blutbeile, eure Schafotte, eure ungeheuren Waffenfabriken und Niederlagen, eure stehenden Heere, eure schweren, dumpfigen Gefängnisse, rufen und schreien sie nicht Mord bei Tage und Mord bei der Nacht?

Die dumpfen Löcher, in welchen eure Arbeiter verpesten, die ungesunden Nahrungsmittel, welche eure von euch unterstützte gesellschaftliche Ordnung dem Volke zukommen läßt, verbreiten denn diese nicht den Mord?

Die Tausende, die eure Schlachtfelder düngten, um das Wappen eines Kuckucks oder einer giftigen Spinne zu verteidigen, sind das keine Morde?

Die Scharen von Kindern der Armen, die in den ersten Jahren darauf gehen wegen Mangels an nötiger Pflege, sind das keine Morde? ist das keine unschuldige Kindleinmetzelei?

Alle die Menschenscharen, die des Mangels und der Erschöpfung wegen langsam dahinsterben, hat sie nicht eure falsche Organisation vor den Jahren dahingemordet?

Krieg und Duell, Schafott und Galgen, sind das keine Mordprivilegien?

Wenn der Mord und der Diebstahl der Großen den Raubzügen der Raubritter des Mittelalters nicht mehr gleichen, so ist das, weil man Mittel gefunden hat, die barbarische Außenseite dieser Übel zu verbergen; aber fortbestehen sie immer noch.

Wenn ihr denn allen diesen Morden und Diebstählen nicht Einhalt tun wollt, so ist es ja Wahnsinn von euch, euch an die Ausrottung der andern zu machen, die euch nie gelingt, weil sie aus den ersteren hervorgeht, oder doch mit ihnen eng verbunden ist.

Wenn sich die Herren Gesetzmacher doch einmal recht langsam und bedächtig bei der Nase nähmen, und nachdächten darüber, ob nicht ein jeder von ihnen einmal in seinem Leben in Versuchung geriet, ein Mörder oder Dieb zu werden! — Ich glaube, sie würden dann finden, daß es ihnen oft an weiter nichts gefehlt hat, als an der Gelegenheit und an den Verhältnissen. Wenn wir uns jedesmal in denselben Verhältnissen eines Diebes oder Mörders befänden, wer weiß, ob wir der Versuchung oder dem Drange der Umstände widerstehen könnten.

Mancher der Leſer glaubt vielleicht in dieſer Beziehung ſehr ſicher für ſeine Zukunft zu ſein. Gut! macht nur die Schule der Erfahrungen durch, die belehrt euch mehr als dicke Bücher. Was mich anbetrifft, ſo ſtehe ich in dieſer ſchlecht organiſierten Geſellſchaft für mich ſelbſt nicht mehr gut. Ich halte mich zu allem Böſen fähig, je nach den Verhältniſſen, in die mich das Schickſal ſchleudert.

Wir haben Beiſpiele geſehen, daß reiche Leute, die ſich hätten auf eine erlaubte Art genug zuſammen ſtehlen können, ein Vergnügen darin fanden, es auch auf eine unerlaubte Art zu probieren. In Dresden wurde ſogar eine Frau bloß des Nachrufs wegen, auf dem Schafotte geſtorben zu ſein, zur Mörderin an einer ihrer Freundinnen und bezeugte nach der Tat nicht die mindeſte Reue. Da heißt es denn wohl mit Recht: Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten!

Ihr habt keine Pariſer Bluthochzeiten, keine Inquiſitionsfeuer mehr, um eure politiſchen Opfer darin abzuſchlachten und zu braten, aber ihr habt eine grauſamere, fürchterlichere Qual erfunden; ihr laſſet dem Individuum die Bürde des phyſiſchen Lebens und bemüht euch, zuerſt ſein geiſtiges zu töten. Zu dieſem Ende habt ihr jene ſchändlichen, barbariſchen Gefängniſſe erfunden, in welche man eure unglücklichen Opfer zu einer fürchterlichen, ewigen Einſamkeit verdammt, ſie weder den Blick der Sonne, noch die Stimme eines Unglücksgefährten vernehmen läßt. Nur den Blicken ihrer müßigen Wärter beſtändig ausgeſetzt, ohne ſich ihnen entziehen zu können, ohne ſelbſt ihre Gegenwart zu bemerken, hocken ſie da in der feuchten, dumpfen, ſtillen, unveränderlichen Ewigkeit ihrer vier Wände. Und warum? — Großer Gott! das Herz möchte einem brechen, wenn man verpflichtet iſt, über ſolche Artikel zu diskutieren. — Die nennen ſich aufgeklärt, welche dieſe ſchändliche Maßregel zuerſt einführten! — Fluch euch, moderne Tyrannen! Fluch dir ſchändlichem Erfinder, ewigen Fluch! Du biſt nicht wert, daß dich die Erde im 19. Jahrhundert trägt. — Du Unmenſch hätteſt ſollen zu den Zeiten der rohen Barbarei auf die Welt kommen; jetzt brauchen wir der ſtudierten, raffinierten Mörder nicht mehr, die Geſellſchaft hat deren in Menge. — Weine! weine! wenn du dich nur geirrt haſt, wenn dieſer teufliſche Plan keine tiefe Böswilligkeit, keine tyranniſche Schadenfreude birgt! Weine! weine die bitterſten Tränen der Reue, die je ein Sterblicher vergoſſen! Gehe hin, wie Judas, und ſage ihnen:

Ich habe mich betrogen und euch betrogen! ich bin durch meinen Plan einer der verfluchteſten Tyrannen des Erdbodens geworden! Da habt ihr eure Lobſprüche, euer Amt, euer Geld und eure Orden wieder! Reißt dieſe finſtern Zellen wieder ein, ich kann ſonſt nicht leben und nicht ſterben. Der Jammer dieſer Unglücklichen nagt mir das Herz ab. Gott ſei mir armen Sünder gnädig!

O des Unſinns, des kraſſen Unſinns all! — Ganze Menſchenalter zupfen ſie an den Knoten verjährter Irrtümer und Vorurteile herum, und wenn ſie davon gehen, ſo ſieht es mit der Löſung derſelben noch ſchwieriger aus als zur Zeit, da ſie glaubten, dieſelbe gefunden zu haben.

Das wollen nun weiſe Männer ſein! Großer Gott, habe Mitleid mit ihnen, ſie wiſſen es nicht beſſer. Die Kenntnis einiger fremden Sprachen, die du ihnen haſt zukommen laſſen, und die Geläufigkeit ihrer eigenen haben ſie und andere ſo verblendet, den Schein für die Realität zu halten.

Es iſt wahr, die blutigen Raubzüge von damals werden ſeltener, ſie ſind mehr geordnet; man nennt ſie jetzt Krieg. Aber eine neue Art moderner Raubzüge hat ſich bei uns nach und nach eingeſchlichen und den geſellſchaftlichen Körper bis auf den Grund durchwühlt. Dieſe Raubzüge, fürchterlicher in ihren Folgen als die früheren, vor welchen man doch die Möglichkeit fand, ſich zu ſchützen, iſt der Kommerz. Dieſer iſt ein mächtiger, weitverbreiteter Raubſtaat mit der Zeit geworden, dem ſelbſt Kaiſer und Könige ihren Tribut zahlen müſſen. Ganze Krämerheere haben ſich über die allen nötige Produktion und Konſumtion gelagert und beſtehlen regelmäßig dieſelbe unter dem Vorwande, den gegenſeitigen Austauſch derſelben zu befördern. Es iſt wahrlich einmal Zeit, daß dem Volke die Augen aufgehen über ſeine wahre Lage, daß es erkenne, was denn eigentlich dieſes Krämerheer für es iſt. Dieſe modernen Wegelagerer ſind in der Geſellſchaft noch beſonders hochgeachtet. Wenn das Volk etwas zu wählen hat, wenn ſeine Intereſſen ſollen verhandelt werden, ſo wählt es dazu gerade ſolche Leute, die demſelben aus perſönlichen Intereſſen entgegen ſein müſſen. Das iſt gewöhnlich der Krämer, der zum Vorſteher, Bürgermeiſter und Abgeordneten gewählt wird. Sie glauben, es müſſe ein hochgeſtellter, reicher Mann, mit einer gefälligen, gekünſtelten Sprache ſein. — Auf dieſe Weiſe ſind ſie immer ſelbſt an der Verlängerung ihres Elends ſchuld. O Jammer!

Und nun, Krämer, du wirſt mir böſe ſein ob dieſer Polemik — da kann ich nicht helfen, übrigens zu deinem Troſt füge ich hinzu, daß der Krämer als Krämer eben nicht anders in der heutigen Geſellſchaft handeln kann, ſo wenig wie der Dieb. Wer in die Notwendigkeit verſetzt wird, zu krämern, der krämert, wenn er die Gelegenheit dazu hat, und wer in die Notwendigkeit verſetzt wird, zu ſtehlen, der ſtiehlt, wenn er die Gelegenheit dazu hat; das iſt in der Geſellſchaft von heute nicht anders. So lange, als es Krämer gibt, wird es Diebe geben, und wenn unſere Geſetzgeber ſich mit ihrer Weisheit auf den Kopf ſtellen. Geld, Krämer und Diebe ſind drei unzertrennliche Übel, oder ſind vielmehr die unzertrennlichen Urſachen zahlloſer Übel. — Warum war denn bei den Alten Merkur der Gott der Kaufleute und Diebe, wenn nicht ſchon bei der Entſtehung dieſer beiden Erwerbsklaſſen eine innige Verwandtſchaft ſich herausgehoben hätte? — Unter Krämer begreife ich übrigens — beiläufig ſeis hier geſagt — alles, was nicht von der Arbeit, ſondern vom Gewinn und vom Profit, von Spekulationen u. dergl. lebt.

Nun denkt einmal redlich und aufrichtig nach, alle die Übel, die heute die Geſellſchaft heimſuchen und die ihr Verbrechen nennt, ſind ſie nicht eine Folge der ſchlechten Organiſation derſelben?

Würde der Räuber wohl morden, indem er ſtiehlt, wenn ihn nicht die Furcht, entdeckt zu werden, die Furcht vor den ſchrecklichen Strafen, die ihn erwarten, dazu trieb? — Würde der Dieb wohl ſtehlen, wenn er ſo wie unſere reichen Leute, alles was er wünſcht, gleichſam wie durch einen Wink bekommen könnte? — Würde man ſich wohl des perſönlichen Intereſſes wegen zanken, ſchlagen, verleumden, verſchwärzen, anfeinden, belügen, betrügen, überliſten, verraten uſw., wenn alle die gleichen Intereſſen hätten? —

Würde der Menſch wohl gerne zur Zeit der Arbeit müßig gehen, wenn er nirgends zu ſeiner Geſellſchaft Müßiggänger träfe, wenn er keine Mittel mehr fände, zu leben ohne zu arbeiten?

Würde man wohl ſolche falſche Liebesſzenen beim Gelde, ſolche widrigen Geldſzenen in der Liebe erleben, wenn jeder haben könnte, was der andere auch hat; wenn in der Ehe keine Spekulationen auf Anſtellungen, Erbſchaften oder frühen Tod mehr zu machen wären; wenn niemand mehr ſo wie jetzt, des

Interesses und des Geldes wegen Bekanntschaft machte, sondern alle Bekanntschaften sich nur aus Liebe und Freundschaft schließen würden; wenn einer den andern nicht ausschließlich brauchte, um zu leben, sondern der Wohlstand eines jeden von der Gesellschaft aus gesichert wäre; wenn der verführte Jüngling, das verführte Mädchen nicht mehr des ungestümen Ausbruchs ihrer natürlichen Triebe wegen von der Gesellschaft verachtet und verfolgt würden; wenn durch die Trennung einer Ehe niemand mehr leidet, weder die Interessen der Eheleute, noch die der Familie und Kinder; wenn wir nicht mehr das ärgerliche Schauspiel haben, zu sehen, wie unsere jungen Mädchen und Weiber, unsere Freundinnen und Schwestern sich alle erdenkliche Mühe geben, ihre Jugend und Schönheit um einen guten Preis unter die Haube zu bringen; wenn einmal der Mammonszauber verlischt, welcher die jugendlichen Knospen weiblicher Schönheit der Wollust der Reichen öffnet, die sie dann entblättert in unsern Schoß wirft, während wir einige davon mit unsern Tränen auffrischen, obgleich sie früher dem Anblicke unseres Elends lieblos und schaudernd die frischen Knospen schlossen.

Lernet subtrahieren, ihr Moralisten, wenn ihr es nicht könnt, und saget mir: was bliebe dann noch übrig von alle den Übeln, die wir Verbrechen nennen?

Das wißt ihr nicht und wollt es auch nicht wissen, vielleicht weil ihr fürchtet, die Lösung dieser Frage könnte euch und andere in der gewohnten behaglichen Ruhe stören.

Wollt ihr also die Verbrechen verschwinden machen, so räumt die Ursachen weg, durch welche sie entstanden sind. Wenn ihr euch aber ernstlich an diese Arbeit macht, so werdet ihr bald finden, daß ihr es nicht mit Verbrechen, sondern mit Übeln und Krankheiten zu tun habt.

Wenn jemand bettelt oder stiehlt, so tut er es, um etwas zu haben, was ihm fehlte; er weiß eben kein anderes leichteres Mittel als das. Ihr würdet es auch tun, wenn euch nicht leichtere Mittel zu Gebote ständen. Ihr macht z. B. Kommerz; das bringt euch mehr ein, als den armen Teufeln das Betteln und Stehlen.

In einer Durchschnittsberechnung aller in Frankreich in dem Zeitraum von 10 Jahren bestraften Diebstähle kam auf jeden derselben der Betrag von 245 Franken. Dafür muß nun der Dieb jahrelang büßen und seine ganze Lebenszeit

unglücklich sein. So ein Bettelgeld stiehlt man aber im Börsenspiel den armen Leuten in wenigen Minuten.

Ihr arbeitet früh und spät, obgleich euch die Not nicht dazu treibt, das würde der Dieb auch tun, wenn er so ein einträgliches Geschäft hätte.

Ja! sagt ihr, es gibt viele, die sind zu faul zum arbeiten! — Dürft ihr euch darüber wundern, wenn ihnen die höheren Stände der Gesellschaft mit solchen Beispielen voran gehen? —

Alle biegen ihren Nacken nicht so geduldig unter das Joch der Arbeit, besonders wenn sie sehen, daß es in der heutigen Gesellschaft den Pfiffigen und Mächtigen möglich gemacht ist, von der zu diesem Zweck vermehrten Arbeit anderer zu leben. Ei! denken sich die, wenn diese oder jene da nichts tun und dabei in Lust und Freuden leben, so will ich auch versuchen, es dahin zu bringen. Böse Beispiele verderben gute Sitten!

Wollt ihr keine Müßiggänger in der Gesellschaft, so füttert keine Faulenzer, und wollt ihr keine Diebe und Bettler, so gebet jedem, was die andern auch haben.

Als Jesus nach Jerusalem reiten wollte, hatte er kein Geld, einen Esel zu kaufen. Was tat er? Ließ er etwa darum bitten? — Nein! sondern er sagte zu seinen Jüngern: Gehet hin, an der oder jener Stelle werdet ihr einen Esel angebunden finden, den bindet los, und bringt ihn mir; und wenn euch jemand fragt: warum ihr das tut, so sagt nur: der Herr braucht ihn.

Heute sollte unter ähnlichen Umständen einer kommen und sagen: der Herr braucht ihn, so nähme man Herrn und Gehülfen beim Kragen und klagte sie des Diebstahls an, denn wir sind seitdem viel raffinierter geworden.

Dieses Beispiel aus der Geschichte Jesu hat vielleicht dazu beigetragen, daß die Kirchenväter einem gewissen Schuhmacher Krispinus, welcher einem Gerber sechs Stück Leder gestohlen hatte, um den armen Leuten Schuhe daraus zu machen, zum Heiligen erhoben haben. Seitdem ist er zum Schutzpatron der Schuhmacher avanciert.

Wer heute der Dieberei wegen zum Heiligen erhoben werden will, muß schon mehr stehlen als Leder. Wenn er Königreiche stehlen könnte und sie dem Papst geben, würde ihm dies vielleicht möglich werden.

Die Esels- und die Ledergeschichte beweisen uns doch also deutlich, wie veränderlich der Begriff des Diebstahls ist, je nach den verschiedenen Zeiten und Völkern.

In Rußland wird unter den unterſten Volksklaſſen der kleine Diebſtahl für eine Bravour gehalten; man macht ſich groß damit, wie bei uns unſere jungen Leute, wenn es ihnen gelingt, einen Wucherer zu betrügen. Bei den Arabern war das Stehlen ſeit undenklichen Zeiten erlaubt, wie überall, wo Gaſtfreundſchaft, Gütergemeinſchaft und Freiheit in den Sitten wurzelten; weil Freiheit für alle nur in einem Zuſtande der Gütergemeinſchaft denkbar iſt. Da aber, wo der Freiheit wegen alle Güter gemeinſchaftlich ſind, braucht die Geſellſchaft den Diebſtahl nicht zu verbieten.

Es iſt mit dem Freiheitstriebe des Menſchen ebenſo wie mit dem in einem Keſſel verſchloſſenen Waſſerdampf, er kann ebenſo gefährlich werden, wenn man ihn zu ſtark einſchließt, als wohltätig, wenn man es verſteht, ihm in einer wohlgebauten Maſchine eine gute Richtung zu geben. Meine Aufgabe war daher, das Ideal einer geſellſchaftlichen Ordnung zu finden, in welcher es möglich wird, dem Freiheitstrieb eines jeden außerhalb der Freiheiten anderer den Zügel ſchießen zu laſſen, ohne daß dadurch die Harmonie des Ganzen geſtört wird.

Tief auf dem Grunde meines Forſchens fand ich nun, daß ſelbſt die Geſetze inſofern, als ſie von einigen für alle gemacht ſind, der Freiheit aller in vielen Fällen ein Hindernis werden. Was iſt das, ein Geſetz, frug ich mich: der Ausdruck einer bleibenden oder vorübergehenden Gewalt, war die kurze Antwort. Dieſe bleibende Gewalt iſt das Naturgeſetz und deswegen auch nur das alleinige poſitive; die vorübergehenden ſind alle unſere übrigen Geſetze. Dieſe letzteren können doch alſo, wenn ſie unſchädlich ſein ſollen, nichts anderes ſein, als Auslegungen des erſten; ſie dürfen keinen anderen Einfluß ausüben auf die Geſellſchaft als unſere Geſundheitsregeln, ja ſie dürfen und können, um der Freiheit aller nicht zu ſchaden, nichts anderes ſein als dieſe.

Als Geſundheitsregeln aber müſſen ſie der Harmonie des Ganzen, dem Alter, dem Geſchlecht, den Begierden und Fähigkeiten der Individuen und ihren Gewohnheiten, den verſchiedenen Klimas und ganz beſonders den gemachten Fortſchritten ſich anpaſſen.

Als Geſundheitsregeln müſſen ſie in der Schule der Weisheit und Erfahrung durch die Herrſchaft des Wiſſens und nicht durch die der ſinnlichen Begierden gemacht und vervollkommnet werden.

Als Geſundheitsregeln kann man den dawider Handelnden nicht anders betrachten, als einen Kranken, und zwar dann erſt, wenn er die Harmonie der Fähigkeiten und Begierden ſtört. Dieſen aber kann die Geſellſchaft wohl heilen, aber nicht ſtrafen. Alle Geſetze, die den Zweck haben, im Übertretungsfalle zu ſtrafen, ſind doch alſo Angriffe gegen die perſönliche Freiheit.

Die philoſophiſche Heilkunde wird ſich nun ungefähr in folgenden Artikeln konzentrieren:

Art. 1. Während einer Krankheit befindet ſich nach dem Naturgeſetz jedes Individuum im Vergleich gegen die übrige Geſellſchaft in einem Zuſtand der Unmündigkeit, wie die Kinder, Jünglinge und Mädchen der Schularmee.

Art. 2. Alle Kranke ſtehen darum während der Dauer ihrer Krankheit unter der Vormundſchaft der Ärzte.

Art. 3. Außer den Mitteln, welche angewendet werden müſſen, um die Beſſerung der geiſtigen und phyſiſchen Übel zu bewirken, wird den Kranken der Aufenthalt im Spital ſo angenehm als möglich gemacht.

Art. 4. Niemand wird daraus entlaſſen und der Geſellſchaft zurückgegeben, der nicht alle Anzeichen einer vollkommenen Heilung rechtfertigt.

Art. 5. Alle Seelen- und Begierdekranken unterliegen daher vor ihrer Entlaſſung öfter den Gemüts- und Begierdeproben. Wer dieſe Proben nicht beſteht, wird nicht entlaſſen.

Art. 6. Alle Individuen, deren Geſundheitszuſtand durch Ausſchweifung oder andere der Geſellſchaft ſchädliche Krankheiten ſtark zerrüttet iſt, und welche nur ſcheinbar wiederhergeſtellt werden können, werden auf Fluß- oder Küſteninſeln zu ihresgleichen verſetzt, damit ſie nicht durch Vermiſchung und Berührung mit der Geſellſchaft ihren Krankheitsſtoff den kommenden Generationen einimpfen.

Art. 7. Innerhalb des Bezirks dieſer Inſeln wird ihnen der Genuß aller Freiheiten und Annehmlichkeiten der übrigen Geſellſchaft geſichert, wenn dieſelben mit der Harmonie des Ganzen und ihrem eigenen Wohle verträglich ſind.

Art. 8. Alle unheilbaren Seelen- und Begierdekranken, ſolche, die oft in dieſelben Krankheiten zurückfallen und dadurch der Harmonie des Ganzen gefährlich werden, werden nach entferntere Ländern oder Inſeln transportiert, und ihnen jede Gelegenheit benommen, mit der geſunden Geſellſchaft in Berührung zu kommen.

Art. 9. Niemand kann auf die eine oder die andere Weiſe ſeines unheilbaren Zuſtandes wegen aus der Geſellſchaft entfernt werden, wenn dieſer Zuſtand anderen nicht ſchädlich werden kann, oder wenn ſich noch ein Arzt findet, der einen letzten Verſuch der Heilung machen will. (Siehe Kap. 4, Art. 17.)

Art. 10. Jeder, welcher die zum Wohle aller feſtgeſetzten Reglements zu umgehen ſucht, und dadurch die Harmonie des Ganzen ſtört, wird als Kranker behandelt.

Art. 11. Jedem Kranken, der nicht freiwillig in das Spital geht, wird nach geſchehener Anzeige ſofort Nahrung, Wohnung, Kleidung und Arbeit in der mündigen, geſunden Geſellſchaft geſperrt; er findet dasſelbe dann nur im Spital. In außerordentlichen Fällen kann derſelbe auch durch das Dienſtperſonal des Spitals abgeholt werden.

Art. 12. Die Anzeigen der Krankheit geſchehen auf folgende Weiſe: Finden die Freunde und Genoſſen eines Individuums an ihm die Anzeichen einer Krankheit, und fordern ihn jene auf, ſich kurieren zu laſſen, ſo ſperrt ihm im Weigerungsfalle der Hausvater das Wohnzimmer, der Werk- und Zugführer die Arbeit, die Wirte in den Speiſeſälen die Speiſen, und die Aufſeher in den Vereinen und Etabliſſements die Getränke und Erfriſchungen, und zwar ſo lange, bis er im Kommerzbuche beweiſen kann, daß er geheilt wurde, oder ſonſt zu beweiſen ſucht, daß ſeine Krankheit nicht ernſtlicher, gefährlicher Natur iſt. (Siehe Kap. 10, Art. 13, 14, 15 und 18.)

Art. 13. Weiſt es ſich aus, daß die Krankheit eines Individuums in der Anſteckung durch einen andern ihren Grund hat, ſo wird auch dieſer durch obige Maßregeln verpflichtet, ſich kurieren zu laſſen.

Art. 14. Jeder Arbeitsverluſt durch Begierdekrankheiten, welche einen unmäßigen Genuß der Produkte des Angenehmen zum Grunde haben, wird den Konſumenten dieſer Genüſſe bei der Jahresrechnung zugezählt. Würde z. B. einem Verein eine monatliche Branntweinlieferung im Werte von 100 Arbeitsſtunden von den Akademien geliefert, und gingen bei einem Trunkenbold aus dieſem Kreiſe 30 Arbeitsſtunden im Spital infolge einer durch übermäßigen Genuß entſtandenen Krankheit verloren, ſo ſind die übrigen Mitglieder des Vereins verpflichtet, ſich dieſe 30 Arbeitsſtunden in ihren Kommerzbüchern mit ebenſovielen Genußſtempeln ausgleichen zu laſſen. (Siehe Kap. 10, Art. 18.)

Art. 15. Unter die Rubrik der Begierdekrankheiten gehört auch jeder die Harmonie des Ganzen und die Freiheit eines jeden ſtörende Angriff des Beſitzes der durch Kommerzſtunden erworbenen Genüſſe, ſowie jede ſtörende Verteidigung derſelben. (Siehe Kap. 11, Art. 8.)

Art. 16. Droht eine Begierdekrankheit durch häufig vorkommende Fälle der Harmonie des Ganzen Gefahr, ſo wird dem Werksvorſtande von den Geſundheitskommiſſionen darüber die Anzeige gemacht, welcher erſtere dann den Gegenſtand, der die Urſache der Krankheit iſt, allgemein macht oder die Produktion desſelben gänzlich aufhebt, je nachdem das eine oder das andere dieſer Mittel am wirkſamſten oder am möglichſten iſt.

Die Verwirklichung dieſes oder eines ähnlichen verbeſſerten Syſtems macht alle ſeit Anfang der Geſellſchaft gemachten, meiſt unverſtändlichen und widerſprechenden zahlloſen Geſetze unnütz und entbehrlich.

Hier iſt kein anderes Geſetz mehr nötig als das Geſetz der Natur, welches auch ein Geſetz der Harmonie aller iſt.

Hier gibt es keine böſen Ankläger mehr.

Die Stimmen der geſtörten Harmonie des Ganzen und der überſchrittenen Grenze der Freiheiten eines jeden ſchreien nicht um Rache, ſondern um Hülfe.

Die erprobte Weisheit des Arztes macht hier nicht den gebieteriſchen, gefürchteten Richter, ſondern den geliebten Helfer und Ratgeber.

Hier gibt es nichts mehr zu ſtrafen, ſondern zu heilen. Polizeidiener und Gendarmen ſind in dieſem Syſtem ganz nutzloſe Subjekte. Der wirkſamſte Gendarm dieſes Syſtems iſt der Hunger und ſeine Gemahlin, die Entbehrung. Dieſes Pärchen weiſt jedem Begierdekranken im Notfall den Weg zu ſeiner Geneſung, nämlich den ins Spital.

Sechzehntes Kapitel.

Vorteile der Gemeinschaft.

Keine Armen! Und folglich auch keine Bettler, keinen Kummer, Sorge, Gram, Verzweiflung; keine bitteren Tränen des Elends, keine Geringschätzung und Verachtung; keine Unwissenheit, Dummheit, Roheit; keine ekelhaften Lumpen und Hadern; keine bleichen, ausgemergelten Gesichter und betrübte, traurige Mienen mehr.

Keine Verbrechen! Und folglich auch keine Strafen, keine Richter, Polizei, Gefängnisse, Kerkermeister; keine Gendarmen, Büttel, Gerichtsdiener, Advokaten; keine Klagen, Kläger und Verklagte; keine Gesetzbücher, Akten, Mordbeile, Galgen, Spießruten; keine Angst und Furcht; keine gekünstelten Tugenden und Laster; keine Mörder, Räuber, Diebe, Verleumder und Betrüger mehr!

Keine Herren! Und folglich auch keine Bedienten, Knechte, Mägde, Lehrjungen, Gesellen; keine Hohen und keine Niederen, keine Befehle und Unterwürfigkeiten; keinen Haß, Neid, Stolz und Übermut, keine Mißgunst, Verfolgung und Bedrückung mehr.

Keine Müßiggänger! Und folglich auch keine Taugenichtse; keine sich krank und dumm arbeitenden Sklaven; keine Verachtung und Verhöhnung der Arbeit, keine Last derselben und keine Besorgnis um dieselbe mehr.

Keine Verschwender! Und folglich auch keinen Mangel; keine Hungerleidenden und Darbenden, keine Üppigkeit und keinen Hochmut; keine schrankenlosen, die geistigen und physischen Kräfte der Gesellschaft störenden Leidenschaften mehr.

Keine Mächtigen! Und folglich auch keine Sklaverei und keine Unterjochung, keine Willkür und keine Herrschaft der Begierden, keine Gewalttätigen, keine Henker und Henkersknechte; keine Beschränkung der allgemeinen Freiheiten und keine Aussaugung der Völker; keine Steuern und Abgaben, keine Fronden

und Militärdienſte; keine Auspfändungen, Plünderungen und Brandſchatzungen; keine ſtehenden Heere, Feſtungen und Zwinger; keine Tyrannen und Bluthunde mehr.

Keine Beſchränkung des Fortſchritts! Und folglich auch keine falſche Gelehrſamkeit, keine geheiligten Irrtümer und keine glücklichen Betrüger; keine Preßgeſetze, Journalkautionen und Stempel; keine unnützen zeitraubenden Studien; keine Unterjochung der Begierden und Freiheiten des Wiſſens, des Wortes und der Rede mehr.

Kein Zeitverluſt mehr durch die Vereinzelung der Arbeiten, und darum eine allgemeine Verminderung der Arbeitszeit.

Keine unnützen Arbeiten mehr! Und darum mit leichter Mühe für jeden, was ihm notwendig, nützlich und angenehm iſt.

Keine Verluſte mehr durch die Vereinzelung in der Produktion und Konſumtion der Lebensbedürfniſſe, und daher Erſparnis und Überfluß für alle.

Die Erſparung an Brennmaterialien allein iſt nach den Berechnungen Fouriers ungeheuer. Mit dem Holz, was heute 100 Haushaltungen in 100 verſchiedenen Küchen, Öfen und Kaminen verbrennen, kann man in drei dazu eingerichteten Küchen für 900 Haushaltungen kochen, und es noch ſo einrichten, daß mit demſelben Feuer im Winter auch noch die Zimmer geheizt werden können. Ebenſo kann man die Feuer der Bäcker, Schmiede, Schloſſer, Schneider u. dergl. viel ökonomiſcher benutzen.

Die Fabrikation der Millionen von Schachteln und Schächtelchen, Kiſten, Tonnen, Tüten, Pappkaſten, Packleinewand, Packpapier, Wachsleinewand; der Menge Körbe, Karren, Wagen und vieler andern zum Kleinhandel nötigen Gegenſtände kann man entbehren.

Die Arbeiten für Errichtung und Erhaltung tauſender von Magazinen und Kontors; die Menge der kleinen Küchen, Keller, Kamine, Koffer, Riegel und Schlöſſer und noch tauſend andere Dinge hat man dann nicht mehr nötig.

Ebenſo die Ausfertigung der vielen unnützen Papiere, als: Kauf-, Miet-, Lehr-, Heirats-, Pacht-, Dienſt- und andere Kontrakte, Zins- und Schuldverſchreibungen, Teſtamente, Anweiſungen, Gerichtsprotokolle, Hypothekenbücher, Päſſe, Wanderbücher, Steuerliſten und all den Kram kann man entbehren.

Desgleichen die vielen Mauern, Hecken, Zäune, Gräben, Schlöſſer, Riegel, Ketten, Gitter; ſowie alle zur Sicherheit des

Eigentums und zur Erhaltung der Macht der Willkür nötigen Arbeiten für die Erhaltung des Militär- und Gerichtswesens können wir entbehren.

Das planlose Hin- und Herreisen, um Arbeit zu finden, wird aufhören, ebenso das Mitführen der Reisegepäcke. Man wird nur die Personen transportieren, nicht aber die Kleider und Gerätschaften, weil man die überall im Überfluß findet.

Das Suchen nach Arbeit sowie die damit verbundene Sorge und Ärgernis werden verschwinden.

Die Sorge um die Existenz des Individuums und seiner Familie wird aufhören, sowie die daraus hervorgehenden Uneinigkeiten in der Ehe.

Die Ehen werden ein Werk der Liebe und Freundschaft sein, nicht aber ein Mittel, den Lebensunterhalt zu sichern.

Die gute Erziehung der Kinder wird leicht möglich sein, weil die guten Beispiele der Eltern leicht möglich sind.

Die Vergnügungen werden eine bessere, natürlichere, der Gesundheit und dem Gedeihen der Individuen mehr zusagende Richtung nehmen als heute. Die falsche Scham wird aufhören, die die Erwachsenen abhält, fortzuspielen wie in den Kinderjahren.

So wie heute die Kinder, so werden auch die Erwachsenen mehr Vergnügen darin finden, sich im Freien herumzutummeln, als tagelang beim Kartenspiel im Tabaksdampf der Kneipen zuzubringen.

Der Menschenschlag wird wieder kräftiger, schöner, geistiger und lebendiger werden. Eine Menge Krankheiten werden sich mildern; andere werden durch die Kunst der Ärzte, verbunden mit den Maßregeln der Verwaltung, ganz ausgerottet werden, was heute im Zustand der Vereinzelung nicht möglich ist. Von Ansteckungen durch geheime, durch Haut- und andere Krankheiten wird man wenig mehr gewahr werden.

Der Mensch wird alles, was er braucht, in Fülle, und was er nicht braucht, wie jeder andere nach seinem Belieben haben können. Jeder wird sich im möglichst vollkommenen Zustand der Freiheit befinden, und das Leben kurzweiliger sein als heute, weil alle Kräfte auf die Bewegung des Fortschritts gerichtet sind, der immerfort neue Ideen schafft, die sich der Konstitution der Gesellschaft anpassen, ohne der Gesetze nötig zu haben, oder ohne auf einen Widerstand der persönlichen Interessen zu stoßen.

Das weibliche Geſchlecht wird, wie das männliche, vollkommen frei ſein von jeder barbariſchen Unterdrückung. Dieſe Freiheit des Weibes allein wird imſtande ſein, die Erde in ein Paradies zu verwandeln; noch mehr aber die Verwirklichung der Worte Chriſti: du ſollſt deine Feinde lieben; durch die Abſchaffung der Verbrechen, der Geſetze und Strafen. Denn wo dieſe beſtehen, iſt es unmöglich, ſeine Feinde zu lieben; man kann nicht zugleich lieben und ſtrafen.

Man wird auf jedem Boden nur ſolche Produkte bauen, welche er am reichlichſten und beſten hervorbringt, und nicht durch unſägliche Mühe und Fleiß die am Ende doch nur ſpärliche und ſchlechte Ernte eines anderen nicht daſelbſt gedeihenden Produkts bloß darum zu erzwingen ſuchen, weil man es daſelbſt notwendig hat, ſondern man wird alle Gegenden mit Eiſenbahnen und Kanälen verbinden und mittels derſelben den Austauſch der verſchiedenen Kulturen befördern; man wird im Norden ſo reichlich Wein trinken können, wie im Süden, und im Süden das Bier ſo reichlich, als den Wein, und ſo mit allen Produkten. In Gegenden vortrefflicher Weide wird man nur Viehzucht treiben und deshalb wird daſelbſt Wein und Brot ſo wenig mangeln, als in den Getreide- und Weingegenden das Fleiſch.

Man wird überall mit Ruhe und Sicherheit reiſen können, ohne einer Lebensgefahr durch Diebe, Räuber und Mörder ausgeſetzt zu ſein. Man wird reiſen können, wenn man will, wenn man den Zeitverluſt der beſtimmten Arbeitszeit durch Kommerzſtunden ausgleicht oder alle Tage nach der Arbeitszeit nach einem anderen Ort ſich begibt. An Fahrgelegenheiten iſt kein Mangel; dieſe ſtehen jedem frei und gehören auch mit zu den nützlichen Bedürfniſſen; an Zeit zum Reiſen fehlt es ebenfalls nicht, denn ſoviel iſt gewiß, daß, wenn der Krieg in der Übergangsperiode nicht eine Menge nützlicher Kräfte in Anſpruch nimmt, man binnen wenigen Jahren die allgemein beſtimmte Arbeitszeit noch unter täglich ſechs Stunden herabſetzen kann. Die Staatsökonomen haben ja ſchon vor mehreren Jahren berechnet, daß für die notwendigen und nützlichen Bedürfniſſe aller im Zuſtande der Gemeinſchaft nur drei Stunden notwendig wären. Dies will ich nun nicht behaupten, jedenfalls aber ſind ſechs Stunden im Zuſtande des Friedens hinlänglich.

Der Vorteil, den ein ſolches Volk im Kriege gegen ſeine Feinde hat, iſt ein ungeheurer. Einmal der Enthuſiasmus der

Gleichheit, der alle beſeelt und aus dem furchtſamſten, ſchwächſten Menſchen einen Helden ſchafft, dann die ungeheuren Hülfsmittel; denn alle durch die Arbeit zu erſparenden Kräfte können auf den Krieg verwendet werden, ohne daß es nötig iſt, daß die Regierung die Geldmänner um Kapitalien anbetteln muß, was bei den Feinden der Fall iſt. Dieſe können gar keinen energiſchen Krieg führen, wenn ſie kein Geld haben, und dies bekommen ſie nicht immer, wie ſie wollen. Öfter verlaſſen ſie ſich auf die Kontributionen in Feindes Land, wo ſie dann aber weder Geld noch Lebensmittel finden, wenn ſie eindringen, weil alles tief ins Innere geſchafft wird, auch die Bewohner; nur die bewaffneten Ackerbauer, die den Boden bebauen, bleiben mit den Magazinen der Armee zurück und ziehen ſich bei Annäherung des Feindes, je nach Befinden der Umſtände entweder in die feſten Plätze oder zu der Armee, um ſie zu verſtärken, oder ins Innere des Landes zurück, ſo daß der Feind nichts als leere Dörfer und Städte und, wenn es zweckmäßig iſt, ſelbſt dieſe nicht findet. Ein Land von zehn Millionen Einwohnern könnte in dieſem Zuſtande eine bewaffnete Macht von zwei Millionen aufſtellen. Alles iſt möglich in der Gemeinſchaft, ſogar Kriegführen ohne Geld! Darum eben iſt hauptſächlich die Gemeinſchaft möglich.

Siebzehntes Kapitel.

Übersicht des ganzen Systems.

Die Basis desselben sind die auf die Gesellschaft und die Individuen bezüglichen Naturgesetze. Der Fortschritt in den Wissenschaften ist darin der Mittelpunkt, in welchem sich alle physischen und geistigen Kräfte der Gesellschaft vereinigen, und von welchen aus dieselben wieder neubelebt in alle Adern der gesellschaftlichen Ordnung ausströmen. Er allein ist das einzige, unabänderliche Fundamentalgesetz der Gesellschaft, weil er die Konzentrierung aller auf die gesellschaftliche Ordnung anwendbaren Naturgesetze und der Inbegriff aller Verbesserungen und Vervollkommnungen ist.

Alle andern Gesetze und Verordnungen müssen sich ihm anpassen lassen und können daher nichts anders für die Gesellschaft sein als vorübergehende Reglements, eben darum, weil das Gesetz des Fortschritts selber für die Zukunft nichts anderes Bleibendes und Bestehendes bestimmt, als die fortwährende Verbesserung und Vervollkommnung des Bestehenden.

Sobald die Gesellschaft nach demselben konstituiert sein wird, werden die größten Genies, die hellsten und talentvollsten Köpfe durch die Wahlen der Fähigkeiten immer an die Spitze der Geschäfte dringen können, und jede Regierung des persönlichen Interesses und der Intrigen wird unmöglich werden. Die bestmögliche Verwaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist also dadurch gesichert und folglich auch mit dieser die bestmögliche Verteilung der Arbeiten und der Genüsse.

Nachdem ich also der Wissenschaft den ihr gehörigen Platz bezeichnet und allen den Zugang zu demselben nach den gleichen Verhältnissen auf die gleiche Weise möglich gemacht hatte, war meine Hauptaufgabe, der Freiheitsliebe jedes einzelnen die möglichst weite Bahn im Kreise der Harmonie aller zu öffnen.

Vor allem mußte hier die Exiſtenz und das Wohl jedes einzelnen vor den Übergriffen anderer geſichert werden. Dies geſchieht durch die Gemeinſchaft der Güter und der Arbeit alles deſſen, was zum Leben notwendig und nützlich iſt.

Mit allen Arbeiten und Genüſſen, die das Leben angenehm machen und alſo nicht zum Leben nötig ſind, machte ich, um den beſondern Begierden der einzelnen ſowie ihrem Freiheitstrieb einen Spielraum zu geben, von der Gemeinſchaft eine Ausnahme.

Je nach der fortſchreitenden Bildung eines Volkes vermindern ſich dieſe Ausnahmen dadurch, daß die Genüſſe des unnützen oder ſchädlichen Angenehmen immer ſeltener werden und das wirklich nützliche Angenehme immer allgemeiner wird; wo es alsdann, auf dieſen Punkt angekommen, aufhört, eine Ausnahme von der Gemeinſchaft zu machen.

Die Fähigkeiten, welche jeder einzelne in Bewegung ſetzt, um ſeine Freiheiten zu erweitern und ſeine Begierden des Angenehmen zu befriedigen, leitete ich dahin, wo derſelbe Freiheitstrieb und dieſelben Begierden des Angenehmen eine Leere in der Produktion des Notwendigen und Nützlichen zu laſſen drohen.

Ich verglich die Geſellſchaft mit einer Wieſe und die Begierden mit Bächen, welche beſtimmt ſind, dieſe Wieſe zu bewäſſern. Gut! dachte ich mir, ſtrömt, wohin ihr wollt! ſchlagt eine Richtung ein, welche ihr wollt, die Kommerzſtunden werden immer das Bett ſein, in welches ihr ſtrömt; dies ſichert die perſönliche Freiheit. Da, wo ihr am ſtärkſten ſtrömt, wird man Waſſerräder ſetzen, beſtimmt, eure Waſſer auf die grünen Wieſen zu leiten. Dieſe Waſſerräder ſind die Geſchäftsſperre; ſie ſichert die Harmonie aller. Außerdem wird man diejenigen Richtungen, welche für die Bewäſſerung der Wieſen die beſten ſind, zu erweitern und zu vertiefen ſuchen und denen, welche derſelben am hinderlichſten ſind, Dämme ſetzen. Dies geſchieht durch die Herrſchaft des Wiſſens und ſichert ſomit den Fortſchritt. Polizei und Geſetze ſind in dieſem Syſteme nicht nötig, weil jeder Nachteil, den die Begierden einiger, andern zufügen können, von dieſen letztern freiwillig getragen und jedes Übel, jeder Nachteil, das ſie nicht tragen wollen und können, in den Heilanſtalten beſeitigt wird.

Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß die Maßregeln der Kommerzſtunden und der Geſchäftsſperre im ganzen Bereich des

großen Familienbundes nicht überall dieſelben ſein werden. In der einen Lokalität wird oft ein Geſchäft geſperrt ſein, das in der andern offen iſt. Hier wird dieſe oder jene Speiſe, dieſes oder jenes Gerät unter die Genüſſe des Angenehmen gehören, das in der andern Gegend zu den allgemeinen Bedürfniſſen gehört. Je größer der Bereich des Bundes iſt, je mehr Verſchiedenheiten wird es darin geben. Dieſe werden ſich ſelbſt auf die Arbeitszeit ausdehnen, weil der Menſch in heißen Gegenden nicht ſo viel Lebensbedürfniſſe nötig hat als in den kalten. Das Trio wird jedoch alle dieſe Verſchiedenheiten zum Wohle des Ganzen regeln.

Über den Nutzen, die Zweckmäßigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit der künftig einzurichtenden Gebäude, Möbeln, Kleidungen, Vergnügungen uſw. hielt ich nicht für notwendig, ein beſonderes Kapitel zu ſchreiben, um die Leſer durch den Reiz der Genüſſe zu gewinnen. Das wird jeder leicht begreifen, daß alles, was jetzt an einzelnen Gebäuden, Möbeln, Kleidungen und ſonſtigen Produkten für nützlich, ſchön, zweckmäßig, bequem und angenehm befunden wird, im Zuſtande der Gemeinſchaft auch allgemein für alle ſo eingerichtet werden wird.

Nun iſt es möglich, daß mancher wichtige Punkt in dieſem Syſtem noch nicht berührt worden iſt; desgleichen mag manchem Leſer manches noch nicht ganz verſtändlich ſein. In einem oder dem andern Falle beliebe man ſich ſchriftlich an die Redaktion der „Jungen Generation“ zu wenden, dieſe wird ſich ein Vergnügen daraus machen, ſowohl unverſtändlich gebliebene Stellen genauer zu explizieren als auch Ideen über Vervollkommnungen des hier gegebenen Syſtems in ihr Blatt aufzunehmen.

Achtzehntes Kapitel.

Mögliche Übergangsperioden.

Wenn ein Kranker durch eine heftige Bewegung ſein Blut in ſtarken Umlauf ſetzt und dadurch der Krankheitsſtoff verſetzt wird oder ſich verliert, ſo iſt dies eine Revolution, die mit dem Körper vorgegangen iſt.

Wenn mittels einer neuen Erfindung die Arbeiten und Werkzeuge eines Geſchäfts verändert und durch andere erſetzt werden, ſo iſt eine Revolution mit dieſem Geſchäft vorgegangen.

Wenn durch philoſophiſche Lehren den Sitten eine andere Richtung gegeben wird, ſo iſt eine Revolution mit denſelben vorgegangen.

Alſo überhaupt: wenn durch das Übergewicht einer geiſtigen und phyſiſchen Kraft das Alte dem Neuen weicht, ſo iſt dies eine Revolution.

Der Umſturz des alten Beſtehenden iſt Revolution; folglich iſt der Fortſchritt nur durch Revolutionen denkbar.

Es lebe die Revolution!

Es gibt in unſeren ziviliſierten Staaten faſt niemanden, welcher mit dem Beſtehenden vollkommen zufrieden wäre. Regierende und Regierte, darüber ſind ſie alle einverſtanden, daß Verbeſſerungen vorgenommen werden müſſen, nur über Zweck und Mittel derſelben ſind die Anſichten verſchieden, je nach den beſondern perſönlichen und allgemeinen Intereſſen, welche ſie beleben.

Das Wohl der Menſchheit wollen ſie ſcheinbar alle, die wenigſten aber tun etwas dafür, und von dieſen ſind wieder die wenigſten über die Mittel einig, die zu dieſem Zwecke angewendet werden müſſen.

Beleuchten wir einige dieſer ſchon oft vorgeſchlagenen und teilweiſe angewandten Mittel näher.

1. Die Verbeſſerung der Schulen; die Erziehung der Kinder der Armen auf Koſten des Staats.

Das Mittel iſt nicht allein gut, ſondern auch ſehr notwendig; allein der Armut ſteckt man dadurch keine Grenzen. Wenn die ungeheure Mehrzahl der Armen unwiſſend iſt, ſo beweiſt das nicht, daß dieſe Unwiſſenheit die Urſache ihrer Armut iſt, denn wenn dem ſo wäre, ſo müßte mancher reiche Kauz der ärmſte Lump auf Gottes weiter Erde ſein, und mancher gebildete Arme einer der reichſten Erdbewohner. Nein! die Armut entſteht nicht aus der Unwiſſenheit, ſo wenig, als der Reichtum aus Bildung und Gelehrſamkeit: aber ſo lange als es gebildete Arme gibt und ungebildete, wird die Armut immer ſchwerer auf die letzteren drücken als auf die erſteren, weil jeder, welcher die Mittel hat, ſich durch die Mühen und Arbeiten anderer zu bereichern, ſich dazu unter denſelben immer derjenigen bedient, deren Geſchicklichkeit und Fleiß ihm den größten Vorteil verſpricht. So lange aber als es Reiche gibt, wird dies ſo ſein, ſelbſt wenn alle Armen die größtmögliche Schulbildung genoſſen hätten.

Das einzige Reſultat einer allgemeinen Erziehung würde doch nur das ſein, daß es nach dieſem keine unwiſſenden, ſondern lauter gebildete Arme gäbe; und der einzige Vorteil der, daß dieſe gebildeten Armen nicht mehr ſo dumm ſein würden, geduldig Mangel und Entbehrung zu leiden, und zu ſtolz, um die Erhaltung ihrer Exiſtenz bei anderen demütiger und feiger Weiſe zu erſchmeicheln und zu erbetteln.

Wie der Graben beim Aufwerfen des Walles, ſo entſteht die Armut bei der Anhäufung des Reichtums.

Die Unwiſſenheit iſt ein Stein des Anſtoßes auf den Höhen des Reichtums und eine ſtinkende Pfütze in den Tiefen der Armut.

2. Die Preßfreiheit.

Gut! wir ſind mit ganzer Seele dafür, denn was wäre unſer Wirken ohne dieſe; mit ihr allein iſt jedoch nur geraten, nicht geholfen.

Derjenige, welcher an den materiellen Bedürfniſſen keinen Mangel leidet, der alſo phyſiſch frei iſt, der fühlt auch um ſo ſtärker das Bedürfnis, geiſtig frei zu werden. Den laſſet immer Preßfreiheit verlangen; ſie iſt das Salz, das ihm fehlt, ſeine Speiſen zu würzen; ihr aber, was wollt ihr mit dem Salz, wenn jene euch die Speiſen vorenthalten?

Habt ihr einmal eure Feinde gezwungen, euch euer tägliches Brot zu geben, ſo verweigern ſie euch auch bei Gott das Salz nicht.

Die Freiheit, die ihr für alle zu fordern habt, muß eine einige, allgemeine, unteilbare Freiheit sein und keine besondere. Jede andere Freiheit ist Irrtum oder Lüge.

Die Preßfreiheit kann im Geldsystem nicht vollkommen sein, weil die Skribenten bezahlt werden können. Wenn eine Schrift in diesem System Wahrheit verbreitet, so verbreiten dafür zehn andere Irrtum, Unverstand und Lügen.

Diese heutige Preßfreiheit wird mehr dazu benutzt, einige zu nähren als alle aufzuklären. Man schreibt eben um zu leben, weil man ohne Geld nicht leben kann, um zu schreiben. Wer aber hat das Geld? Die Geldmänner. Diese sind es also, welche der Literatur eine Richtung zu geben suchen, mit der Schwere ihrer Geldsäckel.

Wer im Interesse der Reichen und Mächtigen schreibt, dessen Arbeit wird, wenn sie diesen Zweck gut erreicht, auch gut bezahlt; wage es aber jemand, für das arme Volk zu schreiben, dann wird er sehen, was das für eine Freiheit ist, diese Freiheit im Geldsystem. Mancher Drucker läßt sich voraus bezahlen, denn, spricht er, ich kenne den Autor weiter nicht. Die Buchhändler nehmen auch lieber jede andere Schrift in Kommission als eine, welche das Interesse der Armen verteidigt. Die, in deren Interesse man schreibt, haben kein Geld, um Schriften zu kaufen, und die, welche davon kaufen, brechen es sich an ihren Genüssen ab.

Ein großer Teil der arbeitenden Klassen ist für alles Geistige so abgestumpft, daß sie gar nichts lesen. Scheint ein an die Armen gerichtetes und für sie geschriebenes Werk den Interessen der Reichen und Mächtigen gefährlich, so bedienen sie sich allerhand Kunstgriffe, um die zugestandene Preßfreiheit zu umgehen. Man sucht den Autor um allen Erwerb zu bringen, damit er am Ende aufhören muß zu schreiben; man überredet die Drucker, den Druck solcher Schriften fahren zu lassen, oder man bedroht sie, ihnen andere einträglichere Arbeiten zu entziehen, im Falle sie fortfahren, solche Schriften zu drucken.

Unsere „Junge Generation", nämlich das Journal dieses Namens, kann von der Preßfreiheit des Geldsystems ein erbauliches Liedchen singen.

Welche Hindernisse mußte dieses Blatt nicht allein in den Kantonen Bern und Genf kurz nach seinem Erscheinen bestehen.

Acht an verschiedene Personen ergangene polizeiliche Vorladungen, die einen des Drucks, die andern der Verteilung der

Blätter wegen! Damit wollte man den Lesern des Blattes Furcht machen und so die Abonnements verhindern.

Die nächste Folge davon war, daß die wenigen Drucker in Genf, die mit deutschen Lettern versehen waren, den Druck verweigerten. Der eine fürchtete die Arbeiten der Momien wieder zu verlieren, welche schon einmal ihren Drucker gewechselt hatten, weil er sich unterstanden, die Proklamationen der damaligen Gesellschaft vom 3. März zu drucken; ein anderer fürchtete die Arbeiten für die Regierung zu verlieren; noch ein dritter hoffte vielleicht damals, sie zu bekommen. So wissen sie die Preßfreiheit mit dem Interesse abzuwägen, so bald dieselbe den besondern Interessen einiger schädlich zu werden droht.

Außerdem gab es in Bern eine polizeiliche Nachfrage nach dem Redakteur sowohl als nach seinem Vorrat von Journalen; beide waren aber schon auf dem Wege nach dem toleranteren Waadtlande. Ohnedem wären sie vielleicht damals als eine gute Prise erklärt worden. Ist denn das eine Preßfreiheit? Für den Reichen wohl, nicht aber für den Armen.

Zweimal mußte infolge dieser Manöver der Druckort der „Jungen Generation" verlegt werden. Welche Unruhe und Verluste dieses aber nach sich zieht, besonders für den Unbemittelten, wird jedermann leicht begreiflich sein. Dieses alles geschah unter vollkommener Preßfreiheit; nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte es derselben mehr als wir bedurften; von der Zensur aber, welche das Geldsystem auf krummen Wegen ausüben kann, steht nichts in den Gesetzbüchern.

Rechnen wir nun noch die Verfolgungen von seiten des Ministeriums Guizot, welches, um den fremden Mächten gefällig zu sein, den Eintritt unseres Blattes in Frankreich, nachdem es mehrere Male zugelassen worden war, auf einmal verweigerte, ohne diese Verweigerung uns vorher wissen zu lassen. Man hatte ganz einfach den Grenzbeamten den Befehl gegeben, künftig die Blätter zu saisieren. Auf diese Weise wurden 1200 Exemplare, welche, wie alle früheren auf legalem Wege expediert worden waren, auf der Grenze weggenommen und wie wir erfuhren, in Besançon verbrannt. Solchen Respekt haben die Mächtigen vor dem Eigentum, während wir jeden Dieb verachten.

Wie soll im System der Ungleichheit die Freiheit der Presse möglich sein, wenn nicht einmal die Freiheit der Rede möglich ist! — Sprecht doch mit den aufgeklärten, verheirateten und

etablierten Schweizern, ſie werden euch ſagen, wie ſie ſich in acht nehmen müſſen, ihr politiſches und ſoziales Glaubensbekenntnis nicht zu laut abzulegen, aus Furcht, Kundſchaft, Arbeit und Brot zu verlieren. Wenn nun ſonach ſchon die Freiheit der Rede im Syſtem der Ungleichheit nicht möglich iſt, da doch die Worte nichts koſten als die Zeit, um wieviel weniger iſt dieſes die Preßfreiheit, da die Schriften Geld koſten, welches nur der Reiche im Überfluß hat, woran es aber dem Armen immer fehlt.

Allerdings für den Reichen iſt die Preßfreiheit eine Möglichkeit und zwar um ſo mehr, je reicher er iſt, aber nicht für alle, nicht für die weniger Reichen, nicht für die nur Wohlhabenden und am wenigſten für die Armen.

Nein, lieben Brüder, laſſen wir uns nicht mehr durch die politiſchen Heuchler hinters Licht führen, die da immer den Mund voll nehmen vom Brei der Preßfreiheit, des Vaterlandes und der Nationalität, und noch mehr ſolcher gekochten Phraſen. Mit all dieſen politiſchen Küchenzetteln hat man uns bisher ein X für ein U zu machen gewußt. Die einen, unerfahrene, eitle und ehrgeizige Bürſchchen, hatten das politiſche Vaterunſer auf den Akademien gelernt, und beteten es uns vor, ſo wie ſie es gelernt und geleſen hatten, und wir ſagten dazu Amen, weil wir es nicht beſſer verſtanden. Auf dieſe Weiſe betrogen dieſe Leute ſich und uns. Andere Pfiffigere und Höhergeſtellte machten ſich den politiſchen Irrtum der einen und das Amen der andern zunutze, indem ſie die Zeit mit etwas für ihr Intereſſe Vorteilhafterem anzuwenden wußten als mit leerem Wortkram; ſie heuchelten uns Sympathie, um Zeit zur Gegenwirkung zu gewinnen. Darum werden wir doch endlich einmal geſcheidt, und gehen wir auf nichts mehr ein, verlangen und unterſtützen wir nichts, was nicht die natürliche Gleichheit aller bezweckt und was uns keinen materiellen Vorteil verſpricht.

Es gibt Betrüger, die euch vorſchwatzen, ihr braucht vor allem der geiſtigen Freiheit, nach dieſer der materiellen Verbeſſerung eurer Lage. Hört nicht auf ſolche elenden, verächtlichen Lügenapoſtel; ihr verlangt von ihnen Brot, ſie geben euch einen Stein. Sucht eine Verbeſſerung eurer Lebenslage auf jede Weiſe, wo und wie euch das möglich iſt und handelt, ſo oft ihr zum Handeln die Gelegenheit habt.

Freiheit in Wort und Schrift, Freiheit der Gewerbe, des Handels, der Meinungen und wie die vielen künſtlich fabrizierten

Freiheiten alle heißen; die gewährt uns das Geldſyſtem nach erlittener Schlappe mit Freuden, weil es hofft, uns durch dieſe Gaukelſpiele über unſer wahres Intereſſe zu täuſchen.

Die Freiheit aller müßt ihr verlangen, die Freiheit aller ohne Ausnahme! — Dieſe aber iſt nur mittels der Aufhebung des Eigentums- und Erbrechts, mittels der Abſchaffung des Geldes und der Wiedereinführung der Gemeinſchaft aller Erdengüter möglich. Der ganze übrige politiſche Trödelmarkt ſind nur Nebenſachen zu dieſer Hauptſache. Seht auf England, ihr Blinden, die ihr glaubt, mit der Preßfreiheit ſei in kurzer Zeit alles gewonnen. Schon ſeit 150 Jahren erfreut ſich dieſes Volk der vollſtändigſten Preßfreiheit, ſo vollſtändig, wie ſie nur irgend im Geldſyſtem möglich iſt, und doch iſt das arme Volk dieſes Landes weniger aufgeklärt als die ärmſte Volksklaſſe in Deutſchland, doch ſterben nach 150 unter den Wohltaten der Preßfreiheit verlebten Jahren die Menſchen Hungers. Und ſchon vor 300 Jahren war das Elend und die Armut in England groß; ſchon ſeit dieſer Zeit iſt die Armenſteuer eingeführt und immer mehr erhöht worden. Sollen wir darum die Preßfreiheit verlangen, ſtatt der allgemeinen Freiheit überhaupt? Salz verlangen, bevor man uns das Brot unſerer Freiheit gebracht hat? Seht euch um im Kreiſe! Allen denen, welche Salz verlangen, mangelt es nicht an der nötigſten Speiſe, wie euch. Für ſie iſt ſchon gedeckt; uns aber fehlt noch die ganze Mahlzeit, welche die gütige Natur für uns alle beſtellt hat. Haben wir einmal dieſe, dann wird uns auch das Salz; haben wir einmal die allgemeinen Freiheiten, dann brauchen wir auch die verſchiedenen vom Syſtem der Täuſchung erſonnenen beſonderen Freiheiten nicht zu verlangen. Beſondere Freiheiten aber gibt es nur im Syſtem der Ungleichheit, worin der am freieſten iſt, der das meiſte Geld hat.

Freilich wollen wir Preßfreiheit, das verſteht ſich ganz von ſelbſt, aber wir wollen ſie für alle auf gleiche Weiſe; unter dem Geldſyſtem aber iſt dies nicht möglich.

3. Die Verſorgung aller Armen, Kranken und Schwachen.

Dieſe wäre ſehnlichſt zu wünſchen, iſt aber auch ohne Revolution des Beſtehenden nicht möglich. Warum nicht? Weil es der Armen zu viele gibt. Mehr als der dritte Teil der Bewohner unſerer ziviliſierten Staaten verdienen weniger, als ſie brauchen. Frankreich hat deren allein 12 Millionen

unter 33 Millionen Einwohner, England 15 Millionen unter 27 Millionen Einwohner. Wollte man nun diesen allen wirklich helfen, so könnte dies nicht durch Versorgungshäuser geschehen, sondern durch Assoziationen der verschiedenen Arbeitszweige. Dieses würde aber eine förmliche vollständige Revolution der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge haben, indem diese dem Reichen nach und nach die Mittel nähme, sich auf Unkosten armer, vereinzelter hülfloser Geschöpfe zu bereichern. Mithin wäre doch dieses eine wirkliche Revolution. Diese aber wollen ja die Geldmänner durchaus nicht. Wenn sie von Unterstützung und Versorgung sprechen, so meinen sie damit nur immer diejenigen Armen, welche krankheits-, alters- und schwächehalber unfähig zur Arbeit sind. Dadurch aber, daß man nur denen hilft, welche schon zur Arbeit unfähig geworden sind, dadurch wird es noch lange nicht anders, dadurch wird das Übel mit großen Opfern nicht mal eine kurze Zeit lang gemildert und noch viel weniger aufgehoben.

Die Errichtung von Versorgungs- und Arbeitshäusern ist schon jetzt ohne allen allgemeinen Nutzen, weil der Unglückliche in diesen Häusern gewöhnlich weniger Freiheit findet als in seinem dürftigen Zustand außerhalb derselben. Daher kommt es, daß man sich um die Aufnahme in dieselben nicht drängt, während die Gesellschaft von unglücklichen Arbeitslosen wimmelt. Das, was nun im Geldsystem die Errichtung und Erhaltung solcher Versorgungs- und Arbeitshäuser kostet, das muß der Mittelstand und der Reiche bezahlen; diese aber hängen das Defizit denen wieder auf, die genötigt sind, für sie zu arbeiten, und ziehen dadurch gleichsam dem arbeitsfähigen Armen das am Munde ab, was sie den anderen, die zur Arbeit unfähig geworden sind, geben. Sie nehmen gleichsam dem Hungrigen das Brot aus dem Mund und geben es dem, der mit dem Hungertode ringt. Sie drücken alle Lasten tief nach unten, und je stärker die Reichsten und Mächtigsten drücken, und je mehr die gedrückten Armen zusammensinken, desto mehr Individuen des Mittelstandes werden unter die Armenpresse geschoben, um die Fehlenden zu ersetzen.

Baut also dem Armen der Versorgungs- und Arbeitshäuser nach dem System der Ungleichheit nicht noch mehr, er geht doch nicht gern hinein, so lange es für ihn noch Mittel gibt, zu arbeiten und zu borgen, zu betrügen, zu betteln und zu stehlen. Ihr seht, mit euren sogenannten Wohltätigkeits-

und Sicherheitsanstalten bessert ihr nichts; auf eure gesammelten Haufen seid ihr erpicht, wie der Teufel auf die Seele, und doch müssen diese kleiner werden, wenn dem Elende abgeholfen werden soll. Seit Jahrtausenden hat man euch dies gesagt, ihr habt aber immer dieser Wahrheit die Ohren verschlossen und zur Verbesserung der Lebenslage eurer Brüder in Christo bis jetzt noch weiter nichts erfunden als die Armenbüchse und den Bettelvogt. Welcher Widerspruch! Armenbüchse und Bettelvogt! Ei! Hättet ihr die Armenbüchsen sattsam gefüllt und die Arbeiten gut bezahlt, so hättet ihr den Bettelvogt nicht zu zahlen brauchen. Nur Geduld, im Falle ihr hartnäckig an der Vergrößerung eurer Haufen arbeitet, trotz dem sich immer mehr steigernden Elend, so könnt ihr leicht noch erleben, daß ihr sowohl der Armenbüchsen wie auch der Bettelvögte nicht mehr braucht.

Zittert, sobald der Arme diese beiden Gegenstände unnötig macht!

4. Reduktion der Steuern auf das Notwendige und Nützliche, und Erhöhung der Luxussteuern.

Was die Luxussteuer anbetrifft, so ist diese nicht einmal imstande, den Luxus auf die Dauer zu vermindern. Das scheint sonderbar und ist doch so. Wenn der Reiche fremde Stoffe zu Kleidern, fremde Weine u. dergl. noch einmal so teuer bezahlen muß als früher, so ist die Folge davon nicht, daß er sich dieselben, wenn sie ihm gefallen, versagt, nein! Sondern er zahlt sie, wenn er sie nicht anders haben kann, doppelt so teuer, vermindert aber dafür alle seine früheren Ausgaben, von welchen nicht er, sondern andere Nutzen zogen, und vermehrt soviel als möglich seine Einnahmen, wozu er die Mittel hat, denn er hat das Geld. Verhindert man ihm eine Vermehrung der Einnahmen auf der einen Seite, so wendet er sich auf die andere. Solange das Geldsystem regiert, ist er mit seinem Gelde Herr, und weiß folglich alle seine Steuern wieder den Arbeitern oder den Konsumenten durch allerhand Spekulationen und Intrigen aufzupacken. Daß dies sicher so ist, sehen wir ja klar und deutlich schon in der heutigen Gesellschaft. In Frankreich gibt es heute über 13 300 Reiche, welche jährlich 1000 Franken und darüber an Grundsteuern zahlen, über 33 000 andere zahlen von 500 bis 1000 Franken jährlich von derselben Steuer, alle andern Steuern nicht gerechnet. Nun frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob diese Reichen da

durch ſolche ungeheure Steuern wohl im mindeſten in ihrem Überfluß und Luxus geſtört werden. Wenn man ihnen unter hundert verſchiedenen Namen noch hundertmal mehr abfordert, ſo zahlen ſie es auch, wenn die Regierung genug Banknoten machen und Geld ſchlagen läßt. Alles aber, was ſie bezahlen, das ſchlagen ſie wieder auf den Preis der Arbeit und der Lebensmittel, denn ſie ſind es im Geldſyſtem, welche dieſe Preiſe beſtimmen, nicht aber die Regierung. Je mehr alſo die Regierung durch das Einkommen der Armen die Luxusſteuern unterſtützt, deſto mehr werden durch die Manöver der Reichen infolge der Luxusſteuern die Armen ſich vermehren. Wenn die Regierung glaubt, nach Einführung der Luxusſteuern 100 000 Armen helfen zu können, ſo würden das Jahr darauf ſich wieder 100 000 andere in denſelben Umſtänden befinden.

In keinem Lande ſind die Luxusſteuern ſo ſtark als in England, und welche bedeutenden Armenſteuern müſſen dort gezahlt werden! Wo aber ſind der Luxus nnd die Armut wohl größer als in England?

Im Württembergiſchen hatte man eine Hundeſteuer eingeführt; trotzdem hatten ſich die Hunde im Lande von 7000 bis auf 12 000 vermehrt. Nun hat man dieſe Steuer noch erhöht; wenn man wieder nachrechnen wird, ſo wird es ſich herausſtellen, daß die Luxushunde wenigſtens, auf welche man die größte Steuer legte, ſich um nichts vermindert haben werden, und das Reſultat der Einnahmen ſich um nichts verbeſſert haben wird, wenn man damit das Defizit vergleicht, welches die zunehmende Armut in den allgemeinen Wohlſtand frißt.

Eine Verminderung der Steuern des Notwendigen und Nützlichen iſt ebenſo unwirkſam: denn wenn die Regierung davon auch gar keine Steuern mehr erhöbe, und alle Steuern, die ſie braucht, auf den Luxus ſchlüge, ſo würde ſelbſt durch ſolche außerordentlich ſcheinende Maßregel dem Elende nicht geſteuert.

Dies wäre gerade ſoviel, als eine Abdankung der Regierung, indem ſie alsdann die nötigen Steuern ohne den Willen der Reichen nicht eintreiben könnte. Dieſe dürften ſich ja alsdann nur des Luxus auf einige Zeit enthalten, ſo machten ſie jede Regierung unmöglich, die nicht die der Reichen wäre. Die Reichen ſind es, die alle Arbeiten und Genüſſe beſteuern, dadurch, daß ſie die Leitung und den Austauſch derſelben in den Händen haben.

Der Arbeiter ist ja schon dadurch von den Reichen besteuert, daß er für eine strenge Arbeitszeit nicht soviel erhält als er braucht, nnd alles, was er braucht, teurer bezahlen muß, als es verhältnismäßig sein sollte.

Das Geldsystem in der Hand der Reichen ist an und für sich schon die fürchterlichste Steuer, die nur der Arbeiter mit seinem Mangel und seinem Fleiß bezahlen muß. Das scheint man immer zu vergessen. So lange man aber diese Steuer nicht abschafft, ist jede andere Steuerreduktion unwirksam.

5. Die Vermögenssteuer.

Diese ist revolutionär; sie verhindert die zu großen Anhäufungen in der Hand einzelner; aber die Anhäufung selbst verhindert sie nicht, folglich auch nicht den dadurch bei andern notwendigerweise entstehenden Mangel: denn sobald einige nicht haben können, was andere auch haben, so leiden sie Mangel, wenn selbst ihnen alles zum Leben nötige gesichert wäre.

Die Vermögenssteuer verteilt nur die allzu großen Haufen in viel kleinere. Ein starker, wohlhabender Mittelstand würde davon die Folge sein, und dieser würde dann die früher von den Reichen und Mächtigen gespielte Rolle allein spielen.

Das Geldsystem bekäme dadurch noch mehr hartnäckige Verteidiger, und der Kampf gegen dasselbe würde dadurch dem armen, arbeitenden Volke um so schwieriger werden.

Diese würden von der nun noch mehr von der Habsucht angesteckten reichen Bürgerschaft wenigstens ebenso ausgesogen werden, als von den früheren reichgespickten Geldmännern.

Man kann einwenden: der Staat würde durch Gründung einer Nationalbank jedem fleißigen Arbeiter Vorschüsse machen zur Gründung eines Etablissements. So! Dann würde die Elle länger sein als der Kram. Soll etwa jeder ein von den andern durch die Konkurrenz getrennter, vereinzelter Meister werden; oder will man darin zugunsten einiger Ausnahmen machen und welche? Es ist doch hinlänglich bewiesen, daß durch solche Vereinzelungen eine ungeheure Arbeitszeit sowie eine große Menge Materialien verloren gehen. Wieviele vereinzelte Werkstätten würden dann wohl auf Kosten des Staates gebaut werden müssen, und wieviele Verluste durch unnütze Kosten und ruinierende Bankerotte davon die Folge sein?

Derjenige, welcher allein arbeitet, kann doch unmöglich mit dem konkurrieren, welcher mit 10 oder 20 Arbeitern ein Geschäft betreibt!

Um den Irrtum auf den höchſten Gipfel zu heben, verbinden einige damit die Errichtung von Nationalwerkſtätten. Dieſe ſind allerdings gut, allein die Intereſſen derſelben ſind dem Intereſſe der Nationalbank geradezu entgegen.

Sollen die Nationalwerkſtätten keine modernen Zuchthäuſer ſein, d. h. ſoll das Arbeiten in denſelben freiwillig ſein, und deshalb der Verdienſt in denſelben dem außerhalb derſelben gangbaren gleichkommen, ſo müſſen notwendigerweiſe ſich dieſe Inſtitutionen ſo lange einen Krieg der Konkurrenz machen, bis eine von beiden zugrunde geht, was bei der zu vorerwähntem Behuf gegründeten Nationalbank nicht ausbleiben kann, wenn die Regierung wirklich das Intereſſe der zahlreichſten und ärmſten Klaſſen verficht.

Das Intereſſe der Nationalbank iſt, daß jeder Schuldner derſelben die erhaltenen Vorſchüſſe richtig verzinſt, ſowie, daß der Aktivbeſtand ſeines Vermögens nicht unter den Wert der dargeliehenen Summe herabſinkt, weil ſolche Fälle die Exiſtenz der Nationalbank gefährden. Wie iſt es aber möglich, daß alle dieſe kleinen, von der Nationalbank unterſtützten Etabliſſements die Konkurrenz großartiger, von der Regierung notwendigerweiſe begünſtigter Nationalwerkſtätten aushalten und ſomit ihrer Verpflichtung gegen erſtere nachkommen können? Wenn die Nationalwerkſtätten keine Zwangsarbeitshäuſer ſein ſollen, in welchen man für den Vorteil der Geldmänner arbeitet, wenn die Nationalbank nicht vorzüglich dazu dienen ſoll, die Krämer zu unterſtützen, ſo iſt der Plan ein gewaltiger Irrtum, im entgegengeſetzten Falle aber eine politiſche Spiegelfechterei.

Angenommen, man gäbe auf der Nationalbank nur ſolchen Bürgern Kredit, welche durch ihr Vermögen oder durch Bürgſchaft hinreichende Kaution leiſten können — in welchem Falle der Zweck derſelben ein ebenſo ariſtokratiſcher wäre, als überhaupt der aller unſerer heutigen Geldmanöver — ſo wäre das Syſtem der Vermögensſteuer eine Maßregel, welche zu einer Menge Streitigkeiten und Irrtümer Anlaß gäbe. Auf welche Weiſe glaubt man das Einkommen jedes einzelnen genau kontrollieren zu können, ohne ſich zu irren, ohne jemandem unrecht zu tun, ohne betrogen zu werden? Wer dieſes im heutigen Geldſyſtem für möglich hält, in dieſem Syſtem der Vereinzelung, wo die Einnahmen und Ausgaben eines jeden von denen eines andern ſo verſchieden ſind, der hat eine Aufgabe noch zu löſen, nämlich die, einen Plan zu geben, nach welchem er dieſe Ver-

mögensſteuer im Geldſyſtem und mittels derſelben zu regeln gedenkt, und auf welche Weiſe er Mittel findet, jeden Irrtum in der Steuerverteilung zu vermeiden.

Es iſt übrigens drollig genug, daß gerade die Anhänger der Vermögensſteuer Gegner unſeres Prinzips ſind, während die Reichen von dieſer Beſteuerung ebenſowenig wiſſen wollen, als von unſerm Prinzip der individuellen Freiheit.

Die Männer der Vermögensſteuer wollen nur dem allzugroßen Reichtum und der allzugroßen Armut ſteuern, und wollen dies mittels des Geldſyſtems bewirken! Sie vergeſſen, daß das Geldſyſtem einen Magnetismus hat, der alles in große Haufen zuſammenzieht. Kaum wären die kleinen Haufen durch die Wegſchmelzung der großen geſchwollen, ſo würden dieſe ihrerſeits wieder gegen den neuen Damm andringen, der ſie aufhält. Die Vermögensſteuer iſt revolutionär; ſie will die großen Haufen der Reichen kleiner machen und die kleinen des Mittelſtandes vermehren und vergrößern, die Lage der Arbeiter verbeſſern und die Armut erträglicher machen. Das iſt allerdings ſchon der Mühe wert, ſich dafür zu begeiſtern. Wenn man glaubt, dieſe Revolution auf eine friedliche Weiſe bewerkſtelligen zu können, ſo ſiud wir von ganzem Herzen dafür; koſtet ſie aber einen heftigen Kampf, dann genügt ſie uns nicht. Was erſtritten werden muß, muß für alle gut und für niemanden beſſer ſein.

6. Allgemeine Wahlfreiheit.

Dieſe iſt im Geldſyſtem auch nicht möglich. Du lieber Himmel! Sind uns denn dieſe wildköpfigen Durcheinander von armen Teufeln und reichen Göttern noch nicht zum Ekel geworden? Was nützt denn das, wenn wir das Recht haben, einen Namen in den Wahltopf zu werfen; wenn die Wahlen vorüber ſind, ſehen wir ja doch immer, daß die Reichen recht haben und wir unrecht. Mit dem Gelde kann man fünfe gerade machen und die Meinungen der Menſchen ändern wie ihre Launen. Wir haben ja das Beiſpiel davon in Frankreichs Revolutionen geſehen und ſehen es heute noch überall bei den politiſchen Wahlen des Geldſyſtems.

In der erſten franzöſiſchen Revolution kamen wirklich einige arme Teufel an die Regierung, die ſaßen nun da unter dem vielköpfigen Ungeheuer der Repräſentantenkammer und konnten nur mittels des Schreckens durchdringen, weil die Intereſſen der Verſammlung zu verſchieden waren und weil

überhaupt mit einigen hundert Gesetzgebern auf einmal nichts Gescheites anzufangen ist, und gar nichts durchgehen kann ohne vorheriges langweiliges Gezänk, nach welchem gar oft die Mehrheit der beschränktesten Köpfe Meister auf dem Kampfplatze bleibt.

Dem abzuhelfen, schlugen sich die Parteien in der damaligen französischen Repräsentantenkammer einander die Köpfe herunter, dann machte man es dem reichsten und mächtigsten Adel und anderen ebenso.

So halfen die Parteien den Mängeln des Wahlsystems, wie sie es verstanden. Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichtum überhaupt kam dabei doch um keinen Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren. Was man einzelnen Individuen nahm, wußten sich andere durch feine Spekulationen anzueignen. Wenn der alte Reichtum sich früher öffentlich zeigte, so wußte sich der neugebackene pfiffig den Blicken der Späher zu entziehen und arbeitete in seinem verborgenen Dunkel am Sturze seiner Bekämpfer.

Die Morde und Beraubungen des Adels verhinderten das Elend nicht, denn das System des Elends war nicht abgeschafft worden; man hatte nur gesagt: Wir wollen eine Republik, eine Volksherrschaft, Freiheit und Gleichheit; aber nicht bestimmt, wie man sie wollte. Von dem Verkauf der Güter der Auswanderer, von der Verminderung der Abgaben profitierten nur die, welche nächst den verfolgten Reichen das meiste Geld hatten. Diese haben jetzt das Geschick von 33 Millionen auf ihre Banknoten gestempelt und in ihre Geldkasten gesperrt. Da habt ihr des Tages 5 Sou, geht hin und schlagt euch dafür, und ihr andern 5 Franken, gebt acht, daß man das Gestohlene nicht wieder stiehlt.

Diese da regieren jetzt mit ihren Wagen, Ellen, Gewichten, Börsen, Staatspapieren und Geldsäcken. Für sie hat das Volk sich in zwei Revolutionen geschlagen; sie haben sich in den Raub des in der Revolution gemordeten Adels geteilt und die Regierung durch die Macht des Geldes usurpiert.

Seien wir darum nicht taub und blind gegen alle Vernunft und hoffen wir weder vom bloßen Namen Republik, noch von der sogenannten Volksherrschaft und Wahlfreiheit eine Änderung unserer Lage. Im Geldsystem da liegt der Knoten, da steckt die Wurzel des Übels, da der Saft, von

welchen dieſe ſich nährt, und ſonſt nirgends ſo tief. Dieſes iſts, was mit allen möglichen Waffen bekämpft werden muß, das iſt die Ader, durch welche das Gift im Verborgenen ſchleicht, in welcher es ſich dem Auge des Unwiſſenden unſichtbar macht. Heute zählen wir einen wackern Kämpfer für unſer Prinzip, morgen kann er ſchon vom Zauber des Geldſyſtems umſtrickt und gewonnen ſein, ohne daß wir es ſogleich merken.

Prüfen wir alles genau, lieben Brüder! und laſſen wir uns nicht mehr täuſchen; Wahlfreiheit wollen wir auch! aber nicht die des heutigen Geldſyſtems; denn dieſe iſt ein Irrtum. Die Freiheit der Wahlen iſt im Geldſyſtem ſo wenig möglich, als die Freiheit aller; dieſe iſt es aber, die wir wollen, ſo weit es eine Möglichkeit iſt, ſie zu erreichen.

7. Aſſoziationen.

Gut! ſehr gut! damit kann geholfen werden. Dieſes Mittel iſt revolutionär; aber irren wir uns nicht. Mit der Benennung iſts noch nicht getan, die Sache muß auch beſtimmt werden.

Eine Aſſoziation iſt die Vereinigung mehrerer Fähigkeiten und Begierden für ein und denſelben Zweck. Dieſe Vereinigung kann aber freiwillig ſein und gezwungen; ſie kann zum Vorteil eines einzigen, mehrerer oder aller gegründet ſein. Z. B.:

Das Kaſernenleben der Soldaten iſt eine gezwungene Aſſoziation der Begierden und Fähigkeiten vieler zum Vorteil einiger. Eben die gleichen Aſſoziationen ſind alle großen Zucht- und Arbeitshäuſer, alle Fabriken, ſowie alle Arbeiten, welche in den Händen weniger Geldmänner ein vereinigtes Ganzes bilden, als die Arbeiten in den Bergwerken, an den Eiſenbahnen uſw.

Alle Arbeiter, welche in ähnlichen Anſtalten arbeiten, ſind mehr oder minder zum Vorteil einiger veraſſoziiert.

Nun ſchlagen alle Reformatoren (die Fourieriſten, Kommuniſten und überhaupt alle Sozialiſten) vor, der großen Ökonomie wegen alle Arbeiten miteinander zu vereinigen. Dies erfüllt andere Feinfühlende mit Schauder und Entſetzen, weil ſie ſich darunter Aſſoziationen denken, welche den obigen gleichen.

Aſſoziation an und für ſich iſt nur die Form und nicht der Geiſt unſeres Prinzips. Die Aſſoziation iſt recht gut möglich, ohne daß darin die natürliche Gleichheit aller anerkannt wird, wie ich oben gezeigt habe. Mit der Aſſoziation allein haben wir nur die geſellſchaftlichen Mängel eine Weile

überzuckert und übertüncht, aber der Verwirklichung unſeres Prinzips ſind wir damit nicht näher gekommen. Natürlich kann auch mit der Zeit aus einem ſolchen Zuſtande dieſelbe hervorgehen, aber welch ungeheurer gefährlicher Zeitverluſt iſt das nicht, welchen Strom von Tränen wäre die Menſchheit alsdann noch zu weinen gezwungen. Die Aſſoziation verſcheucht zwar das materielle Elend der Maſſen teilweiſe, aber ſie hebt die Verbrechen auch nur teilweiſe auf, an deren Folgen die Menſchheit krankt; ſie iſt ohne unſer Prinzip nicht imſtande, den Menſchen auf den wiſſenſchaftlichen Höhepunkt zu erheben, auf welchem er über alle geſellſchaftlichen Mängel und Schwächen triumphiert. Die Aſſoziation nach dem Syſtem von Fourier z. B. nennt ſich eine Aſſoziation der Harmonie! — Und dieſe Aſſoziation hat in ihrem Syſteme dreierlei verſchiedene Speiſeordnungen, Kleidungen und Wohnungen u. dergl. Sie iſt geſtützt auf die Arbeit, das Geld und das Talent, welche beiden letztern vorteilhafter bedacht ſind als die Arbeit. Das ſoll nun ein Syſtem der Harmonie ſein! — Als wenn es möglich wäre, darin den Leidenſchaften des Neides, Stolzes, der Verachtung, Eitelkeit, Mißtrauen, Hohn, Spott, Demut, Erniedrigung, Einbildung, Übermut, Verleumdung, Lob, Tadel, Zorn, Feindſchaft, Streit und Verbrechen vorzubeugen. Wo drei in der Lebensweiſe verſchiedene Klaſſen exiſtieren, herrſchen auch drei verſchiedene Intereſſen. Wenn der eine einen beſſern Kopf zum Denken hat, iſt es dann auch damit ausgemacht, daß er eine größere Verdauungskraft oder einen kitzlicheren Gaumen hat als der andere? — Oder hat der Kopf zum denken nötig, daß man den Gaumen beſſer kitzele als den des einfachen Arbeiters? Unſinn verfluchter! von welchem ſich unſere Fourieriſten mit Teufelsgewalt nicht trennen können. Wo ihr Lehrer im Jahre 1808 ſtand, da bleiben ſie, wie es ſcheint, ſteif und feſt ſtehen. Vorwärts! vorwärts! ihr Männer der ſozialen Schule.

Wenn das Fourier wüßte, daß ihr heute noch um keinen Daum breit weiter vorgerückt ſeid in den Ideen, er würde euch für die Verehrung, die ihr ihm erzeigt, ſchlechten Dank wiſſen. Kein Gedanke, keine Idee iſt ſo vollkommen, als daß ſie nicht noch vervollkommnet werden könnte und müßte.

Den fürchterlichſten Bock hat Fourier mit der Anerkennung und Belohnung des Kapitals geſchoſſen; da hat er uns den Kaufmann mit in das ſonſt ſchöne Syſtem hineingeflickt; den

müßt ihr heraustrennen, Fourieriſten! Auf den Miſt mit dem Kapital! das iſt ein alter Flicken auf ein neues Kleid, mit welchem euch die gegenwärtigen und künftigen Generationen bei der Verwirklichung eures Syſtems auslachen. Wir wiſſen wohl, daß ihr damit die Geldmänner in den Phalanſtère locken wollt. Nun gut! macht wie ihr denkt, eure Gedanken ſind wahrſcheinlich gut, vielleicht beſſer als euer Syſtem, aber wehe der Menſchheit, wenn die Monarchie ſich durch eure Schuld dieſes Syſtems bemächtigt und in ſeinen verunſtaltenden Klauen daraus ein Zuchthaus für die Menſchheit knetet. Dieſe Zukunft iſt mit eurem Syſtem möglich, darum taugt es nichts, ſolange es zwiſchen Kapital, Talent und Arbeit einen Unterſchied macht.

Solange ihr dabei verharrt, ſind wir geſchiedene Leute; denn unſer Prinzip und das der Geldmänner ſind ſo verſchieden als Himmel und Erde.

Alle dieſe Aſſoziationen ſind denn doch nach meiner Meinung nicht imſtande, das Wohl der Menſchheit zu befördern. Selbſt die Lebenslage der zahlreichſten und ärmſten Klaſſen iſt der Fourierismus nicht imſtande zu verbeſſern, weil die Einführung des Syſtems auf vorherige Aufführung ganz neuer Bauten berechnet iſt. Darauf kann aber das arme Volk nicht warten, um ſo weniger, als die immer mehr und mehr durch die Vollendung der Bauten eingeführten Aſſoziationen ſein Elend furchtbar ſteigern würden, indem es mit den Arbeiten der Aſſoziationen nicht mehr konkurrieren und doch auch nicht von dieſen darin aufgenommen werden könnte.

Soll alſo ein Aſſoziationsplan das Wohl der Menſchheit, die Verbeſſerung der Lage der zahlreichſten und ärmſten Klaſſen bezwecken, ſo muß er großartig und allgemein ſein. 1. Jeder muß die Freiheit und Mittel haben, ſich demſelben anſchließen zu können. Ferner muß eine ſolche Aſſoziation 2. allen ihren Mitgliedern ohne Unterſchied eine gleiche Lebenslage gewähren. Außerdem muß man darin 3. freier und angenehmer leben können, als in der vereinzelten Geſellſchaft.

Dieſe drei Punkte ſind der Probierſtein einer guten revolutionären Aſſoziation; alle übrigen Aſſoziationen können wohl auch revolutionär, aber nicht für alle gut ſein.

Alſo kein Wortkram! ſondern es aufrichtig ausgeſprochen: Eine Revolution tut uns not. Ob dieſe nun durch die reine

geiſtige Gewalt allein ausgekämpft werden wird, oder ob ſich die rohe phyſiſche dazu geſellen wird, das müſſen wir erwarten und jedenfalls auf beide Fälle uns vorbereiten.

Wenn ich nicht vor allem hauptſächlich die natürliche Gleichheit aller wollte, ſo ſagte ich mit ſo vielen andern: unſer Prinzip wird ſich ganz allein auf dem progreſſiven Wege der Aufklärung verwirklichen. Ja! alles Gute kann ſich auf dieſem Wege verwirklichen, nur nicht die Beſeitigung der perſönlichen Intereſſen aller derer, welche die Gewalt und das Geld haben.

Wo hat man je geſehen, daß dieſe da der Vernunft Gehör gegeben haben? Fragt die Geſchichte, wenn ihr zweifelt, ihre Blätter ſind gefüllt mit den Anmerkungen unzähliger Kämpfe des perſönlichen Intereſſes mit dem allgemeinen.

Durch Krieg und Revolution wurden die Religionen verbreitet; durch Krieg und Revolution wechſelten, erhielten und befeſtigten ſich die Dynaſtien; durch Krieg und Revolution erzwang man die Anerkennung der Kirchenreformation.

England, Frankreich, die Schweiz, Amerika, Spanien, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Griechenland, die Türkei, Haiti und ſo alle Nationen, verdanken jeden Zuwachs ihrer politiſchen Freiheiten der Revolution.

Öſterreich verdankte ſeinem Kaiſer Joſeph dem Zweiten die bedeutendſte Revolution, die je ein Monarch in neuerer Zeit für den Fortſchritt unternommen hatte. Er ſtarb dafür, wie man ſagt, an einer ihm beim Abendmahl gereichten vergifteten Hoſtie. Seitdem bewegt ſich dort vieles wieder im Sternbild des Krebſes. Joſeph der Zweite war ein revolutionärer Monarch; will Friedrich Wilhelm der Vierte es werden, ſo hat er von vorne anzufangen: denn die Aufklärung des preußiſchen Volkes verlangt im Vergleich zum damaligen öſterreichiſchen bedeutend mehr.

Joſeph gab mehr, als das Volk damals zu verlangen verſtand; Friedrich Wilhelm blieb bis jetzt dahinter noch weit zurück.

Die Einführung jeder wichtigen Reform kann nur durch eine Revolution bewerkſtelligt werden: denn jede Erſetzung des alten durch das neue iſt eine Revolution. Ob nun die Verwirklichung neuer Ideen durch das Volk betrieben wird oder durch einen Fürſten, ob ſie allein durch die phyſiſche Gewalt erkämpft wird oder durch die geiſtige, oder durch alle beide, immer iſt dies eine Revolution.

Revolutionen wird es immer geben, aber ſie werden nicht immer blutig ſein.

Auch unſer Prinzip wird ſich durch eine Revolution verwirklichen. Dieſe wird aber in ihren Folgen um ſo fürchterlicher ſein, je länger der jetzige Zuſtand der Unordnung noch dauert: weil dieſer das ſchreiende Mißverhältnis zwiſchen den Bedürfniſſen und der Bevölkerung immer mehr vermehrt und dadurch eine milde, friedliche, progreſſive Übergangsperiode immer unmöglicher macht.

So wie der einzelne Menſch nach den Verhältniſſen ſeiner Körperkonſtitution und ſeiner Arbeit, ſowie nach dem Klima und der Jahreszeit, eine gewiſſe Qualität und Quantität von Nahrungsmitteln zum Leben nötig hat; ebenſo wie ſich an denſelben bis auf einen gewiſſen Grad nichts abbrechen und nichts verſchlechtern läßt, ohne die Geſundheit und die Erhaltung des Individuums zu gefährden, ebenſo iſt dies auch mit der Geſamtſumme aller Individuen, mit der Geſellſchaft der Fall: es läßt ſich ihr bis auf einen gewiſſen Grad, von der zu ihrer Erhaltung nötigen Qualität und Quantität Nahrungsmittel nichts abbrechen, ohne das Wohl und die Exiſtenz derſelben zu gefährden.

Unſere Chemiker und Ärzte können dies klar und deutlich nachweiſen, wenn ſie den Mut dazu haben. Die letzteren ſollten hauptſächlich endlich einmal mit der Stimme der Wahrheit lauter werden. Sie würden durch die mit der Wiſſenſchaft des Arztes geführten Beweiſe, daß eine große Menge menſchlicher Krankheiten, Schwächen und Gebrechen von zu ſtrenger, anhaltender Arbeit, von Unzulänglichkeit und Verſchlechterung der Nahrungsmittel, ſowie überhaupt aus der ſchlechten Organiſation der Geſellſchaft entſtehen, die kräftigſte Propaganda für unſer Prinzip machen.

Man hat beſtimmt, daß die Nahrungsmittel eines jeden erwachſenen, geſunden Individuums an Quantität und Qualität gleich ſein müſſen der Koſt eines franzöſiſchen Soldaten, und daß daran ohne Nachteil für die Geſundheit des Individuums nichts abgebrochen werden kann.

Das Hauptnahrungsmittel zum Erſatz menſchlicher Kräfte iſt da, wo die Milch nicht zureicht, das in mäßiger Quantität genoſſene Fleiſch; alſo ungefähr täglich ein drittel Pfund für den erwachſenen Mann. Wollte man aber z. B. in Frankreich heute auf einmal überall die Gemeinſchaft einführen, ſo könnte

man unmöglich im Anfange jedem, der es bedarf, täglich ein drittel Pfund Fleiſch geben, weil man ſonſt in kurzer Zeit alle vorrätigen Herden aufgezehrt haben würde. Dieſes ſcheint ſonderbar, indem doch die meiſten Handwerker in den großen Städten täglich ungefähr ein drittel Pfund Fleiſch eſſen. Ja, dieſe ſind trotz ihrer Menge doch nur eine kleine Zahl im Vergleich zu den großen Maſſen der Fabrikarbeiter und Ackerbauer.

Dieſes Mißverhältnis des Viehſtandes zu der Bevölkerung eines Landes, iſt der ſchlagendſte Beweis einer ſchlechten Regierung desſelben.

Ob das Volk zu eſſen hat oder nicht, ob der Beſtand der Herden und die Vorräte in den Magazinen den Bedürfniſſen der Bevölkerung entſprechen oder nicht, darum kümmern ſich die Regierungen von heute wenig oder gar nicht. Wenn ſie nur in behaglicher Üppigkeit leben können, dann iſt der Zweck ihrer Regierung erreicht. Für ſie und ihre Familien iſt immer das beſte Fleiſch, ſind immer die beſten Nahrungsmittel und Getränke im Überfluß vorhanden; was kümmert ſie der Mangel anderer; ſie regieren ja nicht für andere, ſondern ſie regieren andere für ſich.

Wundere man ſich daher nicht, wenn ſich eines Tages die einfältige Schafsgeduld des Volkes in eine unbändige Hyänenwut verwandelt. Es häufen ſich der beſchützten Torheiten, Irrtümer und Ungerechtigkeiten zu viele. Früher hätte man den Unfug können mit einem Federwiſch wegkehren, jetzt muß man ſchon einen Beſen nehmen und über ein kleines wird eine Miſtgabel notwendig werden.

Ich will hier nur ein einziges Beiſpiel anführen, um zu beweiſen: daß die Folgen einer Revolution um ſo fürchterlicher ſein werden, je länger der jetzige Zuſtand noch dauert.

Frankreich hat einen Beſtand von ungefähr 6 681 000 Stück Ochſen und Kühe. Davon wird jährlich ungefähr der dritte Teil geſchlachtet, ſo daß ſich die Anzahl trotz der Vermehrung derſelben und trotz der Zufuhr aus dem Auslande, im Vergleich zur zunehmenden Vermehrung der Bevölkerung um ein Bedeutendes vermindert, während ſich die Zahl der fleiſchfreſſenden Müßiggänger immer mehr vermehrt: ſo daß das Fleiſch immer teurer und der Lohn immer geringer wird und ſchon jetzt mancher Landbauer kaum einmal des Monats ein Stück Fleiſch zu eſſen hat.

Rechnen wir nun das Stück Rindvieh im Durchschnitt zu 600 Pfund brauchbares Fleisch, so macht dies auf den ganzen Bestand der Herden in Frankreich 4 008 600 000 Pfund.

Wollte man nun von den 33 000 000 Einwohnern Frankreichs nur 24 000 000 eine tägliche Ration von $^1/_8$ Pfund zukommen lassen, so verzehrten diese in einem Jahre 2 920 000 000 Pfund, mithin trotz der Vermehrung in der Zwischenzeit in zwei Jahren alle vorrätigen Rindviehherden. Das folgende Jahr ginge es dann an die Schafe, Ziegen und Geflügel und dann an den Rest, an die Schweine, Pferde, Hunde und Katzen.

Die Statistiker haben berechnet, daß, wenn man alles Fleisch, was heute in Frankreich verbraucht wird, unter alle gleich verteilen wollte, auf jeden täglich nicht ganz ein viertel Pfund käme.

Nun kann man einwenden: Ja! dafür haben aber auch andere Länder desto mehr, die versehen Frankreich mit ihrem Überfluß.

Ganz recht! die Schweiz z. B. schickt viele Herden nach Frankreich; ist das aber ein Beweis, daß sie derselben zuviele hat?

Es gibt Gegenden in der Schweiz, wo Milch und Kartoffeln die einzigen Nahrungsmittel sind. Ich habe in einer Gegend des Kanton Luzern Kinder von sieben Jahren gesehen, die nicht wußten, was Brot ist. Die Mutter derselben hatte seit drei Jahren keines genossen; noch viel weniger kommt diesen Leuten ein Stück Fleisch oder eine Fleischsuppe vor den Mund. Die große Mehrzahl der Feldarbeiter und Weber in den deutschen Kantonen hat nur alle Sonntage einmal Fleisch.

Irland versieht die Märkte Englands mit Fleisch und Getreide, während neun Zehntel der Bewohner größtenteils von Kartoffeln leben.

Die Ausfuhren der Produkte eines Landes beweisen doch also im Geldsystem nicht, daß im Vergleich zur Bevölkerung ein Überfluß derselben vorhanden ist.

Es ist nun nicht gesagt, daß der Mensch, um zu leben und zu arbeiten, durchaus zu seiner Nahrung Fleisch haben müsse: auch haben sich die Müßiggänger und die, welche sich mit unnützen Arbeiten beschäftigen, mehr daran gewöhnt als die, welche ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen: um so bitterer jedoch würde ersteren der Wechsel sein,

wenn nach einer Sozialrevolution das bewaffnete Volk in Masse für den radikalen Umsturz wäre und jede Progressivmaßregel zurückwiese.

In Deutschland, welches im Verhältnis zur Oberfläche reicher an Vieh ist als Frankreich, nimmt die Zahl des Viehes überall zu, aber nicht in demselben Verhältnis als die Bevölkerung, ja der Verbrauch ist im Durchschnitt sogar noch etwas geringer als in Frankreich, nach der neuesten, im Auftrage der französischen Regierung unternommenen statistischen Untersuchung des Professor Moll zu urteilen.

Seht ihr! solchen Zustand haben uns unsere hoch- und wohlweisen, allergnädigsten und durchlauchtigsten Regierungen herbeigeführt. In allen Ländern geht das Mißverhältnis der Produktion des Notwendigen zur Bevölkerung derselben fürchterlichen Zukunft entgegen, welche um so fürchterlicher sein wird, je entfernter sie ist.

Dann wird die einfältige, böswillig urteilende Dummheit auch wieder, wie gewöhnlich, die künftigen Revolutionäre der Grausamkeit und Tyrannei beschuldigen, wenn diese, um das Übel zu beseitigen, der Gesellschaft eine schmerzhafte Operation machen müssen.

Wenn jetzt irgendwo Überfluß an den nötigen Produkten ist, so ist dies ein Werk des Zufalls, denn die Regierungen tun dafür nichts. Wenn sie eine Regierung der Gemeinschaft wären, statt eine der Vereinzelung, so sagten sie: weil denn doch unsere Chemiker und Ärzte bewiesen haben, daß der Mensch eine gewisse Quantität und Qualität von Nahrungsmitteln zu seiner Erhaltung nötig hat, so muß die Produktion derselben auch mit der steigenden Bevölkerung in ein richtiges Verhältnis gebracht werden: folglich muß auf drei Menschen allemal ein Stück Rindvieh kommen. Dies letztere ist aber nicht der Fall: wir müßten denn unsere gestrengen Herren mit dazu rechnen.

Sollte nun heute die Gemeinschaft in irgend einem Lande allgemein eingeführt werden, so dürften daselbst weder im ersten noch im zweiten Jahre viele Kälber geschlachtet werden, ebenso müßten wir im Genuß der Milch- und Fleischspeisen während dieser Zeit die äußerst mögliche Mäßigkeit beobachten und nur den Arbeitern ihre volle Fleischportion lassen, welche die schwersten Arbeiten verrichten. Dieses Opfer müßte notwendigerweise gebracht werden, um den Viehbestand so

geſchwind als möglich zu verdoppeln und ihn in ein richtiges Verhältnis mit der Bevölkerung zu ſetzen. Ferner müßte man ſich entſchließen, alle Luxuspferde für den Pflug und den Krieg zu dreſſieren, kein Wieſenland mehr in Acker verwandeln und überhaupt die größte Sorgfalt auf Ackerbau und Viehzucht verwenden. Außerdem müßte man ſo viel Vieh und Nahrungsmittel, als nur immer möglich, von den angrenzenden, nicht in Gemeinſchaft lebenden Völkern beziehen. Da hätte man nichts weiter zu tun, als dieſe Gegenſtände alle doppelt und vierfach zu bezahlen. Alles aufzutreibende Gold und Silber müßte zu dieſem Zweck benutzt werden. Was tut man mit dem Plunder, man kann ihn ja doch nicht eſſen. Wenn dann die Mächtigen dieſer Länder die Zufuhr verſperren, dann muß ihnen der fürchterlichſte Krieg gemacht werden, der je gemacht wurde, und dazu haben wir die Mittel mehr als andere, in der alten Ordnung lebenden Geſellſchaften. In dieſem Falle aber können nur unſere Krieger reichlich Fleiſch zu eſſen bekommen. Für dieſe ſind dann während der Dauer des Krieges die beſten Weine und das beſte Fleiſch; die übrigen können ihre Aufopferung an der Mäßigkeit erproben, damit jeder Gelegenheit hat, ſein eigenes perſönliches Wohl dem Wohl der Geſamtheit der lebenden und künftigen Generationen zum Opfer zu bringen.

Eben aber darum, weil der jetzige Zuſtand der geſellſchaftlichen Verhältniſſe die künftigen Gründer der Gemeinſchaft zwingt, ſogleich beim Antritt der Leitung der Verwaltung eine große Ökonomie einzuführen, weil es nötig wird, daß den ausgearteten Begierden einiger ſchnell gezügelt werde, ohne daß man dadurch in den Stand geſetzt wird, das augenblickliche Verlangen und die mäßigen Wünſche der Vernünftigen zu befriedigen, eben darum werden die Folgen der Umwälzung um ſo fürchterlicher ſein, je größer das Mißverhältnis zwiſchen der Bevölkerung und der für den Wohlſtand aller Glieder derſelben nötigen Produktion iſt. Denkt euch den Zuſtand der zahlreichſten Klaſſen in allen Ländern ſo elend, wie in England; denkt euch, eine Sozialrevolution bräche in ſolchem Zuſtande aus, würde alsdann das ſiegreiche Volk ſich mit progreſſiven Maßregeln begnügen? und würden nicht durch einen ſchnellen, radikalen Umſturz alles Beſtehenden die Exiſtenz und das Wohl aller an die alte Ordnung gewöhnten üppigen Reichen ſtark gefährdet werden?

Je mehr Mangel ihr ins Land ſchafft, je größer wird eure Entbehrung ſein, wenn das Volk nach einer Revolution mit euch dieſelben Genüſſe verlangt. Verſteht man mich nun?

Welche Mittel haben wir nun jetzt, die Sozialreform herbeizuführen? Dieſe:

Erſtens fortzufahren zu lehren und aufzuklären.

Hierzu brauchen wir außer unſerm perſönlichen Eifer die Freiheit der Preſſe und die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Damit wird geraten.

Zweitens: die ſchon beſtehende Unordnung ſchnell auf den höchſten Gipfel zu treiben. Hierzu bedarf es der Aufopferung einiger, womöglich hochgeſtellter Männer, welche von allen Klaſſen der Geſellſchaft als muſterhaft und moraliſch bekannt ſind. Hiermit wird geholfen.

Dieſes zweite iſt, wenn dem Volke der Geduldsfaden reißt, das letzte und ſicherſte Mittel.

Wenn trotz allen Vernunftgründen die Regierungen nicht zur Verbeſſerung der Lage der zahlreichſten und ärmſten Klaſſen Maßregeln ergreifen, wenn im Gegenteil die Unordnung ſich fortwährend ſteigert: ſo müſſen alle, denen außer der Aufklärung noch der Mut geblieben iſt, aufhören, ſich gegen dieſe Unordnung zu ſtemmen und ſie im Gegenteil auf den höchſten Gipfel zu treiben ſuchen, ſo daß das arme Volk ein Vergnügen an der ſteigenden Unordnung findet, wie der Soldat am Krieg und die Bedrücker darunter leiden, wie der Reiche durch den Krieg.

Wenn ſie nicht hören wollen, dann müſſen ſie fühlen; dann darf die von ihnen beſchützte Unordnung von uns nicht mehr beſchützt werden; dann müſſen die üblen Folgen dieſer Unordnung, welche wir bisher faſt allein tragen mußten, auf ſie mit übertragen werden. Dann muß ihnen mit einem Worte ihr Syſtem der Unordnung ſo verſalzt werden, daß es ihnen noch mehr zum Ekel wird, als uns die lange Sklaverei.

Wenn dieſes zweite Mittel angewandt werden muß, dann haben wir nicht mehr nötig aufzuklären, Syſteme aufzuſtellen und Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Wir haben dann nicht mehr nötig zu ſagen, was wir wollen, ſondern nur allem, was wir nicht wollen, dieſes Mittel entgegenzuſtellen.

Solange aber dieſes Mittel anwendbar iſt, ſolange iſt dies ein Beweis, daß die Organiſation der Geſellſchaft nichts

taugt; denn ſobald ſie für alle gut iſt, wird dieſes Mittel unwirkſam.

Weiter läßt ſich darüber nichts ſagen.

Die Übergangsperiode in einer zu langſamen Ordnung vorzunehmen, iſt nicht ratſam. Wenn man die Gewalt in der Hand hat, muß man der Schlange mit einemmale den Kopf zertreten, d. h. nicht unter den Feinden ein Blutbad anrichten oder ihnen ihre Freiheit rauben, ſondern ihnen die Mittel nehmen, uns zu ſchaden.

Wollte man in der Übergangsperiode den Einfluß der Reichen und Mächtigen nicht vermindern, wollte man ihnen einen Teil ihrer egoiſtiſchen Intereſſen garantieren, ſo gäbe man dem armen, leidenden Volke ein ſchlechtes Beiſpiel der Gerechtigkeit, und welche kargen, unzureichenden Mittel blieben einem alsdann, das Elend des Volkes zu mindern, das ohnehin, ſelbſt auf dem radikalſten Wege, nicht ſo leicht mit einemmale zu beſeitigen iſt, weil es ſich ſo tief eingefreſſen hat. Auf dem radikalſten Wege der Umwälzung ſelbſt könnte man nicht damit anfangen, die natürlichen Begierden der großen Volkshaufen zu befriedigen und ſo den Reſt vollends aufzuzehren, ſondern man muß mit demſelben eine ſolche weiſe Ökonomie halten, daß er ſich binnen kurzem verdoppelt, und dann erſt kann man die Genüſſe vermehren und die Arbeit vermindern; denn ſelbſt die Arbeitszeit kann während der erſten zwei Jahre nicht gleich auf ſechs Stunden vermindert werden, weil notwendig wird, allen unbebauten Boden urbar zu machen, ſowie die zur Produktion und zum Austauſch derſelben nötigen Eiſenbahnen und Kanäle, ſowie Fabriken und Maſchinen zu bauen. Außerdem nimmt in ſolcher Periode auch wahrſcheinlicherweiſe der Krieg eine Menge rüſtiger Hände in Anſpruch. Wenn es alſo ſelbſt auf dem radikalſten Wege nicht möglich iſt, die Laſten des Volkes in den erſten zwei Jahren viel zu erleichtern oder ihre Genüſſe viel zu vermehren, ſo würde es ſchlecht ſtehen, wenn man nebenbei der beſiegten Partei der Reichen und Mächtigen Vorrechte garantieren würde; das iſt unmöglich! Nun iſt aber auch nicht nötig, daß man die an die Üppigkeit und an das Nichtstun gewöhnten Reichen zur Arbeit und Entſagung zwingt, ſondern ihr Reichtum muß durch ſein allmähliches Zuſammenſchmelzen ſie nach und nach ohne heftigen Stoß an die natürlichen Genüſſe der übrigen Geſellſchaft gewöhnen.

Alles, was nach einem Umſturz des Beſtehenden getan werden kann, um die Opfer der erſten zwei Jahre erträglich zu machen, muß getan werden; mithin muß ſogleich bei der Organiſation der Arbeit und der Verwaltung die Lebenslage aller derer, welche von der Geſellſchaft erhalten werden, gleichgeſtellt werden, aller, ohne Unterſchied der erſten wie der letzten.

Das iſt die erſte und notwendigſte Maßregel und gleichſam die Baſis der neuen Organiſation.

Der Herzog, welcher das Heer in den Krieg führt, der Diktator, welcher die Arbeiten organiſiert, alle müſſen in bezug auf ihre Bedürfniſſe nicht beſſer bedacht ſein, als der jüngſte Tambour oder der Steinklopfer auf der Landſtraße. Wenn in Kriegszeiten die Armee alle Fleiſchrationen für ſich allein in Anſpruch nimmt, ſo muß der Diktator ebenſogut Faſttag halten, wie alle übrigen Arbeiter. Gibt es des Monats fünfzehn Faſttage für den Bauer und Arbeiter, ſo gibt es auch fünfzehn Faſttage für die Verwaltungsbehörden und Gelehrten. Dieſes Beiſpiel muß nötigerweiſe gleich von Anfang an gegeben werden, wenn das Volk die anfänglich nötige Ökonomie mit Geduld ertragen ſoll.

Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir eine möglichſt milde Übergangsperiode wollen. Jetzt iſt die Heilung des geſellſchaftlichen Übels ſchon ohne die Anwendung verſchiedener periodiſcher Übel und die dadurch bewirkte paſſive Vergrößerung der Unordnung nicht möglich; aber in fünfzig bis hundert Jahren wird das noch fürchterlicher werden.

Sagen wir darum nicht, die Menſchheit iſt noch nicht reif dazu. Sie iſt zu allem fähig, was geeignet iſt, das Meſſer abzuwenden, das ihr das Elend an die Kehle ſetzt. Was braucht es dazu einer langen ſchulmeiſteriſchen Aufklärung! Das wird doch wohl jeder einſehen, daß ein Syſtem der Freiheit für alle beſſer iſt, als eines der Sklaverei!

Wenn man den Armen auf die aufgeſpeicherte Produktion aufmerkſam macht und ihm ſagt: arbeite, dann aber nimm! ſo wird er doch wohl verſtehen, daß etwas beſſer iſt als nichts.

Der Dümmſte iſt nicht ſo dumm, ein dargebotenes Intereſſe zurückzuweiſen. Unſer Prinzip aber iſt das Intereſſe der zahlreichſten und ärmſten Klaſſen. Darum kann es uns nicht fehlen, wenn wir die Gelegenheiten zu benutzen verſtehen, welche uns das Syſtem der Unordnung von Zeit zu Zeit bietet, um Gift mit Gegengift zu vertreiben.

Den Krieg gegen die Personen oder die blutige Revolution lassen wir die Politiker machen; den Krieg gegen das Eigentum oder die geistige Revolution müssen wir machen.

In den Zeiten der Ruhe laßt uns lehren, und in den Zeiten des Sturmes handeln.

Sobald er daher brauſt, ist keine kostbare Zeit mit nutzlosen Deklamationen zu verlieren, wie damals auf Hambach: sondern rasch, wie der Blitz, muß gehandelt werden, rasch, wie dieser, muß Schlag auf Schlag geführt werden, solange das Volk unter dem Eindruck des ersten Enthusiasmus lebt.

Und nicht herumgesucht darf da werden nach einem Führer, und nicht lange gemäkelt darf da werden bei der Wahl eines Führers. Wer der erste aufsteht, wer der erste vorangeht, wer am tapfersten aushält und dabei seine Lebenslage gleichstellt mit der aller übrigen, ist Führer.

Und keine Waffenstillstände, keine Unterhandlungen mit den Feinden dürfen eingegangen, keinem Versprechen derselben getraut werden. Sobald sie den Kampf hervorrufen, müssen sie nicht anders betrachtet werden als unvernünftige Tiere, die unfähig sind, eine vernünftige Sprache zu verstehen.

Dies sind die Verhaltungsregeln für die Zeiten einer allgemeinen Bewegung; für die Zeiten, in welchen man uns wieder zu revolutionären Werkzeugen gebrauchen will, um mit unserer Hilfe die Personen zu wechseln, die uns regieren.

Jede Bewegung aber, die von Anfang an gleich das Streben der Verwirklichung unseres Prinzips kundgibt, mit einem Worte, jede soziale Revolution, wird anders anfangen, als alle bisherigen Revolutionen. Man wird sich darin nicht vor die Kanonen wälzen, wo der Feind am stärksten ist, auch nicht durch den Mord einzelner Tyrannen zum Ziele zu gelangen suchen. Dieses sind unsichere und oft sogar schädliche Mittel, mit welchen man den Feinden in die Hände arbeitet. Hat einmal das arme Volk das Joch satt und will es damit enden, so soll es nicht den Personen den Krieg machen, sondern dem Eigentum. Das ist die schwächste Seite unserer Feinde.

Sollten wider Vermuten die Gewaltigen, um der Verwirklichung unseres Prinzips entgegenzuarbeiten, uns in eine Zuchthausgemeinschaft sperren wollen, sollten sie die Assoziation der Arbeiten und Genüsse so zu ihrem eigenen und der Reichen Vorteil benutzen wollen, wie sie die Gewerbefreiheit dazu

benutzt haben und noch dazu benutzen, so müssen unsere Philosophen den fürchterlichen Brander loslassen, der alsdann nur allein geeignet ist, die Pläne unserer Feinde wirksam zu vereiteln. Dann muß eine Moral gepredigt werden, die noch niemand zu predigen wagte, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich macht; eine Moral, welche das blutige Schlachtfeld in den Straßen, in welchem das Volk doch immer den kürzeren zieht, in einen fortwährenden Guerillakrieg verwandelt, der alle Spekulation der Reichen auf den Schweiß des Armen zunichte macht, und welchen die Macht der Soldaten, Gendarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen imstande ist; eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen; eine Moral, welche unseren Gegnern keinen anderen Rettungsbalken läßt, als den unseres Prinzips; eine Moral, welche die Auflösung und Niederlage der Herrschaft der persönlichen Interessen mit sich führen wird.

Diese Moral aber kann nur unter den in unseren großen Städten wimmelnden und in das grenzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung preisgegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Das Wort einmal ausgesprochen, so ist das Signal zur neuen Taktik gegeben, der unsere Feinde nun und nimmermehr gewachsen sein werden.

Drückt man uns bis auf diese Feder, so ist es unsere Pflicht, sie springen zu lassen und sollte eine 20jährige fürchterliche Unordnung daraus entstehen. Jeder hilft sich wie er kann. Diese neue Moral, von der übrigens Christus sogar ein Beispiel gegeben, wird aber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen.

Weiter läßt sich auch hierüber nichts sagen.

Wenn es auf fromme Wünsche ankäme, so wünschte ich natürlich auch, daß alles mit der Zeit auf einem ruhigen und vernünftigen Wege vor sich gehe. Die Regierung, der das Wohl des Volkes aufrichtig am Herzen liegt, wird doch also schon jetzt durch kluge Maßregeln die Produktion der Nahrungsmittel des Menschen, Fleisch, Brot und Gemüse, in ein richtiges Verhältnis mit der immer steigenden Bevölkerung zu bringen suchen: so daß binnen einer gegebenen Zeit die Möglichkeit eintritt, daß jeder erwachsene Mensch wenigstens so genährt, logiert und gekleidet sein kann als der Soldat. Sobald eine Regierung diesem Zweck entgegenarbeitet und

ihn erreicht, dann fällt freilich das erſchreckliche Bild der wilden, grauenvollen Umwälzung weg; dann könnte man wirklich hoffen, die Verleugnung der ſelbſtſüchtigen, perſönlichen Intereſſen auf dem Wege der Überzeugung zu erreichen. Die Freude werden wir aber wohl ſchwerlich haben, der Beweis davon iſt, daß, wenn die meiſten der jetzigen Gelehrten über die Schrecken des ſich immer mehrenden Elends nachdenken, ſo finden ſie freilich auch, daß zwiſchen der Menſchenzahl und der zu ihrer Erhaltung nötigen Viehherden und Früchte ein ſteigendes Mißverhältnis ſtattfindet; allein ſie ſuchen weniger die Mittel auf, welche geeignet ſind, den Viehſtand und die Produktion zu vermehren, ſondern ſie beratſchlagen mehr darüber, wie der zu ſtarken Vermehrung der Menſchen zu ſteuern ſei. Und wenn denn ja auch mitunter jemand mit einem gutgemeinten Vorſchlag ans Licht tritt, ſo iſt derſelbe doch immer ſo gering in ſeinen Wirkungen, daß er ans Lächerliche grenzt.

Einige ſchlugen vor, die Regierung ſolle die Salzſteuer herabſetzen, damit die Zubereitung des Futters dem Bauer nicht ſo teuer zu ſtehen komme; andere ſchlugen vor, man ſolle dem Ackerbau mehr Kapitalien zuwenden, damit derſelbe in den Stand geſetzt werde, die Viehzucht immer mehr zu vervollkommnen und zu erweitern. Das ſind alles unzureichende, nichts bewirkende Mittel; denn wenn auch dadurch wirklich — was doch nie der Fall ſein wird — die Rindvieh- und andere Herden Frankreichs verdoppelt und verdreifacht würden, ſo daß man künftig unter 25 Millionen erwachſenen Einwohnern jedem im Durchſchnitt täglich ein halbes Pfund Fleiſch zukommen laſſen könnte, ſo würde es ſich im jetzigen Syſtem der Vereinzelung und der Selbſtſucht dennoch treffen, daß trotzdem viele leer ausgehen. Es dürften nur 2 Millionen, weil ſie im Stande ſind es zu bezahlen, jeder täglich 2 Pfund Fleiſch verzehren und 4 andere Millionen jeder täglich 1 Pfund, ſo hätten ſie zuſammen die Rationen von 10 anderen Millionen mitverzehrt. So lange die Arbeit nicht organiſiert und die natürliche Gleichheit aller nicht anerkannt iſt, ſind alle ſogenannten Verbeſſerungen nichts als eine lächerliche, trughafte Komödie.

Wenn eine Regierung aufrichtig hierin das Gute wollte, ſo müßte ſie aus dem Viehhandel und dem Fleiſcherhandwerk ein Monopol machen, ſo wie das jetzt ſchon mit dem Poſtweſen und dem Tabaksbau der Fall iſt, und dann jedem

Menſchen im Lande um eine ſeinem Verdienſte angemeſſene Summe ſeinen jährlichen Fleiſchbedarf gegen eine ſeinem Verdienſt entſprechende Vermögensſteuer ſichern. Dies aber können ſie wieder nicht ohne eine edle Selbſtverleugnung der bisherigen perſönlichen Intereſſen. Ein Monopol würden ſie nun wohl freilich daraus machen, wie aus dem Tabak, wenn ſie nicht die daraus beim erſten Anlaß unſtreitig hervorgehende Revolution befürchteten; denn wenn die Regierung und die Beamten den Fleiſchhandel unter ihren Händen hätten, ſo würde das Volk wohl mit weniger Entſagung und Geduld ſich den ſchlappen Magenſack voller Kartoffeln pumpen, am wenigſten, wenn es die feiſten Braten auf den Tafeln ſeiner Fleiſchkrämer und Beamten dampfen ſähe. Darum eben getraut man ſich noch nicht ein Monopol aus dem Fleiſch und dem Brot zu machen. Teilen will man mit uns nicht und will doch auch den Schein der Hartherzigkeit und Völlerei vermeiden, darum läßt man es eben ſo gehen wie es jetzt geht, indem man hofft, daß uns das immer zunehmende Elend ſo zahm machen und vermindern werde, daß wir zuletzt weniger zu fürchten ſind, als die Pferde.

Wir brauchen alſo eine Übergangsperiode, ſei es nun welche es ſei, nur eine luſtige, kräftige.

Die wünſchenswerteſte Übergangsperiode wäre nun freilich die, daß einmal durch die Umwälzung irgend eines Staates irgend ein Mann an das Ruder der Verwaltung käme, der unſerm Prinzip mit größter Liebe ergeben iſt, der ſein Glück, ſeine Ehre und ſein Leben in die Verwirklichung desſelben ſucht. Aber ein ſolcher Mann wird kommen und die Zertrümmerung der alten ſowie die Organiſation der neuen Ordnung leiten; und dieſes wird ein zweiter Meſſias ſein, größer als der erſte.

Verſtehe man mich nun recht! Die Revolution einmal gemacht und eine Regierung in unſerm Sinne eingeſetzt, d. h. Männer an die Spitze geſtellt, die vom Antritte ihres Amtes an ſo eine einfache Lebensweiſe führen, als nur immer der Geringſte im Volke, ſo iſt es gar nicht notwendig, den Reichen und Mächtigen, die unſere Feinde waren, auf eine gewaltſame Weiſe Leben, Güter und Freiheit zu entziehen. Nein! dies wäre im Gegenteil ein großer Fehler der neuen Regierung, weil ſie dadurch manches Vorurteil gegen ſich aufregen würde.

Die erſten Maßregeln, die eine revolutionäre Regierung gleich nach dem Umſturz der alten Gewalt zu ergreifen hätte, könnten nun freilich nach den verſchiedenen Umſtänden, bei den verſchiedenen Meinungen, Völkern und Perſonen ſehr verſchiedener Art ſein.

Meiner Privatmeinung nach wäre nun folgendes notwendig:

1. Alle ſchmutzigen, zerriſſenen Lumpen, alle verfaulten und zerbrochenen Möbel, alle ſtinkigen, verfallenen Wohnungen werden verbrannt und zerſtört, und die Armen einſtweilen in die öffentlichen Gebäude oder bei den Reichen einquartiert, desgleichen vom Überfluß der vorrätigen, neuen Kleider gekleidet.

2. Alle Schuldſcheine, Schuldverſchreibungen und Wechſel werden in den Geſchäften des Verwaltungsperſonals für null und nichtig erklärt, desgleichen alle Erb- und Adelsrechte.

3. Die Organiſation der Arbeit beginnt durch die Wahlen in jedem Geſchäftszweige. Jeder in die höchſte Spitze der Verwaltung Gewählte muß alle ſeine Güter und ſein Vermögen in die Gemeinſchaft der Verwaltung geben, wo nicht, von der Wahl abſtehen.

4. Alle Glieder der Verwaltungsbehörden, der Armee, ſowie überhaupt aller, welche der Staat erhält, leben miteinander in Gemeinſchaft; mithin iſt aller Unterſchied von arm und reich, von gering und vornehm unter den höchſten Staatsmännern und Offizieren ſowie den geringſten Angeſtellten oder Soldaten für immer aufgehoben.

5. Für alles vorrätige Gold und Silber werden Aufkäufe von Nahrungsmitteln und Kriegsbedarf im Auslande gemacht. Für den Verkehr der Verwaltung mit dem Innern iſt der Gebrauch des Geldes abgeſchafft. Die Steuern werden in rohen Naturprodukten eingeliefert; kein Angeſtellter wird beſoldet, und die Armee nur in Feindesland, und da zwar erhält einer ſoviel wie der andere, General wie Gemeiner alle die gleiche Löhnung.

6. Die Güter aller Auswanderer werden konfisziert und die Verkäufe anulliert, desgleichen jeder Acker, welcher unbenutzt liegen bleibt, wenn es erwieſen iſt, daß er bebaut werden kann.

7. Alle Staats- und Kirchengüter werden eingezogen zum beſten der Gemeinſchaft, und kein Geiſtlicher mehr vom Staat beſoldet, ſei er Jude, Heide, Chriſt oder Türke. Die Gemeinde, welche einen braucht, ſoll ihn auf ihre Koſten ernähren.

8. Wollen dieſelben jedoch ein Amt in der Verwaltung übernehmen, und mit derſelben in Gemeinſchaft leben, ſo fällt die letztere Beſtimmung weg.

9. Jeder, der verlangt in die Gemeinſchaft aufgenommen zu werden, kann und muß darin unter den gleichen Bedingungen aufgenommen werden als alle übrigen.

10. Unter denſelben Bedingungen wird jeder darin aufgenommen, der nicht mehr zur Arbeit fähig iſt.

11. Nächſt dem Ackerbau und der Armee muß die Verwaltung ihre größte Tätigkeit auf die Vermehrung und Verbeſſerung der Schulen richten.

12. In jedem Dorf, jeder Stadt und in jedem Diſtrikt, wo drei Viertel der Einwohner dafür ſtimmen, ihre Güter in Gemeinſchaft zu geben, muß ſich das letzte Viertel fügen.

13. Der religiöſe Unterricht in den Schulen muß allgemein ſein, er darf ſich weder zum Katholizismus noch zum Proteſtantismus noch ſonſt einer der vielen chriſtlichen Sekten hinneigen. Alle religiöſe Sektiererei wird aus den Schulen, ſowie überhaupt aus allen von Kindern beſuchten Lehranſtalten verbannt.

14. Die Geſetze ſind für alle in Gemeinſchaft lebenden, nicht zur Kriegsarmee gehörenden Individuen abgeſchafft. Bei der Kriegsarmee, und in den Gegenden, welche der Krieg heimſucht, werden ſie teilweiſe, bei allen übrigen ganz beibehalten.

15. Auf die Dauer des Krieges wird jeder von den Ärzten für unheilbar erklärte Begierdekranke vor ſeiner Verbannung zur Armee geliefert. Dies geſchieht in ſolcher Periode mit allen Begierdekranken, wenn die Anzahl derſelben während einer kriegeriſchen Übergangsperiode zu ſtark überhand nimmt.

Durch ähnliche Maßregeln kommt alles übrige wie von ſelbſt. Alle werden ſich den nötigen Aufopferungen während der Zeit der Übergangsperiode mit Liebe unterziehen, wenn das Verwaltungsperſonal darin mit einem guten Beiſpiele vorangeht. Dieſes aber könnte ſeines perſönlichen Intereſſes wegen keine Ausnahme von der allgemeinen Ordnung machen, ohne daß es dadurch das mühſam aufgeführte Werk ſelbſt wieder vernichtete. Überhaupt iſt dies ein Beweis großer Unkenntnis des Menſchen, wenn man glaubt, der Mann, der das Prinzip der Gleichheit unter Gefahren gelehrt und praktiziert

hat, ſei nach der Verwirklichung desſelben fähig, ſein perſönliches Intereſſe darin zu ſuchen. Die Politiker haben dies freilich nach jeder Revolution ſo machen können: man hatte ihnen aber auch bisher noch nicht die Gleichheit aller und die Entſagung ihrer Habſucht zur Bedingung gemacht.

Durch die Maßregel, alle Arbeitsloſe, und überhaupt alle die es verlangen, in die Gemeinſchaft aufzunehmen, verliert das Geldſyſtem alle Mittel des Fortbeſtehens. Schon dadurch, daß die Regierung kein Geld für ihre inneren Angelegenheiten mehr braucht, verliert dasſelbe einen bedeutenden Wirkungskreis; dann auch dadurch, daß die Verwaltung alle unter ihrer Leitung ſtehenden Arbeiten von den Mitgliedern der Gemeinſchaft verrichten läßt.

Jeder, der in der alten Geſellſchaft keine Arbeit hat oder ſchlecht bezahlt iſt, wird ſich gern der Gemeinſchaft anſchließen, wo er beſſer gekleidet und genährt wird, weniger zu arbeiten braucht, mit ſeiner Familie für immer aller Sorge enthoben iſt, und wo ihm alle Vergnügungen, als Spazierfahrten, Theater, Bälle, Konzerte u. dergl. in den Erholungsſtunden zu Gebote ſtehen. Dadurch ſind nun alle die, welche im alten Syſtem fortleben, genötigt, wenn ſie Arbeiter brauchen, den Lohn derſelben zu erhöhen, und ſich ſelbſt auch angemeſſener zahlen zu laſſen, wo das nicht ſchon ſtattfand. Dies aber können ſie nicht, am wenigſten auf lange Zeit, und um ſo weniger als die Verwaltung ſowie die ganze Gemeinſchaft nichts von ihren Sachen kauft. Sie ſind alſo, wenn ſie nicht ſehr reich ſind, gleichſam gezwungen, ſich in kurzem der Gemeinſchaft anzuſchließen, oder ihr Geld zu nehmen und auszuwandern. Den Blödſichtigen würde dadurch ihr Intereſſe klar werden, und die hartnäckigſten Gegner würde man auf eine friedfertige Weiſe los.

Die Maßregel, daß die Verwaltung jeden unbebaut bleibenden Acker konfiſziert, ſoll dazu dienen, dem Mangel vorzubeugen, der daraus entſtehen könnte, wenn einige Landeigentümer, weil ſie keine Arbeiter um einen Spottpreis mehr bekommen können, vorziehen würden, ihn unbebaut liegen zu laſſen. Dadurch wird jedem Nachteil, welcher für die Geſellſchaft aus der Umwälzung der Dinge entſtehen könnte, vorgebeugt.

Dadurch, daß man jeden einzelnen ſeinen Pfaffen direkt ſelbſt erhalten läßt — die Männer des Geldſyſtems nach ihrer beliebigen Weiſe und die Gemeinſchafter durch Kommerz-

ſtunden, wenn nämlich der ihrige ſich der Gemeinſchaft nicht anſchließen will — dadurch, ſage ich, merkt ſich ein jeder beſſer, wieviel ihm das Jahr hindurch derſelbe koſtet. Wer ſelber keinen braucht, hat dann auch nicht nötig für einen zu arbeiten. Die Bigotterie und das Vorurteil werden auf dieſe Weiſe durch das perſönliche Intereſſe beſchnitten, die verſchiedenen Religionen werden vom ſchmutzigen Intereſſe der Prieſter gereinigt und veredelt, und mit dieſen Intereſſen fallen auch nach und nach die religiöſen Streitigkeiten und Gehäſſigkeiten weg. Die verſchiedenen Geiſtlichen werden ſich beſtreben, nach und nach ein tätiges, uneigennütziges Leben zu führen; viele werden mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben verdienen und ſich ein Vergnügen daraus machen, Sonntags dem verſammelten Volke zu predigen, was im Zuſtande der Gemeinſchaft recht gut ſein kann, weil alsdann jedermann mehr Zeit und Mittel dazu haben wird als jetzt. Dieſes ſcheint mir die beſte Methode zu ſein, um allen Religionsparteien den Geiſt der Duldſamkeit und Friedfertigkeit einzuflößen; der bigotteſte Tropf wird dadurch nach und nach zur Einſicht gelangen.

Wenn unſere Pfaffen genötigt wären, alle Wochen oder Monate zum Bauer ins Haus zu gehen und ſich von jedem ſeinen Teil Gehalt zu fordern, ſo würde es bald aus ſein mit der heiligen Muckerei, und man würde bald begreifen, daß das Pfaffengeſchäft ja eigentlich jeder gebildete Bauer übernehmen kann, wenn er dazu Zeit und Luſt hat. Das wäre übrigens nicht das erſtemal.

Um die Religionsparteien zu einen, muß man ſich auf keine ausſchließlich ſtützen, keine beſonders angreifen; denn eine jede hat ihre Mängel. Wenn ſie ſich auch nicht vereinen, ſo macht das auch nichts; ich glaube ſogar, ſie werden ſich niemals vereinen. Es wird immerfort mehrere religiöſe und philoſophiſche Meinungen geben, und das iſt auch ſchön, das gibt eine Abwechſelung, eine Schattierung in der Geſellſchaft, die unterhaltend iſt. Nur muß man das perſönliche Intereſſe davon trennen, und keine Meinung, keine Religion zur Staatsmeinung oder Staatsreligion machen, eben darum, weil in den philoſophiſchen und religiöſen Meinungen immer Widerſprüche ſtattfinden, die mit der Einheit und Harmonie des Ganzen unverträglich ſind, ſobald die eine oder die andere religiöſe oder philoſophiſche Meinung die Leitung des Staatsruders uſurpiert. Nur wenn

ſie zum Fortſchritt gehören, können die verſchiedenen Meinungen einen Einfluß auf die Leitung des Ganzen ausüben. Dazu iſt aber notwendig, daß dieſe Meinungen von den Männern des Fortſchrittes als nützlich anerkannt und geprüft worden ſind, daß ſich ſolche Meinungen und Ideen verkörpern laſſen, und daß dieſelben in ihrer Verkörperung eine Wohltat für die Geſellſchaft werden.

Nur der Fortſchritt kann das leitende, unveränderliche Geſetz der Menſchheit ſein, alle anderen ſind ihm untergeordnet und verändern ſich mit ihm, können aber kein beſonderes Geſetz bilden, eben darum weil ſie nichts Bleibendes, Beſtändiges ſind.

In den Schulen ſollte darum auch die Religion nur ſo allgemein gelehrt werden, daß ſie alle die verſchiedenen religiöſen Parteien befriedigt; keine Religion darf da ausſchließlich hervorgehoben werden. Erſtens verſtehen die Kinder von dieſem Sektenkram nichts und finden ihn anſtößig, weil er ſich mit dem reinen Prinzip nicht verträgt, und dann iſt derſelbe auch der Harmonie des Ganzen ſchädlich, wenn er auf eine einſeitige Weiſe der Jugend eingeprägt wird. Ich kann das Beiſpiel davon an mir abnehmen; das koſtet jahrelange Mühe bis man die Dummheiten und den eingetrichterten Unſinn wieder aus dem Kopf los wird. Alle Proſelytenmacherei, alles Sektenweſen muß daher aus den Schulen verbannt werden, der Staat darf dieſelben darin weder erlauben noch befördern. Wer Proſelyten und Sekten machen will, hat dazu die völlige Freiheit bei den Erwachſenen, deren Verſtand durch eine gute Erziehung gereift iſt. Bei Kindern iſt dies noch nicht der Fall, darum ſoll man ihnen auch den jungen Verſtand nicht durch Spiegelfechtereien der Phantaſie erhitzen. Wenn an der Meinung eines Menſchen irgend etwas Wahres und Gutes iſt, ſo können das doch jedenfalls die Erwachſenen beſſer beurteilen als die Kinder.

Solche oder ähnliche Maßregeln würden die neue Ordnung der Geſellſchaft ohne grauſame Zwangsmittel in Zeit von drei Jahren allgemein machen und ſie vor jedem Rückfall ſicher ſtellen; denn ungefähr bis zu dieſer Zeit wären alle Spuren der früheren Eigentumsgrenzen verſchwunden und ſomit der Rückfall unmöglich gemacht.

Dadurch, daß das Geldſyſtem den Wert verliert, verlieren auch die Geldmänner die Mittel, ſich Anhänger zu verſchaffen,

um dem Prinzip entgegenzuarbeiten; außerdem vermehrt ſich das Intereſſe für die Gemeinſchaft immer mehr und mehr durch das Zuſtrömen der arbeitenden Volksklaſſen zu derſelben. Ferner wird durch die eingeführte Abſtimmung von $^3/_4$ der Bevölkerung der verſchiedenen Ortſchaften, überall, wo eine ſolche Mehrheit dafür iſt, die Gemeinſchaft ſchnell eingeführt werden. Die Grenzen, Hecken, Zäune, Mauern, Gräben uſw., die das Eigentum der einen von dem der anderen trennen, verſchwinden nach und nach. Ebenſo wird durch die angeführten Maßregeln das vereinzelte Vieh in immer größere Herden vereinigt und auf wieſenreiche Gegenden getrieben. Anſtatt der Menge kleiner, ſchlechter Ställe werden große, geräumige gebaut und die Vorräte, Nahrungsmittel und Getränke in großen Magazinen und Kellern aufbewahrt: ſodaß niemand mehr ſein voriges, vereinzeltes Eigentum herausfinden kann, ſelbſt wenn in dieſer oder jener Stadt durch fremde, feindliche Hülfe eine Rückwirkung möglich wäre.

Wenn in ſolchem Falle der frühere Eigentümer ſagte: mir hat ſo und ſo viel Vieh gehört; bis hier- oder dorthin hat ſich mein Acker erſtreckt, ſo würde ihm das von den übrigen beſtritten werden: weil jeder befürchtete, bei einer Zurückführung der Dinge auf den alten Fuß zu kurz zu kommen.

Bedenke man noch, welche kräftige Mittel die Verwaltung hätte, überall, wo ſie es für nötig hielte, die Mehrheit von $^3/_4$ zuſammenzubringen. Wo es daran fehlte, dürfte ſie nur einige hundert oder tauſend ihrer Gemeinſchafter ſich anſiedeln laſſen, ſo wäre die Stimmenmehrheit geſichert. Das aber könnten die Geldmänner nicht, denn das koſtete ihnen zu bedeutende Opfer.

Übrigens wer zwingt denn die Verwaltung, die Mehrheit von $^3/_4$ anzunehmen? ſie könnte es ja auch durch die einfache, abſolute Mehrheit bewerkſtelligen. Man wird hoffentlich nicht einwenden, daß nicht alle die Fähigkeiten hätten, über ihre phyſiſchen Bedürfniſſe abzuſtimmen. Freilich hat die ein jeder; dazu iſt keine geiſtige Ausbildung nötig.

Könnte man heute über die Gemeinſchaft abſtimmen laſſen, ſo wäre trotz der Vorurteile und der Unwiſſenheit der Maſſen eine überwiegende Mehrheit gar nicht zweifelhaft; es käme nur darauf an, wie der Vorſchlag dazu abgefaßt worden wäre.

Da der Krieg ein unvermeidliches Übel der Übergangsperiode iſt, da, um ihm entgegen zu wirken, es jetzt noch kein anderes, kräftigeres Mittel gibt als den Krieg: ſo wird es

nötig, dieſes Übel ſo wirkſam als möglich gegen unſere Feinde anzuwenden, wenn ſie es hervorrufen. Folglich darf keine der einzuführenden Reformen dieſem Übel die Kraft nehmen, ſo lange es als Gegengift dienen muß.

Die Diſziplin muß alſo auf die Dauer der Übergangsperiode beibehalten werden; ebenſo überall, wo der Krieg wütet, ein Teil der alten Geſetze.

Alle Individuen, welche ſich der neuen geſetzloſen Ordnung nicht anſchließen, werden nach den Geſetzen der alten Ordnung regiert.

Diejenigen, welche ſich der neuen Ordnung freiwillig anſchließen, derſelben aber durch die Schrankenloſigkeit ihrer in der alten Geſellſchaft verwöhnten Begierden ſchädlich werden, werden von den Geſundheitskommiſſionen auf die Dauer der Übergangsperiode nach dem Kriegsſchauplatz und in den Bereich der Kriegsgeſetze verſetzt.

Dieſe Maßregeln werden dazu dienen, das Übel des Krieges recht wirkſam als Gegengift gegen den Krieg und gegen die alte, ſogenannte Ordnung anwenden zu können.

Haben wir einmal Männer am Ruder irgend einer Regierung, welche die Verwirklichung unſers Prinzips wollen, dann iſt unſere Partie ohne die Greuel einer blutigen Revolution gewonnen. Wem dann die neue Ordnung der Dinge nicht zuſagt, der kann ſeinen Mammon nehmen und gehen und Gott danken, daß die gereizte Generation kein Vergeltungsrecht an ihm übt. Beſtehlen wird ſie ſich freilich nicht mehr laſſen. Das iſt ſchon zu viel, daß man ihnen den Überfluß bis zu ihrem Tode läßt.

Aber wie werden wir nun eine ſolche Verwaltung bekommen?

Wahrſcheinlich durch eine der nächſten und größten revolutionären Bewegungen Europas.

Erwarten wir vertrauensvoll den letzten Sturm! Schlägt dieſer für uns fehl, dann laßt uns zu unſerem letzten Mittel greifen!

Der Menſch liebt im allgemeinen die Veränderung, die Bewegung, den Fortſchritt; nichts iſt ihm unausſtehlicher als ein ihm aufgedrungenes, ewiges, fades Einerlei, dieſem ſucht er aus allen Kräften zu widerſtreben. Darum wird es auch immer Revolutionen geben: hervorgerufen entweder durch die rohe, phyſiſche oder die geiſtige Gewalt, oder durch alle beide.

Noch hat der Degen der Feder nicht vollkommen den Platz geräumt; aber es kommt eine Zeit, in welcher dies der Fall sein wird. Dann werden die Revolutionen nicht mehr blutig sein.

Jetzt stehen wir am Scheidewege. Die Revolutionen, die wir zu erwarten haben, sind gemischter Art; die physische und geistige Gewalt werden sie zusammen auskämpfen. Beide können nur durch die Interessen, die sie aufregen, sich geltend machen; darum eben haben wir die größte Aussicht auf Erfolg: weil nichts der Gesellschaft mehr Vorteile und mehr Interesse bieten kann als unser Prinzip.

Nun suchen aber alle Revolutionäre folgende Frage genau zu erforschen: Auf welche Weise kann es uns gelingen, die Volksmassen für dieses oder jenes Projekt zu gewinnen? —

Wenn wir nun wacker jede Gelegenheit benutzen, für unser Prinzip zu wirken, so wird es sich herausstellen, daß der künftige Revolutionär kein anderes Banner mehr mit Erfolg aufstecken kann als das unserige; und dann wird jeder Revolutionsversuch für unser Prinzip sein, bis zu dessen endlicher Verwirklichung.

Wir haben also jetzt nichts weiter zu tun, als den Eifer für unser Prinzip beständig wach zu erhalten; alles andere wird sich von selbst finden. Diskutieren wir überall laut und öffentlich dieses Prinzip und lassen wir uns dies von niemandem verbieten, weder von rohen Dummköpfen noch von hochgestellten Tyrannen, dann wird die Zeit und Gelegenheit zur Verwirklichung desselben nicht ausbleiben.

Einige Philister-Politiker meinen: man müsse vorher einen Zustand der Ungleichheit erringen, den sie Republik nennen, man müsse eine politische Revolution machen, d. h. die Personen in der Regierung wechseln, zum Vorteil der Gelehrten- und Geldaristokratie die Fürsten und den Adel stürzen. Hierauf entgegne ich: Wenn wir einmal Opfer bringen müssen, so ist es am ratsamsten, sie für das zu bringen, was uns und der Gesellschaft das Notwendigste ist. Wir, das Volk, müssen ja ohnehin immer das Bad ausgießen; wozu denn also einigen andern in die Hände arbeiten? Wenn diese einmal haben, was sie wollen, dann weisen sie uns über dem Raube ebenso die Zähne wie die heutigen Raubtiere. Trennen wir das Interesse keiner Partei von dem Interesse aller; wer aber dies nicht will, wer das, was er will, nicht für alle will, der soll auch nicht von uns unterstützt werden. Jetzt sind auch die Geldmänner und Gelehrten mit der bestehenden Ordnung un-

zufrieden; hüten wir uns darum, ſie zufrieden zu ſtellen, ſo lange wir Urſache haben, unzufrieden zu ſein. Je größer und je einflußreicher die Zahl der Unzufriedenen iſt, um ſo ſicherer iſt der Erfolg einer aus ſolchem Zuſtande hervorgehenden Bewegung.

Eine politiſche Revolution iſt für uns Deutſche viel ſchwieriger zu machen als eine ſoziale, weil wir die Vorurteile der Religionsverſchiedenheiten und die noch immer wirkſame Antipathie der deutſchen Völker unter ſich nur durch großartige, die Welt in Erſtaunen ſetzende Begebenheiten und ganz beſonders durch materielle Vorteile, welche man den zahlreichſten und ärmſten Klaſſen augenblicklich gewährt, verwiſchen können. Jede Revolution, die dies bewerkſtelligt, iſt eine ſoziale Revolution. Die von den Politikern bezweckte deutſche Einheit iſt durch eine Sozialrevolution am möglichſten.

Der heutige deutſche Bauer iſt mit Phraſen ſo leicht nicht zu begeiſtern. Für eine Bratwurſt opfert der, wenns darauf ankommt, ſoviel als für ſeinen Fürſten und für die Republik. Er weiß kaum, was das iſt, eine Republik. Wenn ich ihm aber ſage: du ſollſt künftig ſo gut leben wie deine Vorgeſetzten, und wenn er ſieht, daß dem auch wirklich ſo iſt, mit einem Worte, wenn er ſieht, daß es ſich um ſein Intereſſe handelt, iſt er für die Bewegung zu gewinnen.

Mit dem Intereſſe allein können wir die Volksmaſſen gewinnen; warten wollen, bis alle gehörig aufgeklärt ſind, wie man gewöhnlich vorſchiebt, das hieße die Sache ganz aufgeben: denn nie wird ein Volk in ſeiner Geſamtheit ſich einer gleichen Aufklärung erfreuen, am wenigſten, ſo lange die Ungleichheit und der Kampf der perſönlichen Intereſſen in der Geſellſchaft fortbeſtehen. Erſt müſſen ſich dieſe in das allgemeine Intereſſe verſchmelzen, dann erſt wird die Aufklärung allgemeiner werden können. So lange die Mittel zur Aufklärung (Sorgloſigkeit, Lebensunterhalt, Zeit und Gelegenheit) ungleich verteilt ſind, iſt auch die allgemeine Aufklärung nicht möglich.

Der Umſturz des Beſtehenden könnte wohl auch durch einen Monarchen vor ſich gehen. Freilich iſt dieſes eine zweifelhafte, aber keineswegs unmögliche Sache. Nun, er mag ausgehen, von wo er will, vom Thron oder aus der Hütte, wenn er nebſt Krone und Zepter die Vorurteile und das beſondere Intereſſe des Egoismus in den Staub wirft, ſoll uns der wackere Kämpfer bis zur völligen Organiſation der Geſellſchaft ein willkommener Diktator ſein.

Einige werden es tadeln, daß ich die Verwirklichung des Beſſeren durch einen gewaltſamen Umſturz hoffe. Dieſen da muß ich entgegnen, daß ich die Sachen ſo nehme wie ſie ſind und überhaupt nicht gewohnt bin, eine falſche Meinung zu erheucheln. Trägt doch alles Beſtehende den Keim und die Nahrung der Revolutionen in ſich; das alte Syſtem lebt und webt nur in Revolution und Krieg. Nicht unſer Prinzip iſt es, welches die Unordnung hervorruft und begünſtigt, ſondern das Beſtehende. Wir wollen nur dieſe Unordnung, wenn ſie zu einem gewaltſamen Umſturz aufgährt, dazu benutzen, dieſe Lage der Dinge aufhören zu machen. Jetzt ſchon im tiefſten Frieden, wie man es nennt, zeigt uns das Bild des jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtandes nichts als Unordnung, Feindſeligkeiten, Revolution und Krieg. Die jetzigen ſtehenden Heere, die Waffenfabriken und Anhäufungen von Kriegsbedarf, die Polizeimaßregeln, die Geſetze und Strafen, die zahlreichen Verbrechen, die gefüllten Gefängniſſe, deuten und zeugen ſie nicht alle vom Zuſtande des Krieges, der Revolution und der Unordnung? Vom Frieden zeugen ſie doch wohl auf keinen Fall. Und ſind wir es denn, welche alle dieſe Greuel hervorrufen? Beſtanden ſie nicht ſchon lange vor der Verbreitung unſeres Prinzips, dienten ſie nicht faſt immer dazu, jede Meinung zu unterdrücken, welche nicht die derer war, welche die Gewalt beſitzen? Was Wunder alſo, wenn wir unter ſolchen Umſtänden nicht den Ausbruch einer gewaltſamen Kataſtrophe vorausſehen ſollten. Eine Pflichtvergeſſenheit wäre es von unſerer Seite, wenn wir uns nicht bemühten, derſelben, wenn ſie ausbricht, eine dem Wohle des Ganzen heilſame Richtung zu geben.

Wenn wir nun aber mit dem, was wir wollen, nackt hervortreten, ohne die Sachen zu bemänteln, kann man uns daraus ein Verbrechen machen?

Alles das, was wir wollen, wollen wir es nicht für alle ohne Unterſchied, für die Armen wie für die Reichen, für die Freunde wie für die Feinde?

Tun wir den Reichen und Mächtigen unrecht, wenn wir ſie zwingen wollen, uns auch leben zu laſſen; uns, deren Arbeit ſie und ihre Vorfahren ihren Reichtum verdanken? Wir muten ihnen gar nicht einmal zu, ihrem verweichlichten Leben zugunſten der Geſellſchaft zu entſagen; ſie ſollen darin fortleben bis zu ihrem Tode, weil ihnen ein zu greller Wechſel der

Lebensverhältniſſe doch nicht möglich wäre, ohne ſich unglücklich zu fühlen. Unglücklich aber ſoll niemand ſein, darum wollen wir ihnen gern bei Lebzeiten das laſſen, was ihnen zur zweiten Natur geworden iſt. Aber ein wenig Entſagung kann man denn doch wohl gerechter, billiger und chriſtlicher Weiſe von ihnen verlangen.

Sie ſind undankbar, dieſe Reichen und Mächtigen, ſie halten uns für grauſame Tyrannen eben darum, weil ſie es ſind. Man ſagt gewöhnlich, man ſucht niemanden hinter einem Strauch, wenn man nicht zuvor dahinter geſteckt hat. Dies wäre ſonach ganz auf ſie anwendbar.

Sie halten uns meiſtens für grimmige Bluthunde, die ihnen, wenn ſie die Macht hätten, Leben und Eigentum nehmen und ihre Kinder in das bittere Elend hinausſtürzen würden.

Mit nichten, ihr Herren, es ſcheint, wir ſind mehr chriſtlich als gerecht, indem wir euch ſogar in eurer bevorzugten Lebensweiſe nicht ſtören würden, wenn ohnedies die Harmonie des Ganzen für die Zukunft möglich iſt. Mit uns ſeid ihr oder vielmehr eure Regierung, was dasſelbe iſt, weniger tolerant. Wir würden euch als Sieger wenigſtens dieſelben Genüſſe gewähren als uns, während heute alle eure Bemühungen dahin gerichtet ſind, die unſerigen immer mehr zu verkümmern und die eurigen zu vermehren. Es iſt einmal Zeit, daß man zur Vernunft kommt; ſtellt euch in unſere Lage, wenn ihr könnt und ſagt uns hernach aufrichtig, ob ihr nicht ebenſo denken und handeln würdet.

Wir wiſſen recht gut, daß es nicht immer böſer Wille von eurer Seite iſt. Sehr ſelten ſelbſt iſt es das, allein ihr tut das Böſe, ohne es zu wiſſen, und darum iſt es gut, wenn man euch manchmal daran erinnert.

Die große Mehrzahl von euch kann das Unglück unſeres Elends nicht leugnen und wünſcht eine Abhülfe desſelben, aber die ſoll immer vom Himmel kommen; wenn man euch ſagt, daß ihr dieſelbe durch eure Aufopferung herbeiführen könntet, ſo wollen die meiſten nicht daran glauben. Eure bequeme Lebenslage erlaubt euch nur ſelten, einen tiefen Blick in unſer Elend zu werfen und wir wären in dieſer Beziehung ebenſo wie ihr, wenn wir in eurem Stande und in euren Genüſſen auferzogen worden wären. Die Umſtände und die Lebenslage bilden den Menſchen. Das wahre Elend des Volkes kann euch aber niemand ſo richtig vor die Augen ſtellen, als der,

welcher es fühlt, der selber von Jugend auf darin herum rollte. Ich selber habe bei allem Elend noch lange nicht das allertiefste Elend geschmeckt, das über Millionen lagert. Wenn nun schon aus meiner Feder Bitterkeiten fließen, die imstande sind, eure Lippen zu verziehen, so könnt ihr urteilen, daß an meiner Meinung nichts übertriebenes Gehässiges ist, denn ich habe es mir zur Pflicht gemacht, im Interesse der allerelendesten und bedrücktesten Klassen zu schreiben, so viel mir dies möglich ist.

Wenn ich manchmal in Wut aufkoche ob all der Scheußlichkeiten in der Gesellschaft, so ist das, weil ich im Leben oft Gelegenheit hatte, das Elend in der Nähe zu sehen und es zum Teil selbst mit zu fühlen; weil ich selbst als Knabe im bittersten Elend aufgezogen wurde, so bitter, daß ich ein Grausen fühle, dasselbe zu beschreiben. Mein Dasein vergrößerte das mich umgebende Elend, ohne daß ich es physisch mitfühlen durfte. Danach rechnet aus, welche geistige Folter das gewesen sein mag und ob Zorn und Wut irgendwo natürlicher sind als da, wo Kinder Feuer legen und Unwissende dem Unverstand derselben das Wort reden.

Also wenn ich mitunter bittere Ausdrücke gegen die Vorrechtler gebrauche, so ist das, weil ich nicht anders sprechen mag, als ich denke.

Man kann auf diesen Punkt die Farben gar nicht stark genug auftragen. Wenn ich an alle Überlistungen denke, welchen das Volk nach errungenem Siege zur Beute wurde, fürchte ich sogar mich noch nicht deutlich und kräftig genug ausgesprochen, noch nicht genug vor der trügerischen Gleißnerei seiner Bedrücker gewarnt zu haben. Sobald es einen Tyrannen niedergeschlagen hat, hat es Mitleiden mit dem Besiegten und bittet um Verzeihung zu den Füßen seines Erben. Es geht ihm wie dem Elephanten, der seinen Führer niederschlug und den Sohn desselben, den man ihm entgegenhielt, sich auf den Rücken setzte.

O, sie sind geschmeidig, unsere Bedrücker, wenn sie sehen, daß sie sich ohnmächtig in der Gewalt des Volkes befinden; sie werden in solchen Augenblicken oftmals bis zu Tränen gerührt. Sie teilen freiwillig Geld und Händedrücke aus, laden euch freundlich an ihre Tafeln, besuchen euch in euren Versammlungen und wenn ihr nicht recht fest in eurer Überzeugung seid, geht es euch wie den Insekten, welche sich an der freundlich glänzenden Kerze die Flügel verbrennen.

Bedenkt nur, welche Mittel ihnen zu Gebote ſtehen, welche Kunſtgriffe ſie ſelbſt dann noch anwenden können, euch irre zu führen, wenn ihr ſchon den rechten Weg zum Siege eingeſchlagen habt. Blättert das Buch der Weltgeſchichte durch, ruft euch alle mißglückten Kämpfe, alle fruchtlos errungenen Siege ins Gedächtnis zurück und ſagt uns, ob nicht allüberall alle Unterhandlungen mit den Feinden der Freiheit, jedes teilweiſe Beſtehenlaſſen der perſönlichen Intereſſen derſelben die Urſachen des darauffolgenden Rückſchrittes waren.

Wenn ein kleines Kind einen Gegenſtand verlangt, den man ihm nicht geben will, ſo macht man es auf irgend einen andern Gegenſtand aufmerkſam, um es von ſeiner Forderung abzulenken. Ebenſo machen es unſere Bedrücker mit dem Volke in den Tagen der Kriſis.

Nach den dreißiger Jahren bediente man ſich dazu der Kriegsgerüchte und der Furcht vor der Cholera. Dieſe letztere wurde beſonders unter der Leitung der Regierungen ein kräftiges Mittel, alle revolutionären Tendenzen einzuſchüchtern.

Erinnert ihr euch noch alle der Quarantäne-Anſtalten vor beinahe jeder großen Stadt, der Abſperrungen von Dörfern, Städten, Provinzen und Ländern, des Verbots des Reiſens, der Räucherungen des Geldes und der Briefe uſw. Was mich anbetrifft, ſo kann ich dieſe Krankheit nicht leugnen, muß aber geſtehen, daß ich damals nie an ihre wirkliche, fürchterliche Exiſtenz geglaubt habe. Ich dachte mir eben, das iſt eine Epidemie wie jede andere, die man aber abſichtlich ſo grell herausmalt, um ſie dadurch zum Schreckbild gegen die revolutionären Bewegungen zu gebrauchen.

O, ſie ſind klug wie die Schlangen und wir ſind einfältig wie die Tauben; man hätte damals mit unſern Schädeln Mauern einrennen können, ſo hätten wir doch nichts gemerkt.

Eine drollige Revolutionspoſſe ſpielte man im Jahre 1830 in Leipzig. Die Sache hätte können einen hiſtoriſch merkwürdigen Ausgang haben, wenn damals unter der ganzen wiſſenſchaftlich gebildeten Bevölkerung auch nur einer geweſen wäre, der da gewußt hätte, was er wollte. Damals überzeugte ich mich das erſtemal, daß man trotz aller akademiſchen Weisheit, trotz allem burſchikoſen Straßenlärm, trotz aller Gewandtheit im Reiten, Fechten und Schießen doch im entſcheidenden Augenblick ein rechter Stoffel ſein kann.

Das Volk war in einer Nacht Meister in der Stadt und Umgegend und beschäftigte sich, weil es eben nichts anderes zu tun wußte, mit der Demolierung von einem Dutzend Häuser bis zum andern Morgen. Jeder suchte seine Scharte auf seine Weise auszuwetzen. Die einen an dem Landhause eines Lieferanten, welcher bedeutende Schlosserarbeiten auf Rechnung der Stadt außerhalb bestellt und so den Bürgern einen Verdienst entzogen hatte, andere fielen über die Möbel eines verhaßten Advokaten her, und die Handwerksburschen zogen in die Vorstadt und demolierten die Wohnung und Möbel eines auf dem Paßbureau angestellten und durch seine Strenge verhaßten Beamten. So glaubte sich jeder auf seine Weise zu rächen. Das Volk wogte hin und her in den Straßen, ohne zu wissen, was es wollte, aber jedem folgend, der ihm kühn zurief: Hierher, mir nach! Es suchte Führer, um einen großen Schlag ausführen zu können; allein in der Nacht fand sich niemand, der dazu Kopf und Herz gehabt hätte.

Der Magistrat indes war pfiffiger gewesen als alle Revolutionäre. Er hatte die Nacht hindurch Proklamationen schreiben lassen. Am andern Morgen las man dieselben an allen Straßenecken mit der Aufschrift: Unsere Stadt ist in großer Gefahr. Darunter war ein Aufruf an alle guten Menschen ohne Unterschied, sich auf den öffentlichen Plätzen einzufinden, um für die Verteidigung des Eigentums gegen die äußeren Feinde die Waffen zu ergreifen, die man ihnen austeilen würde. Allen anderen war die Straße verboten, alle Häuser mußten geschlossen bleiben (es war gerade ein Sonntag).

Hui da! es gab Waffen! Das war der rechte Pfiff. Waffen, die waren es ja eben, die dem Volke fehlten; jetzt wurden sie ihm von der Regierung angeboten, gleichviel, das Volk dachte: es werden sich schon Führer finden. Zu Hause bleiben wollte niemand an einem solchen Tage und zu einer solchen Zeit. So geschah es denn, daß sich alle Rebellen der vorigen Nacht auf den Sammelplätzen einfanden, welche man jedem Gewerke bestimmt hatte. Dort wurden sie in Ermangelung eines weißen Fetzens mit einem Stück weißen Papier am Arm gezeichnet, und ihnen, da nicht genug Waffen aufzutreiben waren, ein Knüppel, eine Ofengabel und dergl. in die Hand gegeben.

Die Führer, welche das Volk ſuchte, erſchienen. Wer waren ſie? Leute, welche im Intereſſe der Regierung handelten und teils von dieſer geſchickt worden waren.

So wurden nun die Rebellen der vorigen Nacht patrouillieren oder vielmehr ſpazieren geſchickt. Die Studenten, welche die ganzen Unruhen eingeleitet hatten, waren die erſten, welche den andern Morgen die Verteidigung und Wiederherſtellung der alten Ordnung übernahmen. Die Patrouillen ſchickte man auf die Wachen und traktierte ſie tüchtig auf Unkoſten der Stadt, indem man ihre Aufmerkſamkeit auf das Landvolk richtete, welches, wie man vorgab, in die Stadt bringen wollte, um zu rauben und zu plündern.

Wenn dieſer Plan die Nacht vorher einem der Revolutionäre eingefallen wäre; wenn man die Gewehre im Schützenhauſe weggenommen, damit das Volk bewaffnet, und demſelben Geld und Lebensmittel verſchafft hätte, ſo wie dies den andern Tag die Regierung getan hat, was hätte der anbrechende Tag alsdann nicht neues bringen können? Zum allerwenigſten die Proklamation der deutſchen Republik. Wie aber wäre alsdann dieſe Nachricht in den übrigen deutſchen Gauen aufgenommen worden?

Solcher günſtigen Gelegenheiten gab es nach den dreißiger Jahren mehrere in Deutſchland, aber nirgends wurden ſie benutzt, überall fehlte es an dem rechten Mann, faſt überall war die willige Maſchine (das Volk) bereit, und nirgends fand ſich der Meiſter, der es verſtand, ſie geſchickt in Bewegung zu ſetzen.

Dieſelben günſtigen Gelegenheiten werden nun aber bei einer künftigen Kriſis ſeltener werden, indem unſere Feinde ſeitdem in der Schule der Erfahrung gewitzigter ſind; es iſt doch alſo notwendig, ſchon im voraus an eine andere Taktik zu denken, mittels welcher ihre Vorſichtsmaßregeln überrumpelt werden können. Das aber iſt die Sache jedes einzelnen, darüber läßt ſich im voraus nichts beſtimmen.

Nun ſtehen wir am Vorabend wichtiger Begebenheiten, der wichtigſten, die je die Erde geſehen.

Ein neuer Meſſias wird kommen, um die Lehre des erſten zu verwirklichen.

Er wird den morſchen Bau der alten geſellſchaftlichen Ordnung zertrümmern, die Tränenquellen in das Meer der Vergeſſenheit leiten und die Erde in ein Paradies verwandeln.

Bereiten wir uns vor, ihn würdig zu empfangen.

Woran aber werden wir dieſen Meſſias erkennen? — Daran:

Er wird einfach und ſchlicht daher gehen, den Zauber des Mammons ſtolz verachten und ſein Herz dem Leiden der Menſchheit öffnen. Er wird niederſteigen von den Höhen des Reichtums in den Abgrund des Elends, unter das Gewühl der Elenden und Verachteten und ſeine Tränen mit den ihrigen vermiſchen.

Er wird den Abgrund nicht eher verlaſſen, bis es allen gelungen iſt, daraus emporzuklimmen.

Dann wird er dieſen Abgrund ausfüllen, damit es künftig unmöglich wird, jemanden wieder ſo tief hinabzuſtürzen.

Er wird mit allen gemeinſchaftliche Sache machen und auf jedes materielle Vorrecht verzichten.

Die Gewalt aber, die ihm verliehen, wird er nicht eher aus den Händen laſſen, bis das kühne Werk vollendet iſt.

Dann wird der Wille des einzelnen nicht mehr über die Geſellſchaft herrſchen, ſondern das Wiſſen aller.

Und der größte Meſſias wird in ſtiller Beſcheidenheit ſich dieſer neuen Herrſchaft fügen.

Dies wird die Krone ſeines Wirkens ſein, und alle Welt wird daran den zweiten Meſſias erkennen, größer als der erſte.

Neunzehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Übergangsperiode.

Artikel 1. Alle uns zu Gebote ſtehenden Mittel müſſen der Verbreitung unſerer Lehre geweiht ſein.

Art. 2. Alle Privatzwecke müſſen womöglich dieſem allgemeinen Zwecke nachſtehen.

Art. 3. Wir wollen eine geregelte Lebensweiſe führen, mäßig ſein in der Arbeit und im Genuß, ſoweit uns dies in der heutigen Organiſation der Geſellſchaft möglich iſt, und überhaupt uns hüten, unſere geiſtigen und phyſiſchen Kräfte durch Unmäßigkeit zu ſchwächen.

Art. 4. Unſere Meinung wollen wir vor den Richterſtühlen der heutigen Geſellſchaft niemals verleugnen da, wo die Gerichtsverhandlungen öffentlich ſind, und ſie überall leugnen, wo ſie dies nicht ſind.

Art. 5. Wir wollen uns vornehmen, perſönlicher Intereſſen wegen keine Prozeſſe und Klagen zu führen: wenn das Intereſſe unſers Prinzips dies nicht notwendig macht.

Art. 6. Wir wollen uns angewöhnen, jede, das gegenſeitige Vertrauen ſtörende Ohrenbläſerei zurückzuweiſen. Selbſt wenn die üble Nachrede wahr iſt, wollen wir ſie mit Zweifel aufnehmen und uns hüten, ſie weiter zu verbreiten, wenn das Intereſſe unſers Prinzips dies nicht anders beſtimmt.

Art. 7. Wir wollen uns hüten, einander Unterſtützungen für perſönliche Zwecke abzuverlangen, weil dadurch der allgemeine Zweck leidet.

Art. 8. Wir wollen jedem, der an eine geregelte Lebensweiſe gewöhnt iſt und für unſer Prinzip Eifer und Tätigkeit bewieſen hat, in der Not Hilfe bieten.

Art. 9. Niemand werde von uns einer ihm von den Richtern der heutigen Geſellſchaft zuerkannten Strafe wegen verachtet.

Art. 10. Kein Bettler erhalte mehr von uns ein Almoſen, ohne ihm dabei vorzuſtellen, daß das Betteln eine Feigheit und Schande ſei, und er mit dem größten Recht das, was er braucht, von den Vorſtehern der geſellſchaftlichen Ordnung, von den Reichen und Mächtigen zu fordern habe.

Art. 11. Wir wollen niemandem für erhaltene Wohltaten und Gefälligkeiten danken, noch für die, welche wir andern erweiſen, auf Dank und Vergeltung rechnen.

Art. 12. Wir wollen nirgends arbeiten, wo andere wegen Lohnverkürzung die Arbeit niedergelegt haben.

Art. 13. Wir wollen uns in keine Streitigkeiten einlaſſen, die nicht das Intereſſe unſers Prinzips berühren, und in ſolchen mit möglichſter Ruhe und Ordnung diskutieren.

Art. 14. Wir wollen uns ſoviel als möglich hüten, Soldaten und Bediente zu werden, und überhaupt gar kein Amt annehmen, welches einen hohen Grad ſchimpflicher Ergebenheit bedingt.

Art. 15. Wir wollen uns keiner nützlichen Arbeiten ſchämen, wenn ſie nicht durch eine dafür zu erhaltende, niedrige Löhnung unſere Verachtung rechtfertigen.

Art. 16. Wir wollen den feſten Vorſatz faſſen, in den Zeiten einer politiſchen oder ſozialen Bewegung keinem Revolutionär zu trauen, der nicht ſeine Lebenslage mit der aller ſeiner Anhänger gleichſtellt.

Schlußwort.

Leſer! Du wirſt mich verſtanden haben! und Du, Reicher, wenn Du dies geleſen, nicht vergeſſen, daß ich gegen die Sache kämpfe und nicht gegen die Perſonen: und daß man die Sache in vorliegendem Werke nur durch Bezeichnung der Perſonen und Klaſſen deutlich anſchaulich machen kann.

Was ich in dieſem Buche gegen die reichen Vorrechtler ſage, macht uns auf keinen Fall dieſelben noch mehr zu Feinden, als ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, durch die Umſtände es nicht ſchon ſind.

Nicht alle Reichen laſſen ſich durch die Macht der ſinnlichen Genüſſe beherrſchen, und von dieſen wird der wiſſenſchaftlich gebildete Teil für uns ſein. Zählen wir doch jetzt ſchon der Kämpfer für unſer Prinzip unter denſelben. Thomas Morus, im Jahre 1535 Staatskanzler von England; der ebendaſelbſt wirkende Owen, welcher zuerſt den Grundſatz der Abſchaffung der Strafen aufſtellte, Babeuf und Cabet, frühere franzöſiſche Deputierte, der erſtere unſers Prinzips wegen im Jahre 1795 unter der damaligen republikaniſchen Regierung Frankreichs zum Tode verurteilt und hingerichtet, der andere durch ein gegebenes Syſtem und eine Menge kommuniſtiſcher Schriften wirkend. Louis Heßberg, vormaliger heſſiſcher Oberſtleutnant, der ebenfalls an die künftige Abſchaffung der Strafen glaubt, und Barbes, der jugendliche, tollkühne, tapfere Barbes, waren und ſind ſie nicht alle für unſer reines Prinzip der Gleichheit, und waren und ſind dies nicht alle entweder hochgeſtellte oder reiche Leute? — Eine Menge noch könnte ich nennen, minder reich und ebenſo eifrig für die gute Sache, ohne alle die, welche man nicht Gelegenheit hat, kennen zu lernen, oder die noch keine Gelegenheit hatten, ſich zu zeigen.

In Sparta waren es zweimal die Könige, welche die Gemeinſchaft der Güter einführten. Sollte ſich in dem Zeitraum von 3000 Jahren keiner wieder finden, der in ihre Fußtapfen tritt?

Wir hoffen es, verlaſſen uns aber nicht darauf.

Mächtige dieſer Erde! ihr habt die Mittel, das Andenken eines Alexander und eines Napoleon in eurem Ruhm zu verdunkeln.

Ihr habt die Mittel, die Übel der Geſellſchaft auf eine euch und uns angenehme Weiſe zu beſeitigen. Wenn wir mit unſern rohen Mitteln die Arbeit allein übernehmen müſſen, wird ſie mühſam und ſchmerzhaft für uns und euch vollbracht werden.

Prüfet und wählet!

Anmerkungen.

Dieser Neudruck von Weitlings Hauptschrift ist nach ihrer ersten Auflage erfolgt. Die zweite, die ich beiläufig nicht gesehen habe, scheidet von vornherein aus, da Weitling persönlich sie nicht besorgt hat; weshalb die dritte ausgeschlossen bleiben mußte, ergibt sich aus dem, was ich in der Einleitung über sie gesagt habe. Sie hat in keiner Weise die historische Bedeutung gehabt, die die erste in so hervorragendem Maße beanspruchen kann, und sie gibt auch von Weitlings Lehre und Wesen ein mannigfach verschobenes und verzerrtes Bild.

Die zahlreichen Druckfehler der ersten Auflage erklären sich aus der Art ihrer Entstehung; ich habe sie stillschweigend ausgemerzt, ebenso wie kleine Versehen, die offenbar im flüchtigen Schreiben mit untergelaufen sind; mit der Behaglichkeit, womit der gelehrte Professor hinter seinem Schreibtische arbeitet, konnte Weitling nicht schaffen. Dagegen habe ich grammatikalische Verstöße und stilistische Unebenheiten, die mit Weitlings Schreibweise verwachsen sind, natürlich unberührt gelassen. Sie gehören mit dazu und Weitling hat es am wenigsten nötig, künstlich nachfrisiert zu werden. Auch auf erläuternde Noten glaube ich verzichten zu sollen; die Schrift war für die Propaganda unter Arbeitern berechnet und enthält nichts, was Arbeiter nicht verstehen könnten.

Es müßte sich denn um Stellen handeln, die den damaligen Arbeitern verständlich waren, ohne es den heutigen noch zu sein. Ich wüßte aber unter diesem Gesichtspunkt nur den Satz auf Seite 213 anzuführen, wo Weitling die Schwierigkeiten schildert, seine Schriften in den Druck zu bringen. Er sagt da, ein Drucker in Genf habe gefürchtet, die Arbeiten der Momien wieder zu verlieren, die schon einmal ihren Drucker gewechselt hätten, weil er sich unterstanden habe, die Proklamationen der Gesellschaft vom 3. März zu drucken. In der dritten Auflage sind aus den „Momien“ geworden „Momier“, und ich vermute, daß Weitling die Momiers gemeint hat, zu deutsch Mucker, eine methodistische Sekte, die sich in Genf und dem Waadtlande im Gegensatze zur Staatskirche gebildet hatte. Aber weiter reicht auch meine

Wissenschaft nicht, und Genfer Lokalstudien wegen dieses ganz gleichgültigen und nebensächlichen Punktes anzustellen, schien mir überflüssig zu sein.

Wichtiger war die Frage, ob nicht eine Kritik des neuen Gesellschaftssystems beizufügen sei, das Weitling in seiner Schrift entwickelt. Allein zwei Gründe standen dem entgegen: einmal würde eine solche Kritik das Produkt einer gar zu schulmeisterlichen Weisheit sein, und dann wollte ich die Leser auch nicht daran hindern, Weitlings Utopie selbst zu lesen. Es gibt heute niemanden, auch unter den jüngsten Arbeitern nicht, die nur eben erst in die Bewegung hineingeblickt haben — es gibt heute niemanden, der nicht wüßte, daß Utopien eben Utopien sind, daß die Organisationspläne einer neuen Gesellschaft, mögen sie auf dem Papier noch so genau und sauber aufgezeichnet worden sein, sich nicht so ausführen lassen, wie man etwa nach den Plänen eines Architekten ein Haus baut, ja ebensowenig, wie man einen neuen Menschen schaffen könnte nach einem Musterbild, das in sinnreichster Weise alle Unvollkommenheiten ausschiede, die dem menschlichen Organismus noch anhaften mögen. Denn die menschliche Gesellschaft ist auch ein lebendiger Organismus, der sich lebendig entwickelt und der nicht wie ein Homunkulus aus der Retorte erzeugt werden kann.

Ist man mit diesem allgemeinen Einwurf gegen alle Utopien vertraut — und das ist heute jeder klassenbewußte Arbeiter — so ist es die reine Schulmeisterei, nun noch in allen möglichen Einzelheiten die praktische Unmöglichkeit einer Utopie nachzuweisen. Man braucht dafür nicht den hundertsten Teil von Geist und Scharfsinn, der dazu gehört, eine halbwegs respektable Utopie zu entwerfen. Dazu läuft man die Gefahr, durch die ungleich geringere Leistung dem Leser den Geschmack an der ungleich größeren Leistung zu verderben. Ja, wenn man sicher wäre, daß die Leser sich erst an die Utopie und dann an ihre Kritik heranmachten, aber es soll wohl vorkommen, daß in unserer aufgeklärten und schnell lebenden Zeit manche Leser den umgekehrten Weg einschlagen und wenn sie zunächst die Kritik gelesen haben, sich wohl gar schenken, ihren Gegenstand noch selbst zu prüfen. Ich habe darüber so meine Erfahrungen bei der Herausgabe älterer Schriften gemacht, Erfahrungen, die mich zu der Ansicht gebracht haben, daß der Herausgeber mit seinen kritischen Kommentaren recht sparsam umgehen soll, wenn er nicht selbst den Zweck gefährden will, um dessentwillen doch allein solche Schriften herausgegeben werden, nämlich sie der Gegenwart wieder lieb und vertraut zu machen.

Am wenigsten möchte ich den Arbeitern die Freude an Weitlings Utopie verleiden. Sie werden manchmal, wie ich schon

in der Einleitung gesagt habe, über die naiven Voraussetzungen und die nicht minder naiven Schlußfolgerungen dieser Utopie lächeln, aber sie werden auch mancherlei gescheite Gedanken finden, viele Vorschläge, die an das Ei des Kolumbus erinnern, die einleuchtend zeigen, wie einfach und leicht sich, wenn einmal die historischen Voraussetzungen der kapitalistischen Gesellschaft gefallen sind, viele Beziehungen und Verhältnisse ordnen lassen werden, die heute, eben unter den historischen Voraussetzungen der kapitalistischen Gesellschaft, als unübersteigliche Hindernisse einer kommunistischen Gesellschaftsordnung erscheinen.

Um überhaupt davon zu reden, so haben wir, seitdem die Utopisterei als ein Hemmschuh des proletarischen Klassenkampfes überwunden werden mußte, in Sachen der Utopien einen, wie Lessing sagen würde, gar zu „eklen Geschmack" bekommen; wie gewöhnlich in solchen Fällen, ist der Rückschlag etwas zu stark gewesen. Sicherlich haben wir heute sehr viel dringlichere und nützlichere Dinge zu tun, als neue Utopien zu entwerfen, als uns darüber zu verständigen, wie die kommunistische Gesellschaft einmal eingerichtet sein wird, aber die älteren Utopien, die zu ihrer Zeit eine historische Bedeutung gehabt haben, sollten nicht so ganz aus dem Gesichtskreise der heutigen Arbeiterklasse verschwinden. Sie sind Spiele der Phantasie, gewiß, aber auch die Phantasie gehört zu dem ganzen Menschen, den der proletarische Klassenkampf erfordert.

Über die beiden Schriften Weitlings, von denen die eine in jedem Sinne die Vorläuferin der Garantien, die andere in gewissem Sinne ihre Nachläuferin gewesen ist, habe ich mich schon in der Einleitung ausgelassen, will hier aber hinzufügen, daß von beiden Schriften neue Drucke vorliegen. Eduard Fuchs hat in der Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, die er während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Münchener Parteiverlag herausgab, 1894 das Evangelium des armen Sünders und 1895 die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte, neu herausgebracht. Dagegen ist eine Gesamtausgabe von Weitlings Schriften und eine ausführliche Biographie des Verfassers, die meines Wissens unser Münchener Parteiverlag vor einem Jahrzehnt plante, nicht ins Leben getreten, und wenngleich ich nicht näher darüber unterrichtet bin, so kann ich doch mit der Umkehrung eines geflügelten Wortes sagen: Ich kenne die Gründe dieses Verzichtes nicht, aber ich billige sie. Ob etwa noch eine Nachlese aus Weitlings schweizerischen Zeitschriften, die in einem vollständigen Exemplare auf der Bibliothek des Reichstages vorhanden sind, sich empfehlen würde, will ich dahin gestellt sein lassen; vieles und auch wohl das beste daraus hat Weitling in seine Garantien aufgenommen. Aber was er nach seiner schweize-

rischen Zeit geschrieben hat — und dessen ist reichlich viel — hat nur einen psychologischen Wert, insoweit als es ihn selbst näher kennen lehrt, aber es hat nie eine literarische oder soziale Bedeutung gehabt, geschweige daß es heute noch eine historische Bedeutung hätte. Wollte man diesen ganzen Wust, und sei es auch nur in weiser Auswahl, in eine Sammlung von Weitlings Schriften aufnehmen, so würde man den Weizen mit der Spreu verschütten.

Um eine ausführliche Biographie Weitlings steht es ähnlich. Da wir von seiner Frühzeit wenig wissen, so würde sie darauf hinauslaufen, etwa drei Jahre eines glänzenden Aufschwunges und etwa dreißig Jahre eines unaufhaltsamen Niederganges zu schildern, und ich fürchte, daß an dieser Aufgabe auch die größte biographische Kunst erlahmen könnte. Indessen wie dem immer sei, so würde eine solche Biographie nicht geeignet sein, Weitling den heutigen Arbeitern wieder lebendig zu machen. Dies Ziel wird meines Erachtens am sichersten erreicht, wenn seine Hauptschrift wieder der Parteiliteratur einverleibt wird, begleitet von einem Lebensbilde, das in engem Rahmen sich darauf beschränkt, die entscheidenden Momente seines tragischen Lebenslaufes hervorzuheben.

Es bleibt mir noch übrig, auf die Quellen hinzuweisen, die ich neben den Schriften Weitlings für meine Einleitung benutzt habe. Der berüchtigte Bericht Bluntschlis — veröffentlicht unter dem Titel: Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionalberichts an die hohe Regierung des Staates Zürich. Zürich, Druck von Orell, Füßli & Comp. 1843 — ist noch immer unentbehrlich, so sehr den Leser seine bourgeoise Perfidie und sein professoraler Stumpfsinn anwidern mag, wegen der umfänglichen Auszüge aus dem Briefwechsel Weitlings. Dagegen hat die kleine Flut von Broschüren, die Weitlings Verhaftung veranlaßte, keinen besonderen Wert für seine Biographie; sie hilft mehr zum eingehenden Verständnis der Nachfolger, die er fand, Auguste Beckers, Albrechts, Kuhlmanns und anderer, mit einer Ausnahme allerdings, der kleinen Schrift von 26 Druckseiten, die Sebastian Seiler unter dem etwas weitläufigen Titel veröffentlichte: Der Schriftsteller Wilhelm Weitling und der Kommunistenlärm in Zürich. Eine Verteidigungsschrift, die bereits gesetzt, aber vom Walliser Staatsrat unterdrückt, jetzt hier dem Publikum geboten wird. Bern, Druck und Verlag von Jenni Sohn, 1843.

Aus dieser Schrift stammt die Schnurre von dem rachsüchtigen Erzherzoge, der Weitling aus Wien vertrieben haben soll. Sie bereitet der bürgerlichen Geschichtsschreibung so ausbündiges Vergnügen, daß sie selbst in Treitschkes anspruchsvolle Deutsche

Geſchichte übergegangen iſt, Hand in Hand mit dem konfuſeſten Zeug, das Treitſchke über Weitlings Schriften zuſammenredet. Dazu iſt zunächſt zu ſagen, daß Seiler mit den Daten über Weitlings Leben ſehr ungeniert umſpringt. Er beginnt damit zu erzählen, daß Weitling 1810 geboren ſei, als der „Sohn eines Militärs“ und in ſeinem „elterlichen Hauſe“ aufgewachſen ſei, was teils ganz falſch und teils ſehr ſchief ausgedrückt iſt. Die Geſchichte mit dem Erzherzog teilt aber Seiler ſelbſt nur als eine Schnurre mit, als einen „delikaten Punkt“, über den Weitling „ſtets ſehr verſchwiegen“ geweſen ſei und von dem er nur in „heiteren“ Augenblicken geſprochen habe. Danach hat ein „gefallener Engel“, die Geliebte eines Erzherzogs, ſich „dergeſtalt in den blauäugigen norddeutſchen Blumenfabrikanten verliebt, daß infolge einer Überraſchung der beneidenswerte Proletarier gerade noch Zeit fand, den Rachegelüſten des ergrimmten Gebieters derſelben durch irgendeine verborgene Hintertür in den Sicherheitshafen von Paris zu entſchlüpfen“. Von einer polizeilichen Ausweiſung Weitlings aus Wien, die der gefoppte Erzherzog bewirkt haben ſoll, ſagt Seiler nichts.

Nun kann und mag ſogar das Hiſtörchen ſich ſo abgeſpielt haben, wie Seiler erzählt. Es wäre nicht das erſtemal geweſen und wird ebenſowenig das letztemal geweſen ſein, daß ein kräftiges Weib von gutem Geſchmack an einem friſchen und hübſchen Proletarier größeren Gefallen gefunden hat, als an irgendeiner ledernen Kaiſerlichen oder Königlichen Hoheit und nur ein verrannter Bußprediger könnte Weitling tadeln, daß er ſich gegenüber den Lockungen dieſer Potiphar nicht als keuſcher Joſeph bewährt habe. Aber in anderer Beziehung tritt die Schnurre, oder genauer ihre Ausbeutung durch die bürgerliche Geſchichtsſchreibung, dem Charakter Weitlings zu nahe. Da es ſich um keine preußiſche, ſondern um eine öſterreichiſche Hoheit handelt, ſo ſchreibt Treitſchke mit tragiſcher Gebärde: „So lernte Weitling die Schwäche und die Rachſucht der Mächtigen dieſer Erde aus der Nähe kennen.“ Und wenn auch nicht in ganz ſo komiſcher Form, ſo wird auch ſonſt von bürgerlichen Hiſtorikern die angebliche polizeiliche Ausweiſung Weitlings aus Wien als der Anlaß bezeichnet, der ihn nach Paris unter die franzöſiſchen Kommuniſten getrieben habe. Dem ſteht aber Weitlings eigene Angabe gegenüber. Danach hat er aus Sehnſucht nach gleichgeſinnten Männern ſeine lohnende Arbeit in Wien aufgegeben und iſt nach Paris gewandert, wo er, bei kümmerlichem Lohne, ſich doch nie nach den Fleiſchtöpfen Ägyptens zurückgeſehnt habe. Und um nachzuweiſen, daß dieſes Zeugnis Weitlings in keiner Weiſe durch die Schnurre von dem Erzherzog entkräftet wird, war ein näheres Eingehen darauf notwendig, als ſich ſonſt rechtfertigen würde.

Auf die Anekdoten Seilers, das unkritiſche Nachplappern des Bluntſchli-Berichts, oder gar ſeine noch verhunzte Wiedergabe in dem Stieber-Wermuthſchen Machwerk über die Kommuniſtenverſchwörungen, endlich auf einen tendenziös zurecht gemachten Auszug aus Weitlings Schriften ſtützt ſich die bürgerliche Geſchichtsſchreibung über Weitling, insbeſondere die berufene Kompilation Georg Adlers über den vormärzlichen Sozialismus.

Die erſte gute Darſtellung von Weitlings Leben und Lehre gab Emil Kaler in ſeiner als elftes Heft der Sozialdemokratiſchen Bibliothek erſchienenen Schrift: Wilhelm Weitling. Seine Agitation und Lehre im geſchichtlichen Zuſammenhange dargeſtellt. Hottingen, Zürich. Verlag der Volksbuchhandlung, 1887.

Die Arbeit Kalers zeichnet ſich namentlich nach zwei Richtungen aus. Einmal gibt ſie eine ſehr eingehende Darſtellung von Weitlings ſchweizeriſcher Agitation, ſowie ihrer Ausläufer nach Weitlings Verhaftung, mit kritiſcher Würdigung des Bluntſchli-Berichts und zum Teil auch nach neuem, aus dem Züricher Staatsarchiv geſchöpften Material. Dann aber unterſucht ſie ausführlich Weitlings Abhängigkeit vom franzöſiſchen Sozialismus, wobei ſie zu ſehr lehrreichen, wenn auch nicht durchweg unanfechtbaren Ergebniſſen gelangt.

Da Kalers Schrift noch heute recht leſenswert iſt, ſo halte ich es für angezeigt, wenigſtens kurz anzudeuten, worin meine Auffaſſung von ihr abweicht. Weshalb ich im allgemeinen auf den Nachweis, ob und inwieweit Weitling von früheren Sozialiſten abhängig iſt, nur einen geringeren Wert lege, habe ich ſchon in der Einleitung angedeutet. Da der moderne Sozialismus ſeit St. Simon und ſelbſt ſchon ſeit Thomas More aus den Übelſtänden der kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe entſtanden iſt und dieſe Übelſtände beſeitigen will, ſo haben alle modernen Sozialiſten eine gewiſſe gemeinſame Denkweiſe, und um die hiſtoriſche Stellung eines einzelnen Sozialiſten zu beſtimmen, kommt es viel weniger darauf an, worin er ſeinen Vorgängern gleicht, als worin er ſich von ihnen unterſcheidet. Wohin die einſeitige Aufhäufung von Ähnlichkeiten führen kann, zeigt ja ſchon die zu einer kleinen Bibliothek angeſchwollene Makulatur der bürgerlichen Profeſſoren, in der haarklein mit aller Genauigkeit weitläufiger Zitate nachgewieſen wird, daß Laſſalle in ſeinem Arbeiterprogramm und ſeinem Offenen Antwortſchreiben oder gar Marx und Engels in ihrem Kommuniſtiſchen Manifeſte „eigentlich“ nichts geſagt hätten, was ſich engliſche und franzöſiſche Sozialiſten nicht ſchon an den Schuhen abgelaufen hätten, geſchweige denn, daß der gute Rodbertus die „Priorität wichtigſter Gedanken“ vor ihnen voraus hatte.

Nun bin ich ſelbſtverſtändlich weit entfernt, Kalers ehrliche und mühſame Arbeit mit dieſer Makulatur in einen Topf zu

werfen; Kahler unterſucht nicht nur, worin Weitling ſeinen Vorläufern ähnelt, ſondern auch worin er ſich von ihnen unterſcheidet; er ſagt ausdrücklich: „Bei alledem (nämlich bei aller Abhängigkeit Weitlings von franzöſiſchen Sozialiſten) müſſen wir Weitling ſeinen franzöſiſchen Vorbildern gegenüber eine höhere Stellung einräumen, als ſeinen deutſchen Vorgängern und Zeitgenoſſen vor 1845; er geht über Fourier, Cabet und Proudhon hinaus, indem er einerſeits den humanitären, allgemein menſchlichen Sozialismus mit ſeiner friedlichen Propaganda durch den proletariſchen, auf den Gegenſatz der Klaſſenintereſſen gebauten und revolutionär gewordenen, weil die Unverſöhnlichkeit der vorhandenen Gegenſätze erkennenden Kommunismus erſetzt, andererſeits auf alle Einzelmaßregeln verzichtet, die auf rein juriſtiſchem Wege und durch bloße Ausnutzung der Adminiſtrativgewalt des Staates die Ausbeutung des Menſchen beſeitigen ſollen.“ Das iſt vollkommen richtig, aber wenn Kaler nun im einzelnen unterſucht, worin und inwieweit Weitling vom franzöſiſchen Sozialismus abhängig iſt, greift er doch manchmal daneben.

So ſagt er, Weitling habe die Anſichten John Grays und Proudhons über das Geld keineswegs überwunden. Nun hat Weitling von John Gray ſicherlich nichts gewußt; Gray iſt erſt durch die Schrift, die Karl Marx im Jahre 1847 gegen Proudhon richtete, allgemein bekannt geworden. Proudhon hatte aber noch keine Silbe über das Geld veröffentlicht, als Weitling ſeine erſte Schrift, und ſogar noch nicht, als Weitling ſeine Hauptſchrift veröffentlichte. Einen ähnlichen Mißgriff begeht Kaler, wenn er den Einfluß Cabets auf Weitling in deſſen erſter Schrift „noch offenkundiger“ hervortreten ſieht, als in Weitlings ſpäteren Schriften. Dabei iſt Weitlings erſte Schrift 1838, Cabets Utopie aber 1840 erſchienen; die ſpätere Schrift kann natürlich die frühere nicht beeinflußt haben. Ich habe darauf ſchon in einer Anmerkung meiner Parteigeſchichte aufmerkſam gemacht, und inzwiſchen gefunden, daß Weitling ſelbſt bereits in ſeiner amerikaniſchen Zeit in einer Polemik mit Cabet denſelben zwar nur rein chronologiſchen, aber gleichwohl völlig durchſchlagenden Grund gegen ſeine angebliche Beeinfluſſung durch Cabet geltend macht.

Im allgemeinen iſt die Abhängigkeit Weitlings vom franzöſiſchen Sozialismus unbeſtreitbar, im einzelnen aber ſehr ſchwer nachweisbar. Die ſozialiſtiſchen Gedankenkeime lagen zur Zeit, wo Weitling in Paris lebte, ſozuſagen in der Luft, die er einatmete, und da er kein zitatenfroher Profeſſor war, ſo nahm er ſeine geiſtige Nahrung, wo er ſie fand, unbekümmert darum, wem er dafür ſchön Dank zu ſagen hatte. Vieles mag ihm auf wer weiß welchen Umwegen zugekommen ſein. Um ein Beiſpiel dafür anzuziehen, ſo zählt er im Schlußwort zur dritten Auflage

die Reichen auf, die ſich durch die Macht der ſinnlichen Genüſſe nicht beherrſchen ließen, ſondern als Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung ſich auf die Seite des Proletariats ſchlügen. Es liegt ihm offenbar daran, die Reihe möglichſt lang zu machen; er beginnt mit Thomas More und endet mit Marx, Engels und Heß, denen er ſonſt dazumal nicht Übles genug nachzuſagen wußte, wie er denn auch hinzufügt, nur ſehr wenigen unter ihnen ſei es gegeben, alles für die Sache in die Schanze zu ſchlagen. Aber gerade den, unter dem Geſichtspunkte, unter dem Weitling dieſe Liſte zuſammenſtellt, beweiskräftigſten Schwurzeugen ſeiner Sache, der auch wirklich alles für ſie in die Schanze zu ſchlagen gewußt hat, läßt Weitling aus: nämlich St. Simon, den Herzog und Pair von Frankreich. Auch ſonſt erwähnt Weitling nie dieſen Namen, und wenn er ihn je gekannt haben ſollte, ſo hat er jedenfalls nie eine Schrift St. Simons in der Hand gehabt. Gleichwohl findet ſich in ſeinen Schriften mehr als ein ſaint-ſimoniſtiſcher Gedanke.

Will man mit einiger Sicherheit die franzöſiſchen oder vielmehr — da einer davon ein Engländer war — diejenigen Sozialiſten nennen, die einen entſcheidenden Einfluß auf Weitling gehabt haben, ſo ſind es ihrer drei: Lamennais, Owen und Fourier. Lamennais war der geiſtige Herrſcher im Bunde der Geächteten, als Weitling in dieſen Bund eintrat, zur Zeit, wo, wie Weitling mit einem hübſchen Wort über Lamennais ſagt, „der damals noch ungetaufte und noch im Embryo liegende Kommunismus von den gewaltigen Gefühlsſtrömungen eines Mannes genährt wurde, deſſen Verſtand ſich *gegen* dieſe Richtung kehrte, ohne wahrzunehmen, daß ſein eigenes Herz ſich dahinein ergoß". Von Lamennais hat Weitling in der Form viel gelernt, wie er auch eine Schrift von Lamennais ins Deutſche überſetzt hat; auf der andern Seite iſt er freilich auch nie die religiöſe Richtung losgeworden, die der ſozialiſtiſchen Propaganda von Lamennais das kennzeichnende Gepräge gab.

Stärker auf Weitling iſt der Einfluß Owens geweſen, den Kaler in dieſem Zuſammenhange, ſo weit ich ſehe, überhaupt nicht nennt. Von Owen hat Weitling übernommen, was er zur Beſeitigung des Geldes zu ſagen hat. Kaler hat hier Dinge zuſammengeworfen, die wohl zu unterſcheiden ſind. Hiſtoriſch hat es drei Utopien des papierenen „Arbeitsgeldes" gegeben. Erſtens die großbürgerliche Utopie von Owen, die die unmittelbar vergeſellſchaftete Arbeit, die Gütergemeinſchaft vorausſetzt und inſofern logiſch gedacht war, aber als praktiſcher Verſuch, die kapitaliſtiſche in die kommuniſtiſche Geſellſchaft überzuleiten, notwendig ſcheitern mußte. Zweitens die kleinbürgerliche Utopie von Gray und ſpäter Proudhon, die die Warenproduktion beibehalten

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06308 3490

BOUND

FEB 21 1950

UNIV OF MICH
LIBRARY